

INHALT

| | |
|--|-----|
| Der Maler Wilhelm Riefstahl (1827—1888) / <i>Annelise Wagner</i> | 7 |
| Frühes Lebenslied | 29 |
| Der Knabe Elk | 30 |
| De Weg to Gott / <i>Otthinrich Müller</i> | 50 |
| Die „Wohld“ / <i>Dr. Hans-Joachim Deppe, Berlin-Grunewald</i> | 51 |
| Die Engelchöre an den Neubrandenburger Stadttoren / <i>Friedrich Scheven</i> | 64 |
| „Hegel war mein Freund“ / 2. Fortsetzung und Schluß / <i>Hans-Ewald Wohlfahrt</i> | 71 |
| Die zwei Turmuhren / <i>Christian Morgenstern</i> | 82 |
| Der Marquis von Keith / <i>Fritz Hagemann</i> | 83 |
| Die Unbekannte / <i>Fritz Hagemann</i> | 87 |
| Albert Krietsch wird 80 Jahre alt | 88 |
| „Herr Walther von der Vogelweide, der ist mein Meister gewesen“ / <i>Otto Lemke</i> | 90 |
| Der große Waldbrand an der Müritz / <i>Goede Gendrich</i> | 93 |
| Fremdstämmige Literatur in Mecklenburger Platt / <i>Gerd Lüpke</i> | 101 |
| 20 Jahre Karbe-Wagner-Archiv | 108 |
| Bücher- und Buchbesprechung | 110 |
| Ferdinand Trömel † | 111 |



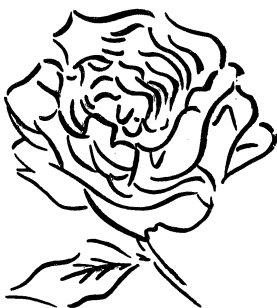
Wilhelm Riefstahl, 1827—1888



Ansicht von Neustrelitz um 1843

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



42. Jg. - Nr. 76/77

Göttingen

Frühjahr 1977

Verlag: Göttinger Universitäts- und Landesbibliothek

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,— DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann, 24 Lübeck, Brahmstraße 27,
und Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder,
3101 Wieckenberg, Stechinellstraße 11

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

Der Maler Wilhelm Riefstahl (1827-1888)

Ein Beitrag zu seinem 150. Geburtstag

von Annelise Wagner

Das Werk Wilhelm Riefstahls ist heute vergessen, wenn auch in den Deutschen Kunstgeschichten vor 1945 sein Name noch genannt wird. Die großen und besten Arbeiten sind in vielen Kunstgalerien Deutschlands magaziniert (München, Schwerin, Karlsruhe, Dresden, Berlin usw.). Riefstahl gehört zu der Gruppe bildender Künstler, die zu ihren Lebzeiten voll anerkannt und gekauft wurden und zwar zu höchsten Preisen 10 000—25 000,- M). Selbstverständlich kaufte auch das Neustrelitzer Museum vieles und hatte ein Riefstahl-Zimmer in seinem Landesmuseum eingerichtet. Aber diese Werke sind mit andern berühmter Maler (Canaletto, Frz. Krüger, Kannengießer, Unger usw.) 1945 verbrannt. Riefstahl ist als Maler schwer einzuordnen, da er weder ein reiner Genre- noch Historienmaler ist, weder ein „Zimmermaler“ der Romantik, des Biedermeier, wie z. B. sein Landsmann Kersting der des klassischen Interieurs war.

In vielen Studienblättern ist er C. D. Friedrich verwandt, obgleich er nicht wie dieser die Landschaften im Atelier malte, sondern draußen unter freiem Himmel. Seine Figurenmalerei erinnert an Defregger. Von der „geschwätzigsten Historienkunst“ seiner Zeit ist er weit entfernt. Seine Landschaften und die Architekturmalerei, meist sakrale Bauten, sind weder Vorder- noch Hintergrundmalerei zu seiner darin befindlichen Staffage, der vielen menschlichen Figuren. Sie bilden eine natürlich gewachsene Einheit. Zahlreiche Skizzen und Studien machte R. von einzelnen Personen seiner menschlichen Gruppen, die in einer Prozession, einem Trauergesolge, dem Festakt der Taufe eines Kindes, Allerseelentag, Anatomiesaal in Bologna, Glaubensboten, Begräbnis in Appenzell, Hochzeitszug in Passeier, Bauerndeputation, Feuer-, Salzweihe in Stuls, Bischofsversammlung usw. auftraten. Gerade als *Zeichner* ist R. *unerreicht* und Menzel vergleichbar. Die vielen Gewandstudien sind sprechend dafür, wie gewissenhaft, fleißig und gekonnt er die bäuerlichen Trachten der Tiroler und die der katholischen Würdenträger zeichnete. Man vergleiche hierzu das Werkverzeichnis. Typisch für R. ist, daß er nie einen einzelnen Menschen in seine Komposition stellte, stets sind es mehrere. Oft bat er auch den Einzelnen, Markantesten in sein Atelier, um in Ruhe gründliche Arbeit am Porträt vorzunehmen.

Es ist vielleicht begreiflich, daß ihn als kühlen Norddeutschen das Malerische der katholischen Kultfeiern faszinierte, ebenfalls die Antike Roms und die alten Klosterbauten (Maulbronn, Meran, Bozen), sowie die alpine und römische Landschaft. Seit er den Süden: Tirol und Italien entdeckte, malte er nicht mehr in seinem Heimatland. Trotz der vielen Arbeiten an den katholischen Kult-Szenarien blieb er streng protestantisch. Vielleicht sind sein zeichnerisches Werk sowie die zahlreichen Ölstudien für uns heute bedeutsamer als seine großen Prachtgemälde.

Das Leben Riefstahls ist eigentlich ein Wanderleben gewesen bis auf die Jahre, wo er als Lehrmeister arbeitete. Vielleicht war er auch auf der Suche nach einem neuen Stil: er lehnte die theatralische Historienmalerei seiner Zeit ab. Ich bin sogar der Ansicht, nachdem ich über 15 000 Briefe seiner Hand gründlich durcharbeitete, daß R. oft auf der Flucht vor der gähnenden Leere war. Er konnte sie nicht füllen, flüchtete sich immer wieder zu den einfachen Tiroler Bauern, zu den Unkomplizierten sowie zu den primitiv Gläubigen. Es war in der Kunst bei vielen problematisch Schöpferischen eine gewisse Lethargie eingetreten.

Dieses kleine Porträt Wilhelm Riefstahls gehört in die regionale Kulturgeschichte, obgleich es nur als regionaler Beitrag in den ersten 20 Schaffensjahren Riefstahls einzuordnen ist, als er noch in die Heimat reiste und dort arbeitete. (Siehe Werkverzeichnis).

Man könnte Riefstahl noch als Folkloristen einreihen, da er den Hirten und Bauern Tirols und Oberbayerns sowie auch in Italien nachging, mit ihnen zusammenlebte und sie in der Arbeit und im Feiertag malte, ihre Lebensgewohnheiten studierte und in den Sennhütten das Nachtlager auf Heu mit ihnen teilte.

Seine großen Verkaufserfolge und die damit verbundene finanzielle Sorglosigkeit machten ihn nicht glücklich, da seine problematische Natur sich selbst scharf kritisierte und seine Kompositionen ihn letzten Endes nicht so befriedigten wie der Erfolg derselben schien.

Deshalb schlug er auch die Lehramtsangebote in Dresden und Breslau aus. Er hatte sein Ziel in seiner Arbeit und freien Kompositionstätigkeit noch nicht erreicht.

Das Architekturzeichnen, das er in den ersten Berliner Jahren fleißig geübt und lieb-gewonnen hat, erlebte in den Römischen Städten eine Renaissance in den sakralen Bauten.

Trotz allem überzeugte die Kunstfreunde seine ehrliche Kunst, da sie erlebt und gekonnt war.

Der Maler und Mensch

Wilhelm Riefstahl wurde am 15. August 1827 als Sohn eines Schnürleibmachers in der Glambecker Straße in Neustrelitz geboren. Er war ein sehr zartes und verträumtes Kind und wie gebannt nach allen Schönheiten. Zeichnen und Malen waren schon mit 4 Jahren seine Hauptbeschäftigung und in der Schulzeit war es nicht anders. Einmal bemalte eine Kathederwand so genial, daß der Lehrer überrascht davor stehen blieb und anstatt ihn zu züchtigen, sagte: wisch das nicht ab, sag Deinen Eltern, sie sollen sich das heute nachmittag ansehen!

Mit großer Liebë hing er an seiner Vaterstadt, seinen Lehrern und Kameraden, den Parklandschaften von Neustrelitz und besonders der damals viel besuchten Fasanerie. Aber neben der Bildenden Kunst entfaltete sich auch ein lebhaftes Interesse für Literatur und Musik, das bis an sein Lebensende gemeinsam mit seiner Frau von ihm gepflegt wurde. Nach dem Besuch der Realschule wurde im elterlichen Rat entschieden, daß der Sohn sich vom Stubenmaler zum Dekorationsmaler heraufarbeiten solle. Zum Studium auf einer Akademie war kein Geld vorhanden. In dieser Lehrlingszeit verdiente er sich schon mit kleinen Zeichnungen von Städteansichten: Post, Markt, Schloßgarten etc. ein zusätzliches Geld. Als er eines Tages in der Seestraße einen Torweg anstrich, kam der Schulrat Eggers vorbei und war entsetzt über die Tätigkeit des Jungen, „es sei doch besser, wenn er zeichnen und malen würde. . .“ Als er am Abend von der Arbeit heimkehrte, hörte er, daß Eggers inzwischen bei seinen Eltern gewesen war und diese überzeugt hatte, daß er dies Handwerk aufgeben müsse.

So stieg er denn eines Tages auf den Stadtkirchenturm und begann zarte, feine Aquarelle vom Marktplatz zu machen. Die Bilder wurden später in Berlin als Lithographien vervielfältigt und in Neustrelitz verkauft.

1843 faßte er mit den Eltern den Entschluß, nach Berlin zu reisen, vorläufig bei einem Onkel zu wohnen, um dort das Lithographieren zu erlernen und die Akademie zu besuchen. Er stellte sich in der Landschaftsklasse bei dem damals berühmten Prof. Wilhelm Schirmer vor, schrabte mühselig seine 3 Taler Einschreibgebühr zusammen und begann so die Laufbahn eines akademischen Malers. Fleiß und Fortschritte in der Arbeit führten ihn bald in eine höhere Klasse. Seine kleinen, nebenbei erledigten, Auftragsarbeiten brachten ihn in die Lage, sich ein kleines eigenes Zimmer zu mieten. Das Lithographieren beherrschte er in Kürze so, daß er sich ein gutes Zubrot damit verdiente.

Schon nach 4 Jahren wird er Mitarbeiter an der Kuglerschen Kunstgeschichte mit graphischen Blättern und kann sich seinen Lebensunterhalt jetzt selbst verdienen. Der Verein der Kunstfreunde kauft sein erstes größeres Bild „Die nordische Heide“. Er bekommt nach heutigem Geld 240,- M dafür. Das gibt ihm mächtigen Auftrieb, da er

jetzt schon mit dem Unterstützen der Eltern beginnen kann und ihnen die ersten 20 Taler sendet.

In den Semesterferien werden Reisen nach Havelberg und Tangermünde gemacht. Mit einer gefüllten Studienmappe kehrt er zurück. Der erste Besuch in seiner Vaterstadt ist fällig, um auch dort erneut die Stadt und Landschaft in seinem Skizzenbuch festzuhalten. Bei dem großen Brand der Krolloper und der Totenfeier für den Komponisten Spontini versucht er sich als Historienmaler. Im folgenden Sommer kann er eine größere Studienreise antreten, Ziel ist Westfalen und der Harz. Er entdeckt die eigenwilligen westfälischen Bauerngestalten in ihrer schlichten Tracht, den breitkrämpigen Hüten und weißen leinenen Kitteln; alles große breite Gestalten mit markanten fälischen Gesichtern. Er fährt nach Bielefeld, um den Verleger Klasing zu besuchen und mit ihm seine Idee, ein großes Bilderwerk des westlichen Vaterlandes zu schaffen, zu besprechen. Viele Fußreisen durch das Ruhrtal, den Teutoburger Wald und den ganzen Rheingau sind dazu nötig. Verleger und Künstler wurden sich einig, und die Arbeit konnte beginnen.

Das Jahr 1853 wurde das Jahr seiner Liebe. Er offenbarte sich seiner Christiane, einer wahlverwandten intelligenten jungen Erzieherin, die er schon als ganz junger Mensch verehrte. Es ist die Tochter des Musiklehrers Heinr. Riefstahl.

Ein Besuch beim Altmeister Cornelius, dem Nazarener, der viel in Italien weilte und malte, weckte in Riefstahl die große Sehnsucht nach dem Süden Europas.

Vorerst riefen ihn aber weitere Aufträge in die Heimat. Ein Atelier im Hobehaus war verlockend, um in Ruhe arbeiten zu können. Schnell fand er auch Gönner — und einen Freundeskreis in dem Buchhändler Barnewitz, dem Arzt Dr. Götz und seinem Malerkollegen Prof. Kannengießner. Es entstanden mehrere Arbeiten: „Im Garten vor dem Hobehaus“, ein großes sehr wirksames Ölbild, das später lithographiert wird, eilige Aquarelle vom „Marktplatz“, das „Hohenzieritzer Schloß“ u. a. m. Der Lithograph Korn in Berlin tritt jetzt als Verleger der neuen Arbeiten auf.

Im Herbst wird in Berlin das angefangene Westfalenwerk in 20 großen farbigen Steinzeichnungen wieder in Angriff genommen. Jedes gute Malwetter wird für die Draußenarbeit nach der Natur unter freiem Himmel genutzt. Die märkische Landschaft mit ihren Havelseen bot Motive genug, ebenso die Städte Havelberg, Tangermünde u. a.

Wie C. D. Friedrich und G. Carus Studienfahrten nach Rügen machten, so auch Riefstahl. Die Landschaft am Meer, die Fischerkaten und Zeesenboote und Netzflicker, darüber der wolkenschwere Himmel und der laut und leise brausende Wellengang der Ostsee. So entstand „die Mondlandschaft auf Rügen“, auch „Nordische Heide“ genannt. Der erste Versuch, Menschen in die Landschaft zu stellen, war geglückt. Dieses Bild erregte Aufsehen in der Ausstellung des Berliner Künstlervereins. Karl Gerok besang es mit seinem Dichtermund.

Der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Österreich mit seinen unabsehbaren Folgen für Deutschland wirkte sich auf den Berliner Künstlerkreis lähmend aus. Dazu kam die viele Einquartierung.

Wieder in die Heimat zu fahren, war ein guter Gedanke. Aufträge von Großherzog Georg lockten ihn: Sonnenuntergang am Tollense-See, Park Hohenzieritz, Burg Stargard, Schweizerhaus, Schloßgarten, Glambecker See. Er durfte den Hobesaal wieder als Atelier nutzen. Zum 50jährigen Jubiläum des Carolinums (das auch die Realschulklassen beherbergte), zeichnete er das Schulhaus mit einigen Lehrerpersönlichkeiten auf der Straße.

Eine zweite Westfalenreise war danach nötig geworden, da ein neues Mappenwerk mit Rheinmotiven in Auftrag gegeben war.

1858 nach einer zweiten Rügen- und Hiddensee-Reise kehrt R. mit der „Strandpredigt“ heim, die ein großer Erfolg wird, und die Adolf Menzel sehr bewundert.



Wilhelm Riefstahl
Stehendes Bauernmädchen aus dem Passeiertal
Ölfarbe · 26,6 x 18,5 cm · Bez. u. r.: W. Riefstahl
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

„Am Donnerstag waren wir bei Menzel. Nach einer künstlerischen Beratung im Atelier, wo wir u. a. zwei große Friedrichsbilder sahen, wurden wir ins Wohnzimmer gebeten, wo schon eine Gesellschaft von 20 Personen versammelt war. Die Wohnung ist schlicht, aber interessant eingerichtet. Die Wände schmückten viele Arbeiten des Meisters. Bald begann der Tanz, an dem wir ununterbrochen teilnahmen und der bis 1 Uhr dauerte. Dann ging's zu Tisch und um drei Uhr waren wir erst zu Hause. Menze, ist ein lieber, aufrichtiger und prächtiger Mensch, in der Unterhaltung lebendig, voll eigentümlicher Ansichten, und er begleitet seine Reden stets mit lebhaften Gesten, so daß er dadurch gewissermaßen seine kleine Figur ersetzt und auch in der größten Gesellschaft sofort sich Geltung verschafft. Neulich konnte sich Menzel gar nicht von meinem „Hünengrabe“ trennen. „Ist das Ding schön, ein Stück Welt, Poesie, Meisterstück!“ Solche und ähnliche Ausrufe hörte ich aus der Ferne, dann kam er selbst zu mir, machte mir eine Verbeugung und sagte: Herr Riefstahl, meine tiefste . . . und dann ging's in diesem Tonfall noch eine Zeitlang weiter. Das war mir mehr wert, als die 6 Friedrichsdor Honorar“.

1860 kann R. nun nach längerer Verlobungszeit Hochzeit halten und ein geselliges Leben im Freundeskreis führen. Zu diesen Menschen gehörten: Adolf Menzel mit Schwester und Schwager, Reinhold Begas (Bildhauer), der Genremaler Knaus, der Historienmaler Meyerheim, der Prof. Hildebrandt und der Dichter Paul Heyse. In diese Zeit fällt auch eine Begegnung mit Theodor Storm und die Illustration zu einem seiner Werke. Inzwischen hat auch das Westfalenwerk seinen Weg in die Öffentlichkeit angetreten und wurde als das schönste Bilderwerk der Roten Erde bezeichnet, es hatte großen Erfolg für Verleger Klasing und den Maler Riefstahl. 1861 wird das erste Kind geboren, doch es verläßt schon nach vier Wochen wieder diesen Stern. Über den großen Schmerz hilft den Eltern die Einladung eines Freundes zu einer Reise in den Süden hinweg. Die Alpen, Mailand, Verona standen auf dem Reiseprogramm. In Appenzell und in der alpinen Landschaft erkennt Riefstahl jetzt seine eigentliche Berufung als Maler. Die Menschen in ihren farbigen Trachten, die klare Luft, die Berge mit dem malerischen Felsgehänge und den schmalen Grasterrassen, den verhüllten Gipfeln, den Sennhütten und sauberen bunten Bauernhäusern — Farben, wie er sie bisher noch nicht gesehen hatte. Sein Malerauge trank sich satt. Das erste große Bild entsprach dem letzten schweren Erlebnis: „Kinderbegräbnis in einem Hochtal am Säntis.“ Eine Vielzahl von Einzelstudien an den Dorfbewohnern, die an dieser Feierlichkeit teilnahmen, war nötig, um später alles komponieren zu können. Ein französischer Kunsthistoriker beurteilte diese Arbeit wie folgt: „So mächtig ist die unmittelbare Wirkung dieser Leinwand, daß inmitten eines großen Saales, gefüllt mit Bildern lebhaftester Art und Farbe, das Auge des Beschauers sofort zu dem Gemälde hingezogen wird. Ich war vollkommen betroffen von der schlagenden Wahrheit dieses Bildes und fühlte mich zurückversetzt in die Berge, deren reine belebende Luft ich vor wenigen Tagen genossen hatte. Fabel, Geschichte, Drama, Phantasie sind gewiß anziehende Dinge für die Malerei, aber in der Landschaft geht doch nichts über die Wahrheit!“

Täglich grüßte die jungen Eheleute der schneeeumhüllte Säntis von ihrem „Alpstein“-Häuschen. Die erste Figur in diesem Bild war der alte Säntisführer Gabriel Dörig, ein prachtvoller Typ, und die alte Großmutter mit der Flügelhaube war die zweite. Gewandstudien wollten kein Ende nehmen. Die stillen langen Arbeitstage gingen wie im Fluge dahin. Figuren im Freien, mitten in der Landschaft gemalt, war damals etwas ganz Neues und erregte noch viel Aufsehen. Der Abschied vom Säntis fiel Riefstahl schwer, doch das Ahnen, Italien hätte wahrscheinlich noch größere Reize, ließ sie aufbrechen. Jubelnd zogen sie in Bella Italia ein, wenn es auch noch strichweise mit Schnee und Eis bedeckt war. Sie genossen den malerischen Wasserfall in dem gefährlichen Liratal, wo der Madesimo 800 Fuß senkrecht herunterstürzt. Sie kamen an zerstreuten armseligen Hütten vorüber, wo die Menschen so pittoresk herumlagen, Menschen, die schon andere Sprache sprachen, durch Kastanienwälder, Weingelände und Dörfer, bis sie schließlich Chiavenna, paradiesisch an der Maira gelegen, erreicht hatten. Hier war nur kurzer Aufenthalt, denn der Comer See war das eigentliche Ziel. Den

Abschluß eines solchen Tages bildete eine Gondelfahrt beim Sonnenuntergang. „Hier hören die Worte auf, meiner Mutter schickte ich ein Lorbeer-, Myrthen- und Ölbaumblatt“.

Mailand mit seinen zierlichen Marmorbauten, den unzähligen Türmchen in dunkelblauer Nacht — wie ein Märchen. In der Bibliothek des Hl. Ambrosius wurde nicht versäumt, die berühmten Kartons von Rafael zu seiner Schule von Athen zu betrachten. Verona war dann schon ein echter italienischer Vorgeschmack, besonders durch die Arena, die an graue Vorzeit erinnerte. „Jedes Haus in der Stadt sieht so aus, als hätten Romeo und Julia darin gespielt. Durch die Straßen fuhren die Melonenhändler mit ihren großen Karren. Oben auf den Früchten lag des Händlers kleines Kind, nackt, stark und wohlgebaut und guter Laune, wie der Vater, der offenbar die größte Freude an ihm hatte, und es immer zwischen den Meliorufen in die Arme nahm und herzte.“

Auf der Rückreise wurde das Passeiertal mit den Orten St. Martin, St. Leonhard und des Sandwirts (Andreas Hofer) Geburtshaus noch besucht. Das Passeiertal und das Hoferhaus sollte später Riefstahls Lieblingsaufenthalt werden. Fast alljährlich kehrte er hier ein bei der Enkelin des Andreas Hofer. Die ganze Familie stand ihm bei seinen vielen folgenden Arbeiten Modell.

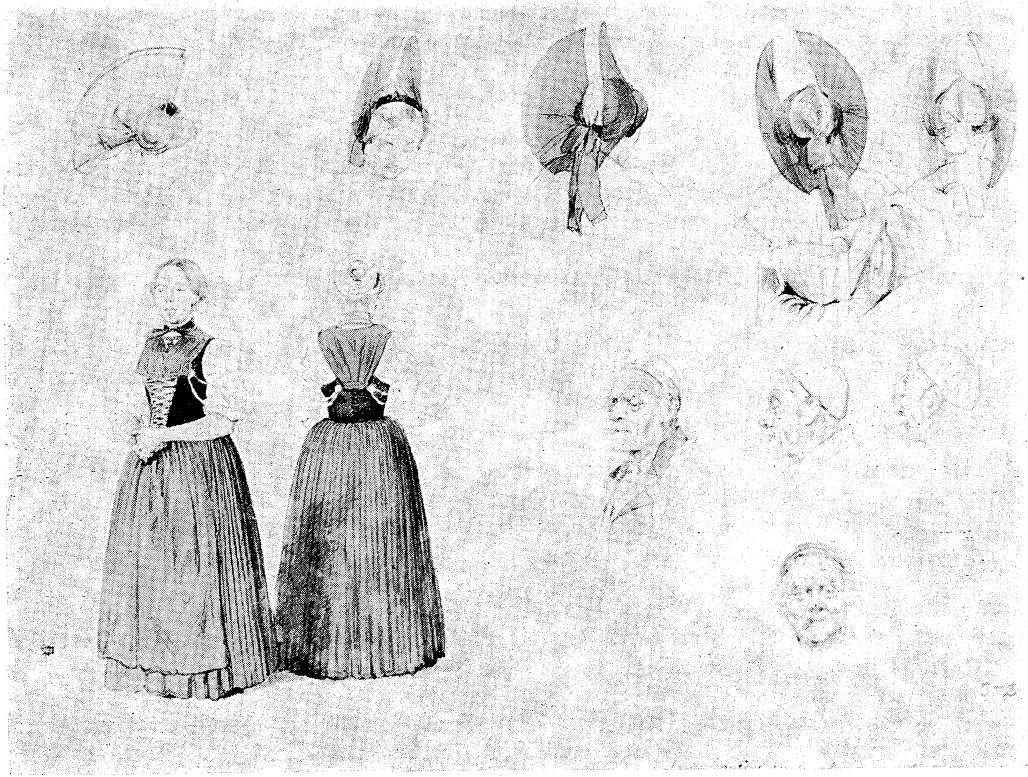
Nach Berlin zurückgekehrt, nahm das gewohnte gesellige Leben wieder seinen Lauf. Für die Frau trat eine neue Abwechslung ein. Der nicht zu unterdrückende Hunger nach Musik (ererbte vom Vater, Musiklehrer und Komponist Heinrich Riefstahl) fand durch die Aufnahme im Sternschen Konservatorium seine Befriedigung.

Die schwere Aufnahmeprüfung bestand Christiane R. glänzend. „Sie haben ein seltenes Talent.“ So stand sie eines Tages Schulter an Schulter mit den großen Sängerinnen der Zeit: Jenny Meyer und Frau von Bülow, der Tochter Franz Liszts.

Am 28. 2. 1862 wurde ein zweiter Sohn Erich geboren, der das Erbe seines Vaters als Maler antreten sollte.

Wieder war eine Passeierfahrt fällig, um neue wildromantische Entdeckungen zu machen. Riesige bemooste Felsblöcke von uralten Bergstürzen, hausgroß, in Turmestiefe der Bach. In dieser Wildnis wurde den ganzen Tag gearbeitet. „Das Volk liegt mir am Herzen, sein Wesen, seine Art sind noch gänzlich ungebrochen, es ist eng mit dem Lande verknüpft. Kämpfend gewinnt es ihm Leben ab, und jeder waffenfähige Mann zieht nach eigener Wahl und in seiner volkseigensten Weise gegen den Feind, der Herd und Boden bedroht. An den Schultern hängen noch ihre alten Büchsen. Die malarische Tracht, die Gesichter von edelstem Schnitt . . . kurz, es gab nichts Interessanteres für einen Maler als das Passeierländchen.“ Zwischen St. Martin und St. Leonhard lag das Hoferhaus. „Von meinem Zimmer aus konnte ich diesen stattlichen Bau vor dem Tor sehen, er liegt hart an der Passer und im Schatten der Schwarzpappeln. Er ist der größte Bauernsitz im Tal und gelangte aus den Händen der Herren von Passeier, einem alten Adelsgeschlecht, 1664 durch Kauf in den Besitz der Familie Hofer, die ursprünglich aus dem Ötztal stammt. Draußen ist das Haus noch unverändert geblieben, die einzigen Reliquien im Hause liegen oben in einem Schrank: die Kleider und Waffen Hofers sowie der berühmte Brief, den er drei Stunden vor seinem Tode aus Mantua an seinen Freund schrieb, in dem er Abschied von den Seinen nimmt. Sie gaben die Quelle für Julius Mosers berühmtes Lied: zu Mantua in Banden.“

Noch bis 1885 lebte dort der Schwiegersohn Hofers, der Brühwirt Holzknecht, Josef. Auf dem letzten großen Schützenfest zu Wien und Innsbruck war dieser alte 80jährige noch der umschwärmteste Mittelpunkt Patriotischer Exaltationen. In Wien erschien er in Hofers Kleidung, die alte zerfetzte grünseidene Tiroler Fahne in der Hand. Bei der kaiserlichen Tafel wurde er ausgezeichnet und beschenkt, und die vornehmsten Damen Wiens hat er zum Tanz geführt. Die Erinnerung dieses Mannes reichte mit voller Klarheit bis in die Kinderjahre zurück. Vom Jahre 1809 konnte er noch lebhaft erzählen.



Trachtenstudien z. dem Bild: Begräbnis in Appenzell; Bleistift u. Aquarell, 24,5 x 32,1 cm
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Inv.: 1966-4

Besonders von dem mörderischen Kampf um St. Leonhard, in dem 400 Franzosen von den aufständischen Bauern angegriffen und besiegt wurden. In dieser Kinderzeit sah J. Holzknecht Hofer zum ersten Mal.

Gerade als er zu Pferde auf einem Zug über den Jaufen, umgeben von seinen Hauptleuten und Adjutanten vor dem elterlichen Hause Halt machte, um den kredenzt-ten Abschiedstrunk zu nehmen.

Hier im Sandwirtshaus hatte sich Riefstahl so eingelebt, daß er zur großen Familie gehörte. Der Josef hatte 13 Kinder, alles Recken. Der Höhepunkt des diesjährigen Besuches war ein Viehmarkt, zu dem alle aus den umliegenden Dörfern zusammenströmten. Das Brühwirtshaus war in allen Räumen von der zechenden und schmauchenden Menge gefüllt. Die Jugend drehte sich fröhlich zum Tanz der Zither. Hier sah Riefstahl zum ersten Mal einen echten Schuhplattler, den altdeutschen Tanz. Die bäuerliche Liebeswerbung wurde hinreißend und schön, überzeugend dargestellt. „Noch sehe ich den Sarntaler in dunkellodemem Gewand mit dem mächtig breitkrämpigen Hut in den Kreis springen, mit Moidel, der ältesten Tochter des Hauses, der die Zöpfe um den schlanken Nacken flogen. Niedergeschlagenen Blickes, wie es die Übung des Tanzes erfordert, den Arm in die Seite gestemmt, tänzelt sie vor dem Partner her, der auch die gewagtesten Variationen des Tanzes mit voller Sicherheit ausführte zu lautem Jubel von alt und jung.“

Leider konnte Riefstahl die besten Passeiertypen nicht festhalten. Sie weigerten sich alle, ihm Modell zu stehen, waren scheu und unzugänglich: „nö, das paßt uns halt nicht, in der weiten Welt nacher herzukommen.“ Jedoch die eigenen Wirtsleute taten ihm den Gefallen. Er hatte auch das Glück, ein vollständiges Passeierkostüm, für seine späteren Studien in Berlin, kaufen zu können. —

Der Freundeskreis in Berlin erweiterte sich mehr und mehr. Bei Menzels waren Riefstahls zu Gast, um mit dessen Schwager Krigar, einem Musikdirektor, zu musizieren. Musikgrößen der Zeit, wie Josef Joachim und Klara Schumann, lernten sie dort kennen.

Die große Studienmappe der letzten Reise ließ die neuen Ziele klar erkennen. Die ganze Tiroler Bauerngemeinde war nach der Natur gezeichnet worden. Typen prachtvoller Art, die alle in die neuen großen Bilder hineinkomponiert werden mußten. Menschen, vorläufig noch am Feiertag zu gestalten, war seine Aufgabe. Später aber wurde auch der arbeitende Mensch gezeichnet. Dann kamen die katholischen Menschen bei der Andacht, meist in einer kleinen Gruppe, wie bei der „Segnung der Alpen“, der „Feuerweihe“ usw.

Später kamen in Berlin alte Männer und Frauen, um Modell zu stehen. Für das erste große Bild bot man Riefstahl 450 Taler, ein enormer Preis. Der Kunsthändler Lepke brachte Aufträge. Arbeit über Arbeit!

1863 mußte eine zweite Studienreise ins Passeiertal unternommen werden. „O wer mit mir auf der Höhe des Jaufenpasses und in das tiefe Passeiertal sehen könnte. Rechts die eisigen Ötztaferfernern, dahinter eine ebenso große Versammlung von Bergriesen im hellen Mittagsglanz. Das Herrle hat wieder fleißig Modelle zu malen. Diesmal zog er in Lazins ein. Dunkelbrauner Holzschuppen mit großem Schindeldach, von Felsblöcken umgeben. Eigentlich kein Haus für Sommergäste. Eine trostlose räucherige Bauernhütte. Keine klaren Fenster mit saubereren weißen Vorhängen. „Betten han mer keene, wi könn' in' nur Leintücher geba ins Heu zu schlaf'n.“ Auch das noch! Noch nie hatte er auf Heu oder Stroh geschlafen. Bekniffen nahm er das karge Mahl der Mehlsuppe ein, überlegte, ob es nicht besser sei, gleich wieder nach St. Leonhard zurück zu gehen. Es kamen die Bauern, die beim Heueintragen beschäftigt waren, ab und zu in die Wirtsstube, barfüßig, erhitzt, aber Prachtkerle. Riesen mit ungeschorenem Bart, jeder interessant, jeder schön. Es waren Hirten, Mähder und Sennen, die während des Sommers hier zusammen kamen. „Ich ging hinaus, in die warme, doch temperierte Luft (5600 Fuß überm Meeresspiegel), um die einfache und doch so erhabene Natur zu genießen. Am Abend schaute ich den Hirten beim Kartenspiel zu und dann zu Bett. Voran der Häuser, der so gut Zither gespielt, mit der Laterne, zu einem Schuppen. Die Leiter hinauf mit Leintuch und wollener Decke aufs Heu gebettet und damit zugedeckt. So lag ich auf dem duftenden Lager. Um mich fächelten kühle Lüfte, die zu dem offenen Tor und den vielen handbreiten Fugen der Hütte frei aus- und einzogen, umhüllt von schwarzem Dunkel und zu allem das gleichmäßige Brausen des dicht an dem Stadel vorbeifließenden Bergwassers. Bald schlief ich fest ein und erwachte froh und gestärkt, machte am Brunnen Toilette, trank einen guten Kaffee und war und bin mit allen Neuigkeiten meiner Lage ausgesöhnt. Heut nachmittag kommt der Schafhirte und der zweitgrößte Riese von seiner Alp herunter, um mir Modell zu stehen. — Ein Mensch so treuen Ausdrucks und so guter fröhlicher Laune, daß ich ihn ganz in mein Herz geschlossen habe. Der größte aber ist der Michel Königsrainer, ein Senner von prachtvoller Gestalt: ernst und karg von Worten, sein tiefes Organ stimmt ganz herrlich zu den würdigen Rhythmen, in denen er sich bewegt. Die Menschen erscheinen hier noch größer durch die niedrigen Stuben, in die man immer tief gebückt eintreten muß. Ein Ideal männlicher Schönheit ist der Georg Haller von St. Leonhard, ist er doch auf dem Übergang vom Jüngling zum Mann, mit goldseidenen Locken, eben keimendem Bart und schwärmerisch blickenden tiefblauen Augen. Heute morgen kam eine Prozession von Pfelders, es ist der Tag Laurentii, des Schutzpatron der Hirten. Sie zogen zu dem Marienbilde vor meinem Haus, knieten und beteten unter Vorsprechen des Geistlichen die Litaneien in den Rosenkranz.“

Der Erfolg dieses Aufenthaltes wurde dann: die „Feldandacht der Passeiertal Hirten“, ein anderes Motiv war hier nicht zu finden. Die lichtweiße Kapelle und der stahlblaue Himmel, wie wir ihn bei Lenbachs „Hirtenknaben“ haben, dazu das Ocker der felsigen Erde. Alles eine wunderbare Farbensinfonie.

So war Riefstahl jetzt zu einem meisterhaften Figurenmaler geworden. Menzel sparte nicht mit Anerkennung, besonders bei seiner „Frühmesse“. Eine Landschaft und sei sie noch so heroisch, ohne Menschen gab es für Riefstahl nicht mehr. Er blieb bei der alpinen Landschaft und ihren bäuerlichen Menschen.

Meran, das Engadin, Bozen, durchs Aversertal bis Cresta, dem höchst bewohnten Ort Europas, waren das Ziel der nächsten Studienreise. Im Meraner Kloster waren viele Klosterbrüder bereit, Modell zu stehen. Dies sollten Vorstudien zu dem großen Werk, das ihm 1868 die Goldmedaille einbrachte: Prozession in der Kapuzinerkirche zu Meran — sein. Ein Meisterstück durch seine drei Lichtwirkungen, die hier glänzend gelöst wurden. Hier begann sich die Arbeit am Kuglerschen Werk aus seiner ersten Zeit (Architekturzeichnen) glänzend zu verzinsen.

1865 endlich wieder ein Sommer in der Heimat. Quartier wurde in der Fasanerie genommen. Doch wie immer, so konnten auch hier die Hände des Meisters nicht ruhen. Zum Teil war ein Trupp vorübergehend weilender Zigeuner daran schuld. Es wurde ein großes Bild „Zigeuner vor der Fasanerie“ vorbereitet. Einige dieser Typen sind auch verkleidete Freunde, die sich der Theatergarderobe bedienten und die Staffage des Bildes bereichern sollten. Es sollte der letzte malerische Wurf in der Heimat werden.

In Berlin wartete die erste große Ehrung auf ihn. Der Preis der Seydlitzstiftung und die damit verbundene Mitgliedschaft der Akademie zu Berlin.

1865 entsteht noch die „Taufe in Appenzell“, die ebenfalls viele Einzelstudien erforderte. Sitten und Gebräuche, kurz das ganze Volkstum der alpinen Menschen mußte gründlich studiert werden, um die Kompositionen echt zu gestalten.

1866—1868 wurden drei ruhigere Jahre. Es waren die einzigen in Riefstahls Leben.

Eine Reise zur Großen Kunstausstellung in Paris. Danach aber wieder in die Einsamkeit, ins Walsertal, um einer neuen Arbeit: „Anrufung bei Hochgewitter“ entgegenzureifen. Von diesem Werk ist weder Studie noch Reproduktion überliefert. Ein neuer Gedanke, den Winter nicht wieder in Berlin zu verleben, wird erwogen. Die Großstadt und die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen hatten ihn müde gemacht. Bei dem Herumsuchen nach einem Aufenthaltsort wurde Karlsruhe näher ins Auge gefaßt. Eine kleine Residenz, ein tonangebender Künstlerplatz durch die Badenser Kunstschule, an der ein Karl Friedrich Lessing mit seiner historischen Malerei und der Norweger H. Fr. Gude, der als einer der besten Kunstpädagogen galt, wirken, könnte nach Berlin der richtige Ort für Riefstahls künstlerische Entwicklung sein. Die große Verehrung für Gude, der, obgleich er als der Fjordmaler berühmt war, sich doch so ganz in die deutsche Landschaft eingelebt hatte, wurde dann entscheidend für die Übersiedlung nach Karlsruhe. Gude antwortete: „Mit offenen Armen wollen wir Sie alle empfangen. Denn nicht nur ich interessiere mich lebhaft für Ihre Kunst und würde es begrüßen, Sie in unserer Mitte zu haben, auch alle andern sehen in Ihrem Kommen eine Befruchtung für unser Kunstleben. Ich verspreche mir das schönste Resultat von unserm gemeinsamen Streben.“ Gude reservierte das schönste Atelier in der Kunstschule für den neuen Kollegen. Dem Umzug stand nichts mehr im Wege. Oder doch? Es spukte immer noch die Malerfahrt nach Italien in seinem Kopfe. Durch die viele Literatur angeregt, konnte er nicht mehr von Rom loskommen. Sein Freund, der Bildhauer Reinhold Begas, bestärkte ihn in jedem Brief aufs Neue darin. (Begas weilte in Rom). Es war richtig, daß endlich eine Abwechslung nach den Leichenbegängnissen, Prozessionen und Schneebergen kommen mußte.

Aber bevor es nach Karlsruhe ging, fuhr er noch in den Bregenzer Wald, nach Egg und nach Überlingen. Diesmal weniger zur Arbeit, endlich aber zur Erholung.

Schon am Bahnhof in Karlsruhe bereiteten ihm die Freunde allerherzlichsten Empfang, und es entwickelte sich schnell mit den Malerkollegen ein zwangloses und fruchtbares Zusammensein. Aber auch andre Gesellschaftskreise suchten die Bekanntschaft mit Riefstahls zu machen. Die Gesangspädagogin und berühmte Sängerin Pauline Viardot-Garcia sowie ihr Freund, der russische Dichter Turgenjew und der Preußi-

sche Gesandte Graf Flemming, der eine Tochter von Bettine von Arnim zur Frau hatte, der Maler Wilhelm Steinhausen und der Dichter Victor von Scheffel pflegten große Geselligkeit mit Riefstahls. Turgenjew war Daueratelierbesucher, er äußerte u. a., daß er es gern unternehmen würde, die Lebensgeschichte jeder einzelnen Figur zu schreiben. Bei den auserlesenen musikalischen Tees bei der Viardot-Garcia waren Riefstahls stets dabei. Dort hörten sie auch eigene Kompositionen der Künstlerin und die von Gounod für sie geschriebene Sappho-Arie.

Das Kloster Maulbronn bildete eines Tages den Höhepunkt in der Reihe der Erlebnisse südlicher Kostbarkeiten. Es regte zu neuen Kompositionen an, bevor die winterliche Romreise unternommen wurde.

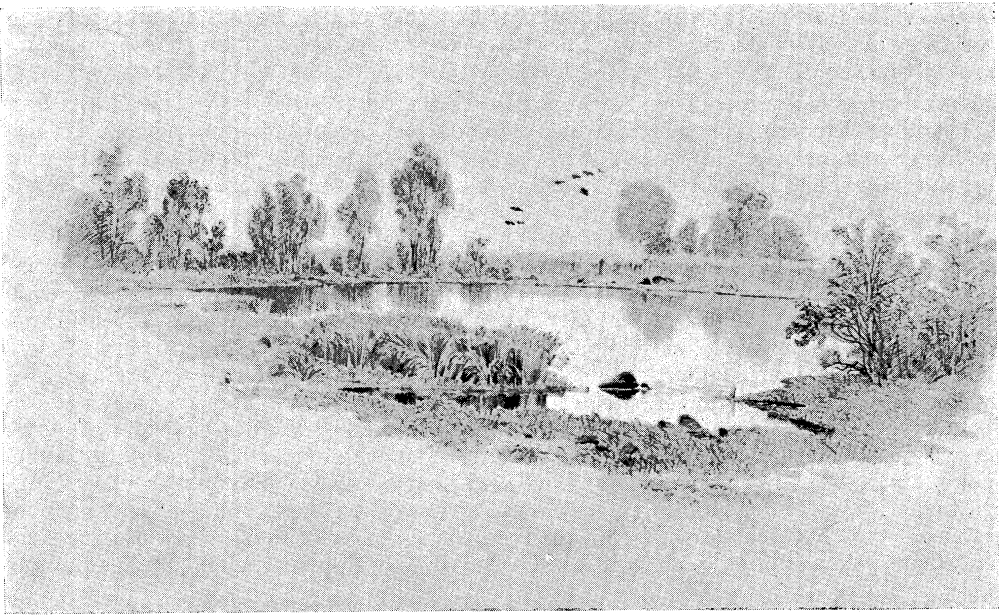
Viktor von Scheffel wurde einer der anregendsten Besucher im Riefstahl-Atelier. Er verstand es, den Meister bei der Arbeit prächtig zu unterhalten. Baumstudien, bemooste Steine, Nebel umhüllende Bergkuppen, Wolken, Heustadel und ähnliche Motive waren jetzt Studienobjekte, die Figurenstudien waren ganz in den Hintergrund getreten. Der Dichter Karl Stieler weiß die „Segnung der Alpen“ am besten zu beschreiben: „eine blaue stumme Weite wölbt sich uns zu Häupten. Nur die zerklüfteten Felsengipfel, aus denen selbst in Sommertagen kühle Schneeluft weht, ragen reglos in dies Blau, stundenweit hört man den Flug des Windes, das Rauschen des Bergbaches und jenen Lebensstrom, der durch die tiefgelegenen Wälder zieht. Dann wird es wieder still — minutenlang-, stunden- und tagelang. Droben aber auf den herben, steinigten Halden blüht das Gras zwischen den verwitterten Blöcken, kurze blaue Blumen nicken darin und die Bergbienen summen darüber und tauchen in die süßen Kelche. Es kommt die Nacht mit ihrem unermeßlichen Sternengefunkel, es kommt der Morgen mit seiner sieghaften Sonnenpracht, aber stumm und ungesehen fliegt das eine und das andere vorbei in unwandelbarer Ruhe. Denn drunten, unter dem Schutz des Felsenvorsprunges, liegen wohl ein paar braune Hütten, und durch den nahen Wiesenhang klingt das Geläute der Alpherde, aber die Menschen, die hier weilen, haben ihr hartes Tagewerk, das Sinn und Kräfte ganz in Anspruch nimmt, und das keine Zeit gewährt, um Träumen dieser Welt zu lauschen. Das ist die Natur und das Leben unserer Hochalpen, wie es seit tausend Jahren war und wie es noch heute fortbesteht in feierlicher Einsamkeit.“

Was aber bedeutet diese „Segnung der Alpen“? Im August geht ein kleiner Kreis von Sennerinnen und Hirten mit dem Priester in die einsamen, mächtigen Hochalpen. Mit scheuer Andacht umgeben sie das Feuer, in das die geweihten Kräuter geworfen werden, und mit dem ganzen Ernste, den oft das Antlitz unbewußter Menschen ausprägt, lauschen sie den fremdartigen Worten. Der Priester aber sprengt mit einem grünen Zweig das Weihwasser in die Lüfte. Durch das Gestrüpp der Kiefern und Alpenrosen zieht der niedere blaue Rauch — und kein Laut erklingt in der Runde, als das Rieseln der Bäche und das Rauschen der Wälder. So steigen die stillen Bitten empor in die Ferne des Himmels. Dann bekreuzigen sich die Frauen und Männer und sind ihrer Erhöhung sicher.

Die Landschaft in ihrer ganzen Größe und Unmittelbarkeit realistisch darzustellen und zugleich in dieselbe Gestalten hineinzutragen, die nicht bloß als Staffage am Wege stehen, sondern einen kulturgeschichtlichen Vorgang verkörpern, das vermochte Riefstahl wie kaum einer seiner Zeitgenossen. Der Mensch und Künstler hielten sich bei ihm die Waage.

So war es eine logische Folge, daß die Karlsruher Kunstschule ihn eines Tages ins Lehrerkollegium berief und ihm den Professorentitel verlieh. Leider mußte er nun seine geliebte Freiheit aufgeben. Es wurde ihm sehr schwer. Vorher aber wurde noch die lange geplante Romreise unternommen.

Zum Weihnachtsfest in der Ewigen Stadt, im Herzen Italiens! Es war gerade Konzil und Tausende von Fremden waren in der Stadt. Der unvorstellbare Pomp zur Weihnachtsmesse, der in St. Peter entfaltet wurde, die weichen Akkorde der silbernen Posauern, die Farbenpracht, das Kolossale und Wunderbare dieser Weltkirche wurde ein



Landschaftsstudie

unvergeßliches Erlebnis für den nüchternen norddeutschen Menschen, auch wenn er Maler war. Riefstahl faßt seinen Eindruck von St. Peter wie folgt zusammen: Tausende von Fremden und Römern gehen umher und sprechen ganz ungeniert, an 10 Altären wird zugleich Messe gelesen, wobei sich ein kleiner Kreis sehr oberflächlicher Teilnehmer bildet, aber die Menge gafft, flaniert und plaudert, was gar nicht stört, da die Räume kolossal sind, daß es nur einen hallenden Ton gibt. Und doch gab es Momente, wo alles lauschte: erstens als der Papst auf dem Thronsessel plötzlich hoch empor gehoben wurde und nun über der Menge schwebend, zum Hochaltar getragen wurde, wozu ein opernhafter Marsch ertönte. Zweitens als er die Hostie empor hob und aus der Höhe in der Riesenkuppel, die nur bei diesen höchsten Festen verwendeten silbernen Posaunen in unbeschreiblich schönem weichen Akkord erklangen — feierlich — unvergeßlich. Draußen brummen dazu die Kanonen der Engelsburg.

Das Pantheon, der Tempel aller Götter und Geister, der die irdischen Überreste eines Rafael, Michelangelo, Machiavelli u. a. hütet, das Kloster eines Savonarola, die Freskogemälde eines Angelico im Palazzo vecchio, nahmen Riefstahl ganz gefangen. Das alte Rom mit seinem Kolosseum bildete aber den Höhepunkt aller Architektur für Riefstahl. Er sah es zuerst im hellen Mondschein liegen. Auf den Galerien tauchten hin und wieder Fackeln auf, die einen magischen Zauber hervorriefen. Die dunklen Silhouetten des Volkes ließen so recht die enorme Größe des Baues erkennen. Er ist 185 m lang und 156 m breit und 50 m hoch und faßt 80 000 Menschen. Unwillkürlich erwachten später die grauen Tage Roms wieder, schreibt Riefstahl an seine Frau. „Die Menschen füllen die Galerien. Die dem Tode geweihten Gladiatoren traten an die Loge des Kaisers mit dem Ruf: ‚Salve Imperator! Morituri te salutant!‘ und die wilden Tiere wurden mit furchtbarem Geheul die Treppe hinaufgejagt auf den Schauplatz. Dieses steinerne größte Amphitheater, in dem einst die Fackeln Neros brannten, ragt aus dem Häusermeer mit seinen Trümmern wie ein Stück ältester Kunst hervor. Weit ringsum dehnt sich die Kampagna aus mit ihren unzähligen Ruinen und Wasserleitungen, dem großen Albanergebirge und seinen Schneegipfeln. Hier ist die hohe Schule für Landschaftler, ich habe gewünscht, einer zu sein, als ich diese Klassizität sah. Auch abends, wenn die Sonne glühend hinter den schwarzen Piniengruppen unterging, durchstreifte ich diese Gegend.“ St. Peter ragte aus dem Stadtgemäuer hervor wie ein Dom in der

großen Wildnis. Alles war von rosigem Licht übergossen. Die weißen Kämme der Gebirge wurden hellviolett. Scharf als Silhouette lagen die Schlösser an den Abhängen. Nebelhaft ragten die vielen spitzen Türme der 365 Kirchen Roms am Horizont.

Und dann das Pantheon des Agrippa. Dieser furchtbar ernste schwarze Riese, das besterhaltene Römermonument mit dem malerischen Zopfbrunnen davor. Riefstahl komponierte sofort ein großes Bild dazu (2,50 × 1,80 m). Ein großer Leichenzug von Kapuzinermönchen, Fackeln tragend, sollte vor dem Pantheon vorüberziehen. Dieser herrliche Brunnen war von besonderer malerischer Wirkung. „Noch gedenke ich jenes Sonntag, als ich ihn zum erstenmal sah. Ich war verblüfft. Der Platz ist einer der lebendigsten in Rom. Es wimmelt von Stadt- und Landmenschen dort. Ernste Männer in weitfaltigen Mänteln auf den Stufen des Brunnens stehend und lagernd. Hausierer und Charlatane boten ihre Schätze feil, unter ihnen der Mann mit dem wunderbaren Haarbalsam, der sich zur weiteren Beglaubigung eine Perücke von dunklen, bis auf den Rücken hinabfallenden Haaren unter die Mütze gesetzt hatte. Drüben pries ein Zahnkünstler von rot ausgeschlagener Karosse aus seine Künste an und zog den Bauern frischweg die Zähne aus. Andächtig schauten die Umstehenden der eleganten Operation zu, da drängt sich aus dem Hintergrund des Platzes ein Livreebedienter durch die Menge, einen Brief hoch in der Hand haltend, den er dem Zahnkünstler überreicht. „Ah, Seine Majestät der König leidet sehr an einem bösen Zahn und wünscht meinen Beistand — doch fürchtet nichts, meine Freunde, es eilt mir nicht, ich verlasse euch nicht, denn *prima il popolo, dapo il Re.*“ Gelächter und Applaus belohnen diese kühne Improvisation. ---

Dann entferne ich mich, da ertönt ein gräßlicher Schrei aus der Menge. Sie stiebt auseinander. In den Armen eines Priesters lag ein sterbender Mann, ein Soldat der päpstlichen Armee. Er blutete aus einer tiefen Halswunde. Ein junges Mädchen floh über den Platz, verfolgt von der erschreckten Menge. In einem Nachbarhaus wurde sie ergriffen, sie, ein an allen Gliedern zitterndes 17jähriges Mädchen, war die Mörderin. Es war der blutige Abschluß einer ganz gewöhnlichen Liebesgeschichte. Der Unglückliche, früher ihr Liebhaber, war ihr untreu geworden, aber ihr Herz war zu Tode getroffen. Eine leichtfertige Annäherung in jener kleinen Versammlung hatte ihr unverfälschtes Trasteverinerblut bis zum Wahnsinn entflammt, und mit den Worten: ‚stirb Mörder!‘ stieß sie ihm den Dolch in den Hals. Natürlich bewegte mich diese ernste Stunde des römischen Straßenlebens.“

Inzwischen hatte Riefstahl die Lehrtätigkeit in Karlsruhe angenommen. Nun erwartete ihn das Amt eines Professors für Genremalerei mit 1400 Gulden Gehalt im Jahr und 400 Gulden Wohnungszuschuß.

Italien, auch nur in großen Zügen auszuschöpfen, war unmöglich, ob es die Fresken eines Michelangelo, die Stanzen Rafaels oder die Ruinen eines Kaiserpalastes, auf denen später ein Klostergarten blühte, ob es die Dattelpalmen, unter denen auch Goethe einst Schatten suchte, waren. Wie eine verklarte Welt lag die ewige Pilgerstadt da und die Farbenpracht des katholischen Lebens, sei es der Papst im Thronessel oder seine Kardinäle, die Schweizer Garde oder die Zuaven, alles war eine neue faszinierende Welt für das Malerauge. So groß der Dank auch war, dies alles sehen und erleben zu können, so klar wurde es ihm auch, daß er in diese Welt nicht hineinpaßte. Die Überfülle des malerischen Stoffes schien ihn oft zu erdrücken, ein Bild verwischte das andere, die Ruhelosigkeit der Stadt, ihr Atem teilte sich ihm mit. Er beginnt Sehnsucht nach Arbeitsruhe und Einsamkeit zu bekommen. Den Abschluß dieser ersten Italienreise bildet ein Besuch in Neapel, Capri und zum malerischen Fischerdorf Amalfi. Im Nationalmuseum Neapels wurde die alte Zeit lebendig: Demosthenes, Aristoteles, Apollo, Athene.

Zu Hause angekommen, erwartete ihn Krieg mit Frankreich, Aufgabe des Ateliers für Einquartierung und Sanitätärdienst. Die Familie emigrierte nach Durlach, um vor der evtl. Feindinvasion sicher zu sein.

Die ersten Verwundeten trafen ein, die ersten Totenlisten füllten sich und die ersten Siege übertönten das Land. Riefstahls Brief gibt ein Bild der Zeit wieder: „Gestern

Abend hier im Großen Hauptquartier eingetroffen. König, Prinz Karl, Bismarck, General Sheridan (mit ihm gespeist) kriegerisches Leben, großes Elend, 800 Verwundete hier. Heute gehts weiter auf das letzte Schlachtfeld, Prof. Woltmann ist mein Gefährte. Jetzt heißt es innerhalb der Linie arbeiten. Strapazen, nachts auf Stroh schlafen auf zugigem Boden. Bald lagern wir um Metz herum.“

Schlacht bei Sedan, endlose Gefangenenzüge fahren ins Land, Zahlen von 80 bis 90 000 Mann werden gemeldet. — Paris ist erreicht.

Ende des Jahres treffen sich alle wieder in Karlsruhe im eigenen Heim. Noch immer war der Krieg das allgemeine Tagesgespräch. Die ganze Malergesellschaft hatte sich in geübte Krankenträger verwandelt. Sie wurde in Rotten geteilt und zum jeweiligen Dienst kommandiert. Am Bahnhof beim Ettlinger Tor befanden sich Hütten mit Lagerstätten für die Wachmannschaft, damit beim Eintreffen der Verwundetenzüge stets Bereitschaft war. Auch Riefstahl verbrachte hier manche Nacht und hatte die Kunst mit dem Samaritertum vertauscht. Endlich kam im Frühling der Truppeneinzug, und die Friedensglocken durchtönten das ganze Land.

Das Reisen konnte wieder beginnen. Kufstein am Inn, Hall bei Innsbruck waren diesmal das Ziel, wobei das mittelalterliche Hall zu neuen Studien anregte. Endlich nach 1872 wurde das große „Pantheon in Rom“, das größte Werk Riefstahls, fertig, und von der Dresdener Galerie angekauft. Viele Städte bedauerten, daß das Werk nicht länger auf der Ausstellung war und jede Galerie wollte es kaufen, jeder den Meister kennenlernen. Aus Berlin kommen Nachrichten: „Kronprinz und Gemahlin waren dreimal da, es anzusehen, waren außerordentlich begeistert und die Karlsruher haben in hellen Haufen davor gestanden.“ Noch nie erregte ein Bild so viel Aufmerksamkeit, die Presse brachte Besprechungen in reichlichem Maß. Aber wie sah es nun aus?

Ein Leichenzug kommt von der Straße her, die nach St. Maria sopra Minerva führt. An der Spitze ein Chorknabe mit dem Kreuz, dann der Priester, umgeben von bärtigen Kapuzinern mit Kerzen. Hierauf der Sarg, getragen und geleitet von einer Bruderschaft in langen weißen Kutten, mit verhüllten Gesichtern und brennenden Fackeln. Da läuft ein Gassenbube neben den Mönchen her und sucht Tropfen Wachs einer geweihten Kerze aufzufangen. Da drängt sich längs der Häuserreihe zuschauendes Publikum, unter welchem moderne Toiletten mit geistlichen Gewändern abwechseln. Links an der Fontäne hat sich eine Volksgruppe in malerischen Kostümen gesammelt. Ruhende Männer und Frauen, eine nährende Mutter, Verkäuferinnen mit allerhand Waren haben auf den Marmorstufen Platz genommen. Wir sehen Hirten aus der Kampagna, den Küchenjungen aus der Trattoria, einen Schuster, der im Freien emsig bei der Arbeit sitzt, einen Bauer im langen Mantel, ein Blumenmädchen u. v. a. Eine Magd schöpft Wasser aus dem Brunnen, alle treiben das Ihrige. Über allem eine klassische Ruhe und Echtheit des Römervolkes. Die einzelnen Köpfe der Mönche scharf profiliert, jeder eine Type von eindringender Wahrheit. Der architektonische Hintergrund ist scharf und malerisch durchgeführt und fügt sich meisterhaft in die Komposition ein. Schon ist der Platz abendlich beschattet und nur die Kuppel des Pantheon ist rötlich von der untergehenden Sonne beschienen. Ein Bild von kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Kurze Arbeitspause am Seealpsee in Appenzell, den Riefstahl besonders liebt. Er lernte ihn auswendig, wie später Lovis Corinth seinen Walchensee immer wieder malte. Er war malerisch fix und fertig, sagte er von diesem See. Aber weiter zu neuen Entdeckungen: Genua — Bologna: „vor mir der ganze Hafen der Stadt mit hunderten von Schiffen, zwei Leuchttürmen und hohen Palästen ringsum. Das offene Meer schließt den Horizont. Diese Stadt ist eine wahre Pracht. All mein Lebensmut ist hier neu erwacht. Ich wohne im besten Gasthof und lebe wie ein Graf und ziehe die lang aufgesparte weiße Weste an. Ich will flanieren und die Napoleons verknäueln, daß es eine Lust ist. Ich freue mich meines Lebens“. Kleine Studien im Anatomiesaal werden gemacht, es soll später ein großes Werk werden.

Nach der Rückkehr wird aber das Refektorium in Maulbronn vollendet. Es wurde ein herrliches Werk, das der Dichter Spielhagen immer wieder beschrieb und lobte. Es

ist das herrlichste aller Klöster, im stillen Waldgrund unweit Bruchsal gelegen. Riefstahl erkannte bei allen Anerkennungen seiner Arbeit, daß das Lehramt und die amtliche Tätigkeit ihm nicht nur die Unfreiheit gebracht hatten, auch seine künstlerischen Kräfte wurden gehemmt. Die Tätigkeit als Leiter der Kunstschule war nicht mehr in Einklang mit seinen großen Kompositionen zu bringen. Er gab deshalb seine Arbeit in Karlsruhe auf. Vorerst nahm er einen längeren Urlaub. Wieder frei — reisen ohne Termin — ein Leben im Dienste der Kunst — ein neuer Abschnitt beginnt. Der Winter wird in Florenz verlebt und in Rom wird später das zweite große Werk, das Forum Romanum, begonnen. Lebhaftige Freundschaft mit den Historikern und Schriftstellern der Zeit entwickelt sich in Rom: Gregoroviúš, der gerade die Geschichte Roms beendet hatte, steht an der Spitze der neuen Freundschaften.

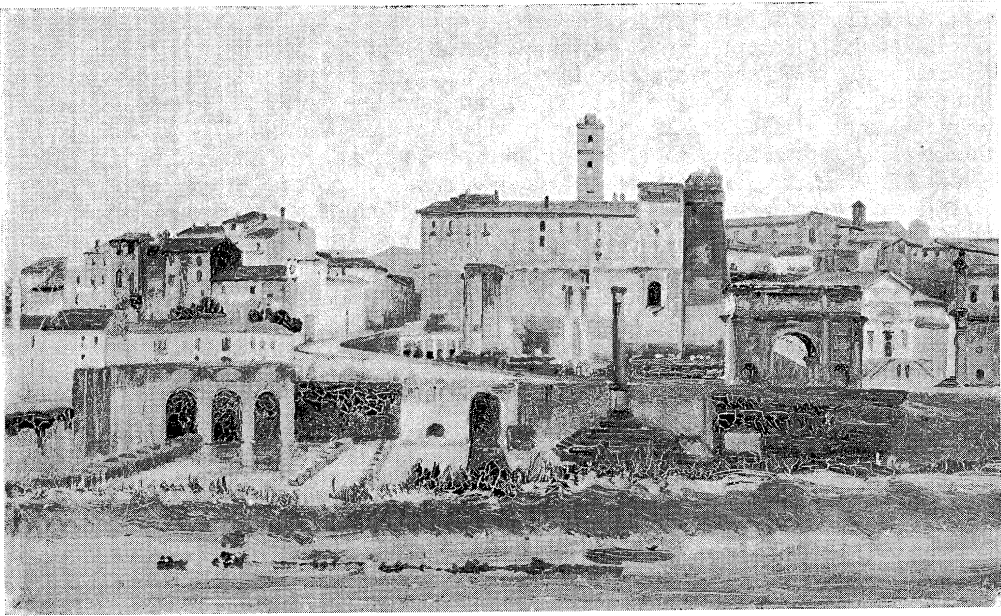
Das berühmte Modell für alle deutschen Künstler: die schöne Vittoria, wurde auch für Riefstahl das Wesen der Anbetung und des Zaubers. Ihre Grazie und echt römische Rasse, ihre ausgereifte Schönheit mit den vollen junonischen Körperformen bezauberten auch ihn. Halb bäurisch, halb vornehm wirkte die wuchtige Erscheinung, stets aber hielt sie sich in vornehmer Zurückhaltung. Im Karneval fiel sie aber ganz aus der Rolle. Die Maskenfreiheit benutzend, stürmte sie in bacchantischem Taumel umher, die Kastagnetten schwingend. Das Ende dieser ungebändigten Natur wurde ein sehr tragisches. Das arme Geschöpf, dem sie das Leben gegeben, fand man tot bei ihr, sie wurde in Sträflingskleider gesteckt und das üppige Haar fiel der Schere zum Opfer.

Der Ort des Heiligen Franz von Assisi wurde zum stillen Arbeiten und zur Entspannung genutzt. Die am Berg gebaute Stadt mit der kleinen Franziskuskirche, der Castellruine und aller Weltabgeschlossenheit war die schöpferische Pause, die der Meister jetzt brauchte.

1875 wird in Rom mit dem großen Werk Forum Romanum begonnen. Trotz der großen Hitze wandert er täglich zu den alten heiligen Trümmern, um wenigstens den architektonischen Teil an Ort und Stelle fertig zu stellen. Die Trümmer von Marc Aurels königlichen Hallen hatten Riefstahl ganz in ihren Bann geschlossen. Auf der Rückreise trifft er in Appenzell seinen Malerkollegen Defregger. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, erwartet ihn große Ehrung: der Großherzog von Baden hatte ihn zum Direktor der Kunstschule ernannt, wohl in der Hoffnung, damit den Meister halten zu können. Wieder werden Reisen in die großen Kunststädte: München, Antwerpen, Düsseldorf, Köln unternommen. Zahlreiche Begegnungen mit Künstlern klären seine nächste Zukunft.

Das große Gehalt, das mit vielen Repräsentationsverpflichtungen verbunden war, machte ihn nicht froh. Diese neue Abhängigkeit verdroß ihn. Dazu kam Neid und Unernst der Schüler, die ihre Semester zum Amüsieren, statt zur Arbeit nutzen. Eine Übersiedlung nach München wird geplant. Damit wäre er näher den Studienorten und der geliebten alpinen Welt. Außerdem sind in München die größten Künstler der Zeit anzutreffen. Eine Befruchtung im Gedankenaustausch ist gegeben. Und das gibt erneuten Auftrieb zur Arbeit, der Gedanke, daß er sich schon erschöpft haben könnte, weicht wieder von ihm.

So wird eine Lösung von Karlsruhe vorgenommen und vorübergehend eine Studienfahrt in den Bregenzerwald gemacht. „Der Schnee schmilzt mit Macht auf den Bergen, die Birken tragen ihre ersten zarten Blättchen, die Kirschen blühen. Das Ganze hat, mit Winter auf dem Scheitel der Berge etwas Strenges oder Schüchternes in seiner Lieblichkeit und Schönheit. Das Volk im Arbeitsgewand ist reizvoll, von früh bis spät im Freien und unmittelbar am tosenden Bach, eine schöne Landschaft um mich herum. Die arbeitenden Menschen erleben die Einsamkeit. Abends bin ich vom Stehen unter dem Malerschirm todmüde.“ So in dieser Einsamkeit entstand ein eigentümliches Bild: „die drei trauernden Frauen“ (1878) unter dem der Meister gestorben ist. Dies Werk fand wenig Verständnis und verschenken und verkaufen konnte er es nicht, es war ihm irgendwie ans Herz gewachsen. Der einzige Laut ringsum war das Tosen der Ill und das Schellenklingeln der Ziegen. „Ich hoffe hier einen Schritt weiter zu kommen, we-



Blick auf das Forum Romanum · Pappe, 17,5 x 27,5 cm
 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Inv.: 883

nigstens in der Erkenntnis des rein Malerischen. Ich hoffe, die Ökonomie in der Anordnung, das Abtun des Zuviel, den feinen Zusammenhang zwischen Land und Leuten künftig glücklicher zu treffen, jedoch merke ich, daß ich aus diesem katholischen Gebirgswesen nicht mehr herauskomme. Es ist eine so reiche Welt, wenn auch die Motive untereinander immer verwandt sind.“ Das Motiv der drei trauernden Frauen nimmt aber eine Sonderstellung ein im Gesamtwerk Riefstahls.

Es ist eine gewisse Tragik im Werk dieses Meister, daß es nicht nach seinem Tode weiterlebte, sein Werk fand nur zu seinen Lebzeiten ein großes Echo. Daß er ein hervorragender Maler war, wurde auch noch 50 Jahre nach seinem Tode von Fachleuten und Kunstkennern bestätigt, aber die Motivwahl war doch eine zu einseitige für alle Kunstfreunde. Ein Ansatz zu etwas Neuem war in den drei trauernden Frauen zu erkennen, die in der Frühe durch den Morgennebel über die felsigen Höhen wandern. Eine dieser Frauen betend, eine in die Ferne schauend, die andere träumend in die Sonne blickend, die schon über die großen Felsen ihr blankes Silber gießt. Ein frühimpressionistisches Bild, ein ganzer Wurf! Die harten Kritiken erschüttern ihn nicht, er weiß, daß er einem Neuen auf der Spur war, leider blieb es bei diesem Ansatz, da der Tod ihn zwang, den Pinsel aus der Hand zu legen. Er wollte nicht als Figurenmaler gelten, wenngleich er als solcher immer betrachtet wurde, er war reiner Landschaftler.

Wieder in der Einsamkeit unter armen Hirten, mit einem Laubsack als Bett, und einem Tisch und Stuhl in der Felsenlandschaft der Rhätischen Alpen. „Denke dir ein schönes, wildes Tal mit Schneebergen im Hintergrund“, schreibt er an seine Frau, „vorn auf einem mächtigen Felsblock eine Gruppe von Männern und Knaben der Urbewohner, die um ein Feuer lagern und mit Trunk und Opfer ein Fest begehen. Vorn der Häuptling im Begriff, den Widder zu schlachten, in diesem Moment trifft aus dem Tal heraufkommend ein Glaubensbote ein, mit einem hoherhobenen Kreuz in der Hand und will sein Bekehrungswerk beginnen.“ So entstanden die „Irischen Glaubensboten“.

Eine Wende tritt ein. Riefstahl eilt zum Bett seiner sterbenden Mutter. Er fährt endlich wieder in die Heimat. Nach der Rückkehr werden die vielen angefangenen Arbeiten beendet.

„Morgens um 9 gehe ich in die Offizin und male Tag für Tag einen Kopf, dies Vergnügen ist nicht nur groß, es ist auch von Nutzen. Mir ist, als fielen mir die Schuppen von den Augen, weil ich jetzt einmal in der Nähe sehe, wie göttlich einfach und kräftig die alten Meister ihre Sache hingestrichen haben. Eine neue Epoche in meinem künstlerischen Schaffen, ich schwelge in diesem Studium!“ In Florenz fand die erste Begegnung mit Arnold Böcklin statt, doch es kam zu keiner näheren Freundschaft. 1881, als er schon längere Zeit nach München übergesiedelt war, wurde er Vorsitzender der Münchener Künstlergenossenschaft. Freundschaft mit dem Historienmaler Piloty und Lenbach und Spitzweg sowie vielen andern wurde geschlossen. Angebote der Dresdener und Breslauer Akademie, die Meisterklasse zu übernehmen, laufen ein, doch wird eine neue Unfreiheit nicht auf sich genommen. München war inzwischen ein reger Tummelplatz des Geistes geworden, in der Hesstraße gingen die bedeutendsten Künstler aus und ein, genauso wie es in Berlin und Karlsruhe gewesen war. Eines Tages wagte sich schüchtern ein altes Männchen die Treppen herauf. Als es seine Karte an die Hausfrau abgab, erschrak diese nicht wenig, denn Karl Spitzweg war es, der den Meister Riefstahl kennenlernen wollte. „Die Zwanglosen“, eine neue Künstlergesellschaft, die Riefstahl allwöchentlich leitete, die Graphikmappen mit literarischen Beiträgen herausgab, wurden zu einer sehr befruchtenden Anregung. Es wurden Reiseberichte, Geschichtsvorträge und vieles andere dort geboten.

Im Sommer 1882 wird ein Studienaufenthalt in Brixen genommen, um den malerischen Kreuzgang zu malen. Die Internationale Kunstausstellung nahm noch im gleichen Jahr seinen „Anatomiesaal in Bologna“ im Münchener Glaspalast auf. Der König von Sachsen kaufte es für die Dresdener Galerie an.

Nach und nach stellten sich bei Riefstahl körperliche Unpäßlichkeiten ein. Die Kraft für die strapaziösen Studienreisen konnte er nicht mehr aufbringen. Nicht nur Rheuma, auch schwere Kreislaufschwächen stellten sich ein. Zwei neue Fassungen der Irischen Glaubensboten waren gerade noch vollendet, sie wurden ein künstlerischer Höhepunkt. Es wurde dieses Werk die stärkste Eigenkomposition Riefstahls mit dramatischer Aussage: Heiden und Apostel. Der mächtige Felsblock im Vordergrund, den die Sage als Opferplatz aus grauer Vorzeit bezeichnet, hat wahrscheinlich den Anlaß zu diesem Werk gegeben. Die Senner des nahen Ortes bestätigten ihm, daß hier noch bis in die Großelternzeit zurück Versammlungen abgehalten wurden.

Auch in der Münchener Zeit wurden dem Meister Ehrungen zuteil, so u. a. verlieh ihm der König von Bayern den St. Michaelsorden.

Das jahrzehntelange Ringen um das Licht und das Abstreifen des Atelierbrauns hatte jetzt endlich seinen Abschluß gefunden. Leuchtendes Rot, Blau und Weiß wurden Sieger im Kampf um die Farbe. Das letzte Werk in dieser neuen Erkenntnis ringt sich durch: die Feuerweihe in Stuls im Hochgebirge am Karfreitag. Was bedeutet dieser katholische Kult? Die Feuerweihe wird überall am Charsamstag vorgenommen. Am Karfreitag verstummen mit der Bestattung des Kreuzifixus am Heiligen Grabe die Glocken in den Kirchen und alle Lichter werden ausgelöscht und erst am Charsamstag in der Frühe wieder vom Priester mit Schwamm, Zunder und einigen Holzscheiten ein Feuer entzündet, an welchem dann nach priesterlicher Weihe die Kirchenkerzen wieder angezündet werden. Die Dorfbewohner kommen dann und tragen die brennenden Scheite auf ihre Felder, um die Äcker an der Segnung teilhaben zu lassen.

In Riefstahls letzten zwei Lebensjahren verwundert uns eine eigenartige Erkenntnis. Nie war er bisher in derartige Konflikte über seine Arbeit geraten. Nie vorher begegnen wir so starker Verzweiflung über die Unzulänglichkeit in seiner Arbeit. Kopfhängerisch über sein eigentliches Autodidaktentum irrt er zum letzten Mal in den Alpen umher. Er erkennt seine Einseitigkeit und weiß, daß seine Arbeit bald überholt sein wird. Mönche und Bauern sind nicht mehr Mode. Komponieren und Arrangieren von Figuren in der Landschaft ist veraltet. Dazu kommt der körperliche Krankheitszustand, der all diese Gedanken noch verschlimmert. Das Magen- und Leberleiden nimmt zu. Er flieht in die Literatur. Hebbel und Carlyle sind sein Trost. Ein letztes

Mal eilt er zu den geliebten Passeiern ins Hoferhaus. Ein Stück Heimat findet er dort. Die letzten Striche an der Feuerweihe werden gemacht. Eine große Klarheit ringt sich durch, die Komposition ist der Anfang eines neuen sich anbahnenden Stils, aber es ist schon zu spät, um noch einmal zu beginnen. Die Ruhelosigkeit zwingt ihn, nach Hause zu eilen, um die letzten Stunden bei seiner geliebten Frau zu sein. Krankheit und Tod nehmen ihn von der Arbeit weg.

Am 11. Oktober 1888 starb er in wahnvollen Schmerzen bei Bewußtsein an Leber- und Darmkrebs. Über seinem Sterbebett hingen „die drei trauernden, über den Kamm des Gebirges schreitenden Frauen“. Eine faustische Natur in ihrem Wandern und Suchen nach Wahrheit und Schönheit hatte seine Lebensbahn beendet. Bis zum letzten Atemzug sich treu bleibend im Ringen um die echte Kunst und ihre Offenbarung, die sich in der Feuerweihe anschickte, die neue Bahn zu beschreiten. Landschaft und Mensch in einer gewachsenen Einheit. Fleiß und Ausdauer, Selbstkritik und Vergleichen gehörten zu seinem Schaffen, das er selbst bei der kleinsten Bleistiftstudie ernst bis in die kleinste Gewandfalte nahm. Gerade die vielen Zeichnungen offenbaren uns, daß er es sich nicht leicht machte in seiner Arbeit. Jede Figur in den großen Kompositionen hat viele Einzelstudien erfordert, sei es in Blei oder Öl. Genau wie sein Kollege Adolf Menzel jeden Uniformknopf, jede Schleife, jede Mütze viele Male auf dem Karton festhielt, so hat es auch Riefstahl gemacht, die wenigen noch erhaltenen Studienblätter beweisen dies.

„Ihm war die Kunst nicht das, was sie leider vielen Andern ist: ein aus dem natürlichen Zusammenhang der Dinge willkürlich herausgerissenes Glied; er brachte sie vielmehr mit dem ganzen menschlichen Tun und Denken in Verbindung, er erblickte in ihr etwas Höheres als die Aufgabe, möglichst viel von sich reden zu machen, Anerkennung in Posaumentönen einzuheimsen, und sie zu einer unzweifelhaften Einnahmequelle zu gestalten. Für das Eine war er zu schlicht, für das Andere nahm er seine Aufgabe zu ernst, als daß sie ihn zu Dingen verführt hätte, die manchem Matador unserer Tage einen mehr oder weniger streberhaften Charakter verleihen. Seine Kunst war eine durch und durch gesunde, er war Realist ohne Übertreibungen nach der positiven noch nach der negativen Seite hin, als Künstler wie als Mensch ein echter, ganzer Mann!“

(H. E. von Berlepsch)

Zeit- und Werktafel Wilhelm Riefstahl

- | | |
|------|---|
| 1827 | 15. 8. geboren in Neustrelitz |
| 1843 | 24. 3. Reise nach Berlin, um das Lithogr. Handwerk zu erlernen und Besuch der Akademie, Klasse der Landschaftsmalerei unter Prof. Wilh. Schirmer, dem Romantiker der Farbe und des Lichts. |
| 1847 | Eintritt in Fa. Gropius & Gnast, Lithogr. Anstalt, dort Arbeit an Tafeln für die Kuglersche Kunstgeschichte, Prämierung seiner Stralsunder Skizzen und Versetzung in den Aktsaal der Akademie. Verkauf des ersten Bildes an den Kunstverein Berlin: „Nordische Heide“ |
| 1851 | Westfalen- u. Rheinreise. Westfalen Album mit 20 Tafeln farbiger Lithos. |
| 1854 | Verlobung mit Christiane Riefstahl. Reise nach Neustrelitz. Aufträge von Großherzog Georg: Sonnenuntergang am Tollense-See, Hohenzieritz-Schloß, Atelier im Hobe-saal, Neu-str. |
| 1855 | Zweite Westfalen-Reise und zweites Mappenwerk mit Rheinmotiven. |
| 1858 | Erste Begegnung mit Adolf Menzel. Rügenreise und Hiddensee, „Strandpredigt“ ent- steht |
| 1859 | „Humboldt Grabstätte“, „Heidelberger Schloß“ |
| 1860 | Heirat. Austausch mit Theodor Storm |
| 1861 | Reise nach Appenzell u. Oberitalien, Hoferhaus. Die Figurenmalerei beginnt in Öl und Bleistift. „Begräbnis am Säntis“ |

- 1862 Riefstahl bekommt ein eigenes Atelier. Zweite und dritte Fahrt ins Passeierland und Hoferhaus. Reiche Studienmappen füllen sich in Tirol
- 1863 „Feldandacht der Passeier Hirten“ (Ankauf d. Nation. Galerie)
- 1864 „Die Frühlingsmesse im Engadin“, „Das Meraner Kapuziner Kloster“, „Die Prozession in St. Leonhard“
- 1865 Wieder in Neustrelitz. „Zigeuner vor dem Fasanerie Tor“. Verleihung des Seydlitzpreis. Begegnung mit dem Dichter und Naturforscher Tschudi, dem Verf. „Tierleben der Alpenwelt“. „Taufe in Appenzell“, Öl
- 1866–68 Übersiedlung nach Karlsruhe. Begegnung mit dem russ. Dichter J. Turgeniew, Schefel u. Steinhausen „Anrufung bei Hochgewitter“
- 1869 „Prozession in Egg, Öl, die goldene Medaille für das Meraner Kapuziner Kloster „Allerseelentag in Bregenz“, Öl. „Abendstimmung in Überlingen am Bodensee, Öl „Die letzte Ölung“, „Segnung der Alpen“ Aufsatz von Karl Stieler über dieses Bild Erste Reise nach Rom. Riefstahl wird in Karlsruhe zum Professor ernannt. Lehramt an d. Karlsruh. Kunstschule
- 1870 „Das Pantheon des Agrippa“ in Rom als neues Motiv. Rom u. die Campagna werden erwandert und die Hohe Schule des Landschafters wird neu entdeckt. Rückkehr nach Karlsruh. wegen des deutsch-franz. Krieges. Einsatz zum Sanitätsdienst. Im Atelier ist Einquartierung untergebracht.
- 1872/3 „Das Pantheon“ vollendet, Öl, „Refektorium im Kloster Maulbronn“, Öl.
- 1874/76 Reise nach Rom. Freundschaft mit dem Historiker Gregoroviúš. Kunststudien in Florenz. Begeisterung für das neue Motiv „Forum Romanum“. Ernennung zum Direktor der Kunstschule in Karlsruhe.
- 1877/78 Pflichttreue aber amtsschwere Zeit. Aufgabe des Direktorenamtes und Übersiedlung nach München.
Begegnung mit Lenbach und neue Schaffensfreude entfaltet sich in voller Freiheit. Reisen nach Brixen u. Bologna. „Kreuzgang“ u. Vorarbeit zum „Anatomiesaal in Bologna“. Die Holzschnitzereien des Antonio Levanti v. 1640 begeistern. „Das Pantheon“ wird zur Pariser Weltausstellung geschickt. „Die drei trauernden Frauen“, Öl, entstehen.
Lösung des Dualismus, Landschaft und Figuren auf frühimpressionistische Art. Vorstudien zu den „Glaubensboten“, dem vorletzten Werk. (1881-84) Reise nach Neustrelitz zum Tod der Mutter
- 1879–83 Reisen nach Montafon, Florenz, Bologna zur Vollendung der begonnenen Arbeiten. Gast beim deutschen Consul. In Florenz Freundschaft mit A. Böcklin, in Venedig mit Piloty. Angebot zur Übernahme der Meisterklasse der Dresdener u. Breslauer Akademie bei 10 000,- M Gehalt lehnt Riefst. ab. Entspannung und Anregung in der Münchener „Gesellschaft der Zwanglosen“ (Vereinigung von Künstlern und Wissenschaftlern).
Tod des Vaters zwingt zur Reise in die Heimat. „Anatomiesaal von Bologna“ auf der Internationalen Ausstellung im Glaspalast, Ankauf des Königs von Sachsen für die Dresdener Galerie
- 1884-86 Vollendung der „Glaubensboten als stärkste Eigenkomposition: Heiden und christliche Apostel stehen sich dramatisch gegenüber. Ankauf der Karlsruher Galerie. Verleihung des Ordens des „Heiligen Michael“ durch den Bayer. König. Letzte Reise ins Passeier Land zu Hofers. Studien zum letzten Werk „Feuerweihe im Hochgebirge“ in Stuls
- 1887/88 Pessimismus u. schlechtes körperliches Befinden, ein Magen- u. Leberleiden quälten Riefstahl. Letzte Pinselstriche an der „Feuerweihe zu Stuls am Karfreitag-Morgen“.
Zweifel über seine Bild-Kompositionen quälten ihn.
Am 11. Oktober 1888 stirbt Riefstahl in München unter qualvollen Schmerzen an Leber- und Darmkrebs.
Heil, der den Schatz von Farben und Gestalten zu heben wußt mit kunstgeübter Hand, dem es vergönnt, begeistert festzuhalten, was Aug' und Herz in flücht'gem Reiz empfand, und diese Welt in anmutsvollen Bildern mit hoher Meisterschaft verstand zu schildern.
(aus einem Gedicht, das Riefstahl zum Gedächtnis für den Tiermaler Fr. Volz 1886 schrieb)

Gekürztes Werkverzeichnis

Arbeiten bis 1852:

- 1 Neustr. Markt vom Stadtkirchenturm aus. Aqu.
- 2 Partien aus dem Schloßgarten. Aqu.
- 3 Glambecker See, Öl
- 4 Familienportäts in Bleistift
- 5 Skizze von Stralsund
- 6 Skizze von Havelberg, Bleistift
- 7 Sonnenuntergang an der Tollense, Öl
- 8 Hohenzieritz, Schloß, Öl
- 9 24 Blätter vom Land Stargard für ein Album (verlegt v. Barnewitz Neustr.), Litho
- 10 Hobehaus in versch. Fassungen, Öl
- 11 Litho vom Gymnasium Neustr. zum 50. Jubiläum
- 12 Ein Album ländl. Wohnsitze, Schlösser u. Residenzen herrschaftl. Grundherrn der preuß. Monarchie, Aqu.
- 13 Westfalenwerk, farb. Lithos. 20 Tafeln
- 14 Eine Mappe (15 Bl.) farb. Lith. für Verleger Friedrichs in Elberfeld

1852

- 15 Heidelberger Schloß, Aqu.
- 16 Westf. Landschaft, Öl

1853

- 17 Dorflandschaft mit Viehstaffage, Aqu.
- 18 Rheinisches Wirtshaus m. Staffage, Aqu.

1854

- 19 Landschaft im Ortlergebirge b. Mondschein, Öl
- 20 Hünengrab, Bleist.
- 21 Mondaufgang
- 22 Märkische Landschaft
- 23 Hohenzieritzer Park

1855 — 57

- 24 Schweizerhaus Serrahn, Öl
- 25 Gesprengter Turm, Heidelberg, Aqu.
- 26 Blick auf die Abtei Laach, Aqu.
- 27 Gebirgssee Aqu. 1856
- 28 Externsteine b. Horn, 1957, Aqu.
- 29 Dom Paderborn, 1857, Aqu.
- 30 Beim Schiffbauerdamm Bln., 1857, Bleist.
- 31 Waldschänke, Öl
- 32 Heidelberger Aqu.
- 33 Sonniger Buchenwald, Öl
- 34 Architekturalbum für Stuttg., Lith.
- 35 Tiergarten Neustrelitz, Öl
- 36 Westfäl. Landschaft m. Kirchdorf, Öl
- 37 Altena a. d. Lenne, Öl
- 38 Kanal mit Brücke, Lenne Geg., Öl
- 39 Frühmorgen a. d. Heide, Öl
- 40 Schloß an d. Küste, Öl
- 41 Dominikanerkirche Dortmund, Öl
- 42 Westfäl. Dorfkirche, Öl
- 43 Strand a. Rügen mit großen Steinen
- 44 Uferbucht Hiddensee
- 45 Dünenlandschaft
- 46 Strandhafer und Steine am Strand
- 47 Strand mit Seetang und bewaldeter Höhe
alles Ölskizzen

1859

- 48 Waldlandschaft mit Jagdstaffage 17 x 22, Öl
49 Grabdenkmal der Humboldts in Tegel

1860

- 50 Strandpredigt Rügen 34x63 cm, Öl
51 Heide, Aqu.
52 Pfarrhaus zu Lieden, Aqu.
53 Kleiner Parkausgang
54 Kleine Strandpredigt

1861

- 55 Überschwemmte Wiese 28 x 44, Öl
56 Weg zum Seealpsee, Öl
57 3 westfäl. Bauern, Bleist.
58 Westf. Bauer schwört auf ein Schwert, Bleist.
59 3 ruhende Arbeiter, Bleist.
60 Säntisführer Döring in versch. Stellung, Bleist.
61 Gasthaus zum Alpstein b. Appenzell, Bleist.
62 Appenzeller Trachtenbilder, Bleist.
63 Figuren zur Trauerversammlung am Säntis, Bleist.
64 5 Ansichten der Appenz. Flügelhaube, Bleist.
65 4 Männerköpfe m. Lederkappe, Bleist.
66 Kopf u. figürl. Studien in St. Leonhard Bleist.
67 Grab des Drostes Held aus Meckl. vor d. Prenzlauer Tor, Öl
68 Parkausgang, 75 x 1,36, Öl
69 Hirt a. Appenzell
70 4 Ölskizzen, Figuren aus St. Martin
74 Sargträger von vorn und hinten, Bleist.
75 Borsig-Fabrik mit Aug. Borsig, farb Lith.

1863

- 76 Nordische Heide, Öl
77 4 Ölskizzen von Hinterpasseier u. Hofer-Kapelle St. Martin
81 Jos. Haller, Kopfstudie, Bleist.
82 Martin Sutter die Sense wetzend in Hauenst. Tracht, Bleist.
83 Sitzender Mann m. Pfeife u. Hut, Bleist.
84/90 Figurenstudien zum Begräbnis in Appenzell, Bleist.

1864

- 91/116 26 Bleistiftstudien von Bauern, Priestern, Kindern, Mönchen in Passeier Tracht u. Meraner Kapuziner etc.
117 Feldandacht d. Passeier Hirten (1,02 x 1,56 m, Öl) Goldene Medaille, Eig. d. Nationalgalerie Bln., Mitgl. d. Akad. d. Künste
118 Prozession in Oberbayern (100 x 68 cm), Öl
119 Studienköpfe zur Feldandacht, Öl
120-122 3 Bleistiftzeichn. von Männern St. Leonhard
123 Hochtal am Säntis, Öl
124 Kleiner Park
125 Steinzeichng für Th. Storm-Werk

1865

- 126-137 12 Bleistiftzeichnungen von Appenzellern, Bauern u. Kinder, knieende betende Kinder, Mütter m. Kinder etc.
138 Taufe in Appenzell, Öl
139 Frau Ruthenberg, Strelitz, Bleist.
139a Zigeuner vor dem Tor der Fasanerie Neustrelitz, Öl
140 Tiroler mit Knaben, Bleistift
141 Prozession in St. Martin (Metropolitan Mus. New York, Öl)
142 Hochzeitszug in Passeier (Metropolitan Mus. New York, Öl)

1867

- 143-148 6 Zeichn. von Bauern a. d. Walser Tal u. Bregenzer Wald
149 Chor des Kapuzinerklosters Meran m. 4 Figuren, Öl
150/1 2 Ölbilder v. Bauern d. Walser Tales
152 Bregenzer Bäuerin im Festgewand, Aqu.
153 Vor der Kirche, Öl
154 Anrufung bei Hochgewitter, Öl

1868

- 155 Friedhof zu Egg, Ölskizze
156 Mittelberg im Walser Tal, Öl
157 Kleine Strandpredigt
158 Prozession der Kapuziner Mönche in Meran, Öl
159 Kirchgang im Walser Tal

1869

- 160 Allerseelentag a. d. Friedhof zu Egg, Bregenzer Wald 100 x 167 cm, Öl, Besitz Nationalgalerie Bln.
161 Piazza Montanara, Rom, Öl, nicht ganz vollendet
162 Pantheon des Agrippa Rom, Öl, Besitz Dresdener Galerie
163 Messe in Au, Bregenzer Wald, Öl
164 Überlingen am Abend, Öl
165 Segnung der Alben, Öl
166 Prozession in Egg, Öl
167-169 3 Zeichnungen v. Jos. Albiez in Hauensteiner Tracht

1870

- 170-176 7 Bleist.Z. von Römerinnen u. Mönchen, Studien zum Pantheon, Rom
177 Markt in Au im Bregenzer Wald

1871

- 178 Küche in Hindelang im Allgäu, 72 x 52 cm, Öl
179 Sitzende Bettlerin
180 Kl. Segnung der Alpen, Öl
181 Kl. Feldandacht, Öl
182 Landgemeinde Appenzell, Öl

1872

- 183 Gerichtsszene im Rathaus Appenzell, Öl
184-185 2 Bleistiftskizzen von Frauen in Tracht

1875

- 186 Kloster am Inn, 48 x 74 cm, Öl
187 Sins, St. Peter, Unter Engadin, Bleist.
188 Frettan, Unter Engadin, Bleist.
189 Heumachende Nonnen, Öl
190-191 2 Bischofsporträts, Bleist.

1876

- 192 Vesta Tempel in Rom, Besitz Norw. Kunstverein Christiania, Öl
193 Bischofsversammlung

1877

- 194 Bregenzer Wald, Öl, Galerie Wiesbaden
195 Ekkehard, Öl

1878

- 196 Betender Bauer (Segnung d. Alpen) Bleistift
- 197 Überlingen/Bodensee, Öl
- 198 Kreuzgang im Dom in Brixen, Öl
- 199 Studie zu Glaubensboten, Öl
- 200 Regenstimmung in Montafontal, Öl
- 201-202 Ölskizzen zum „Versehgang“

1879

- 203 Forum Romanum m. Prozession von Kapuziner-Mönchen, 200 x 123 cm, Öl
- 204 Drei trauernde Frauen im Bregenzerwald, 148 x 93 cm, Öl
- 205 Bärtiges Mönchporträt in schwarz, Öl (zu Segnung d. Alpen)
- 206 Eingang Kloster Neustift/Brixen, Öl
- 207 Kreuzgang Brixen, Öl
- 208 Studie z. „Segnung der Alpen“, Öl
- 209 Segnung der Alpen, Öl

1880

- 210-220 10 Studien (Bleistift) von Bauern u. Knechten
- 221 Kleines anatomisches Theater Bologna
- 222 Bauerndeputation Kloster Neustift
- 223 Kleine Glaubensboten
(alle New Yorker Galerie, Öl)

1881

- 224 Glaubensboten in d. Rhätischen Alpen, (Nationalgalerie Bln.) 275 x 192 cm, Öl
- 225 Gut Trampe, Öl, Eig. Graf Schulenburg
- 226 Stehender Bauer mit Schürze u. Salzfaß, Öl

1882

- 227 Bauernversammlung beim Brühwirt St. Leonhard, Öl
- 228 3 Figuren, St. Leonhard, Öl
- 229 Am Zoll, Hinterpasseier, Öl
- 230 Schloßkirche Neustr., Öl (Besitz Hans Leo Wagner, Marburg)
- 231 Montafontal, Öl
- 232 Großer Anatomiesaal Bologna, Öl, Eig. Dresdener Galerie

1884

- 233 Stehender Student mit linkem Bein auf einer Bank, Öl
- 234 2 Ölstudien zum Anatomiesaal Bologna
- 235 Kapelle am Sand, Öl
- 236 Weihnachtsabd. Münchener Friedhof, Bleist.

1885

- 237 Segnung der Alpen, 75 x 52 cm, Öl, Galerie in Mannheim
- 238 Kreuzgang Brixen mit betenden Mönchen, Öl, Hamburger Kunsthalle
- 239 Landhaus Neustr., Öl
- 240 Hochalpe Partnum in Morgensonne, Öl
- 241 Hochalpe St. Antoniental Nebelstimmung, Öl
- 242 Der Scheienfluh bei Partnum, Öl
- 243 Ölskizze „Glaubensboten“
- 244 Predigt vor der Hoferkapelle, Bleist.

1886

- 245-247 Drei Ölstudien Sterzing: Kloster, Rathaus, Galerie
- 248 Friedhof in Stuls, Öl
- 249 Kinderbegräbnis St. Martin, Öl
- 250 Kreuzgang, Abendgottesdienst, Öl

1887

- 251-253 Drei Studien zur Feuerweihe, Aqu.
254 Andachtsstätte Kreuzgang Brixen, Öl
255 Kirche St. Gertrud (Ortlergruppe)
256-258 Drei Figurenstudien, Bleist.

1888

- 259 Prüfung der Novizen, 100 x 76 cm, Öl
260 Die Feuer-Salz-Wasserweihe in Stuls, am Karfreitag, Öl (134 x 181 cm), Besitz Landesmuseum Schwerin
261 Chor des Kapuzinerklosters Meran, Öl
11 Bilder ohne Zeitangabe in Öl

Frühes Lebenslied

Immer Gipfel der Gefühle,
Immer Tal in wehem Schmerz,
Stürme treiben meine Mühle,
Flügel auf- und niederwärts.

Abend weiße Segel kühlend,
Und ein Hoffen blüht im Park.
Nebelmorgen, Kissen wühlend,
Lebensfieber schüttern Mark.

Nachen, losgelöst, den Winden
Aller Himmel preisgegeben.
Ein Verlieren und ein Finden,
Tiefbetrübt und gottergeben.

1923

Fritz Hagemann

Der Knabe Elk

Noch liegt das Land, das weite Land im Dunkel und auf ihm, mit den nachtschwarzen Schwingen die Unendlichkeit streifend, ein sternloser, schweigender Himmel. Da erhebt sich vom Meere her sanftflügelnd der Wind und drückt die strotzenden Euter der schwerfällig dahingrasenden Wolkenkühe dichter auf den durstigen Mund der Erde. Aus den Nebeln der Niederung steigt der schwermütige Ruf des Regenpfeifers, schwillt sehnsüchtig an, verliert sich flußabwärts, verklingt und erlischt. Über die Höhe schnürt, seine buschige Lunte hinter sich herschleifend, schattenhaft ein Fuchs. Aufgeisterndes Wetterleuchten fängt ihn ein, und sofort verhält er ruckartig, hebt den spitzen Fang gen Westen. Es ist, als wittere er in die Ferne, nur Sekunden, dann trollt er hastig weiter.

Plötzlich ist ein Raunen in den Kronen der jahrhundertealten Eichen, die ihre Wurzeln auf dem Schwedenberg verankert haben, die speerigen Spitzen des schossenden Getreides sind von flüsternder Erwartung gewellt, fern und angstvoll flackernd wird hinter irgendeinem Giebelfenster die Lampe der Menschen entzündet.

Und gleichzeitig bricht das Wetter los. Mit ungeheurer Gewalt spaltet eine Riesenfaust die große, schwarze Wolke, die mitten über der Stadt hängt. Brandrote und schwefelgelbe Feuergarben fallen aus ihr herab, einzelne schwere Tropfen prallen wie platzende Glaskugeln vom grünen Satteldach der St. Marien, und das Echo des ersten Donnerschlages rollt aufstöbernd durch die satten Träume kissenvergrabener Bürger.

Strahlend steigt Stunden später die Sonne über den schwarzsamtenen Saum der Heidewälder im Osten, schürzt sich höher und beginnt mit der breiten Miene einer gutgelaunten Scheuerfrau das dampfende Land abzutrocknen. Schon ist ein wegelagernder, windiger Luftzug ihr zur Hand und schüttelt die Zweige, die ihrerseits — auch nicht faul — an die Fenster der Langschläfer klopfen.

Auf dem Fischmarkt, dessen Kopfsteine heute dorschäugiger denn je, glitschig und glotzig in die Welt gucken, sind die ersten Kiepenweiber geschäftig dabei, ihre Buden zu richten. Diensteifrig strebt ein Stadtschreiber dem Rathause zu. Türen öffnen sich dem Geklingel des Milchwagens und dem Morgenklatsch. Schulkinder klappern mit Ranzen und Rempeln gaßabwärts, so blankgewaschen wie das Straßenpflaster selbst. Eine große, grauweiße Möwe kommt kippenden Fluges vom Hafen heraufgesegelt.

Um diese Zeit — es mag die siebente Morgenstunde sein — ist das Wobbekenhäuger Fuhrwerk längst außerhalb aller Mauern, Tore und Türme, hat die Stadtfeldmark schon hinter sich gelassen und die alte Landstraße gewonnen, die nach Südosten zu tief in das platte Land hineinführt.

Ein Alter und ein Junger sitzen auf dem Wagen. Kiesel und Klumpen spritzen unter den raumgreifenden Tritten der schnittigen Grauschimmel und die Räder drehen sich flott. Fest sind die braunen Fäuste des Knaben um die Zügel geschlossen, während der Morgenwind den blonden Haarschopf, der sich unter der Mütze hervorgestohlen hat, wie einen fröhlichen Fahrtwimpel wehen läßt.

Mit heimlichem Stolz ruhen die Augen des alten Kutschers John auf Elk. Führt er die Zügel nicht wie ein Alter, gehen die Gäule nicht wie am Zwirnsfaden, ist es nicht ein Staat? Ja, er hat die weiche Hand des Rittmeisters, denkt John und — armer Jung', wenn du wüßtest, warum du fährst! Er legt seine große, haarige Hand auf die Zügel Faust des Jungen: „Du läßt sie allwieder viel zu doll gehen!“

Auf Elks weißer Stirn erscheint eine steile Falte, seine Hände fassen die Zügel fester: „Ach John, laß uns doch, siehst du denn nicht, wie es Spaß macht!“ Er sagt

nicht, laß mich, er sagt, laß uns! Der Knabe Elk und die beiden Pferde sind eins. Hei, wie „Paß“ nachsetzt und wie „Pull“ steppt! Schaumige Silberflocken fliegen vom spielenden Gebiß, die Mähnen flattern und die Schweife wehen. Ist es da nicht eine Lust, mitzuhalten? Elks tiefdunkelblaue Augen blitzen und die vom Atem des jungen Tages bewegten Büsche zur Rechten und zur Linken nicken ihm zu: „Recht hast du, fahr zu, fahr zu!“

Und John läßt ihn. Ach, daß Gott erbarm, du armer Jung', sollt ihr euren Spaß haben! Was würd' der Rittmeister sich freuen, wenn er's noch sehen könnte. Der fuhr akkurat so.

John spinnt an seinen Gedanken. Sein Mund ist schmal und fest geschlossen. Nein, über seine Lippen wird kein vorlautes Wort kommen.

Sie nennen ihn alle John, weil er in jungen Jahren einmal mit seinem Herrn in England gewesen ist und von dort, wie die Leute sagen, die Pferdesprache mitgebracht hat. Schafsköpfe, denkt John, mit Pferdeverstand muß man geboren sein. Aber es ist schon was dran am gut gehaltenen Rasen der Insulaner und den feinen Fesseln der Ladys. Und wie man so unnahbar auf dem Bock sitzt, das hält den Zeiten stand.

Eigentlich heißt er Johann, Johann Swart. Seine Mutter hat ihn „Hanning“ gerufen. Die schläft auch schon lange unter dem großmächtigen alten Lindenbaum auf dem Friedhof, genau gegenüber vom Erbbegräbnis, in dem all die Wobbekes ruhen. Was die Erde doch Platz hat, denkt John, ja, ja, immer der Reihe nach, immer an der Friedhofsmauer lang.

Und heute machen die Männer von Wobbekenhag es auf, das Erbbegräbnis, es kommt wieder einer dazu, ach ja, morgen wird er Schritt fahren und keine Schimmel vorm Wagen haben.

John nimmt die schwarze Samtkappe ab und setzt sie wieder auf. Die Haut über den scharf hervortretenden Backenknochen ist ledern und der ausrasierte Graubart steht wie eine Maurerfräse um das eckige Kinn. Es ist alles schon ein wenig verwittert an John; die Augen — kein Mensch vermöchte zu sagen, welche Farbe sie eigentlich haben — sind tief eingesunken, aber wachsam, so wachsam. Nein, ihnen entgeht nichts. Bessere Wächter hat auch der Großherzog nicht.

John ist Kutscher auf Wobbekenhag solange man denken kann. John ist ledig geblieben, er ist klug gewesen und hat keinen Anhang. Er hat nur die Pferde und seinen Herrn. John meint, daß das genug ist für einen verständigen Mann. Natürlich hat er auch seine Anfechtungen gehabt, so als Bengel. Aber nur einmal hat er sich an der Nase herumführen lassen, dann hat er schon gewußt, daß die Mamsells am besten zum Kochen und Stopfen taugen. Das kann man verlangen. Heute — alles was recht ist — kann er nicht klagen. Was er braucht, bekommt er serviert, pünktlich und sauber. In der Kammer wohnt er nun schon seit seiner Stalljungenzeit. Hinter der Wand des Alkovens hört er die Pferde in die Krippe schnauben, das gemütlich mahlende Geräusch ihrer Kinnbacken, das leise Auf- und Abziehen einer Halfterkette, und die großen Tierkörper wärmen bis zu ihm hin — wär's anders, könnte John nicht schlafen. So hat er einen guten Schlaf, zumal er mit den Hühnern zu Bett geht und auf ist, bevor der Hahn kräht. Sommertags um fünf, wintertags um sieben muß er den Rittmeister wecken, die frisch gewichsten Reitstiefel bringen und sich Order für den Tag holen. Du liebe Zeit, John schrickt aus seinen Gedanken auf, der Rittmeister! Wie soll es nur werden?

Elk ist eben elf Jahre alt und der einzige, nachgeborene Sohn von Malte Wobbeke auf Wobbekenhag, den sie landauf, landab den Rittmeister nennen, weil er bei den Leibdragonern der Großherzogin gestanden hat. Jetzt ist Elk auf der Schule in der Stadt und hat Quartier bei der verwitweten Frau Obristlieutenant von Wulfcrona. Die kommt viel nach Wobbekenhag, wohl eine Freundin der Frau. Elk sagt Tante Christina.

Tante Christina ist kullerrund anzusehen, so recht schier und blänkerig. Auch mit den Augen. Morgens holt sie ihn aus den Federn. Da hat sie eine Nachtjacke an und

eine Haube auf. Mit Bändern und Spitzen. Es sieht zum Lachen aus, aber man darf es nicht tun. Tante Christina kann mächtig fuchtig werden. Meist hat man den Schaden davon. Ja, es kann verdammt fix passieren, daß ihr mal die Hand ausrutscht oder was sie gerade darin hat. Vater nimmt den Reitstock und Tante Christina den Kochlöffel. Und darüber ist schon einmal die Milchsuppe angebrannt. Man kann's nachher auslöffeln. Elk hat mitgezählt, in der Rage hat sie ihm noch eine Kelle extra aufgetan. Und es schmeckt nicht besser dadurch, daß Tante Christina sich dazusetzt und die Geschichte vom Gewürz der Seligen erzählt; sie ißt nicht mit. Jeden Morgen, gleich zuerst, muß Elk sich scheuern, und hinterher kommt Tante Christina mit einem Eimer Kaltwasser, randvoll. Davon wird man schön munter, sagt sie. Abends auch. Davon schläft man gut ein, sagt sie, außerdem schleppst du mir sonst zuviel Sand in die Betten, sagt sie. Tante Christina hat mehr so Schnäcke und bringt sie gerne an den Mann. Aber sonntags gibt es einen Berg Kuchen, den macht ihr keiner nach.

Als Tante Christina heute morgen in aller Herrgottsfrühe Elk geweckt hat, war sie anders als sonst. Elk hat es wohl gemerkt. Auch daß John in der Küche war und so tat, als käme er man eben erst aus der Kutschstalltür in Wobbekenhag. Und Tante Christina hat immer wieder den Brief gelesen, den John gebracht hat. Von einer Ecke in die andere ist sie damit gezogen wie eine Fregatte, über die der böse Feind gekommen, und hat gar nicht damit zu Pott kommen können, viel mit der Haube gewackelt und einiges vor sich hinräsoniert. Schließlich haben sie miteinander getuschelt, Tante Christina und John. Was soll die Geheimniskrämerei? Erst tun die Großen immer so gewaltig, und am Ende kriegt man es ja ganz von selbst zu wissen.

Elk liebt es nicht, an den Wagen getantet zu werden. Was soll John davon denken oder ein Konpennäler, der gerade die Straße entlang kommt! Aber diesmal ist nichts zu machen. Tante Christina kluckt bis zu Pferdeschwanz und Radspeiche hinter ihm her und noch zu guter Letzt fängt sie wahrhaftig an, sich die Augen zu wischen. Daß die Frauen immer gleich heulen müssen! Ein Glück nur, daß die Straße noch leer ist. Trotzdem ist es gräßlich peinlich. Und wozu überhaupt? Etwas besseres kann einem doch gar nicht passieren, als daß man so aus heiterem Himmel, mitten in der Woche nach Hause geholt wird. Vater wird schon wissen, warum. Und vor allem: Gegen ihn können sie nicht an, niemand. Wenn die Schule schon in Gang wär', würd' er sich einen Spaß daraus machen, vor den Fenstern lang zu kutschieren und nach der Kunst mit der Peitsche zu knallen. Das würd' den Pfeffersäcken Eindruck und Kantor Pingel einen gehörigen Ärger machen.

„Tschüß, Tante Christina!“, sagt Elk von oben herab — es muß ja nun endlich einmal losgehen — „Vater kriegt das Heu wohl nicht ohne mich rein“, und er lacht noch über seinen Witz, während die verwitwete Frau Obristlieutenant von Wulfcrona seufzend ins Haus zurückgeht, immer noch den Schürzenzipfel in der Hand. Der Brief, ach du lieber Himmel, der Brief!

Die Pferde sind kaum zu bändigen, ratternd rollt der Wagen durch die blanken Gassen, rascher das Blut zum Herzen des heimwärts gewandten Jungen. Nach Hause, nach Hause!

Mit einemmal fällt ihm ein, daß er vergessen hat, Heini Cords zu sagen, wo das Schnitzmesser versteckt liegt und daß sie am Sonntag von Klaus Petersen den Kahn haben können. Dumm ist das!

Heini Cords, der Sohn des Reeders, der das schöne Haus am Rosenort bewohnt und dessen Schwester Grete Zöpfe wie Strohseile hat, ist Elks Freund. Er gehört zwar zur Partei der Pfeffersäcke, aber das macht nichts, sie vertragen sich gut, soweit sie nicht gerade ihre Schlachthausen mit homerischem Geschrei anzuführen haben. Sie sitzen zusammen in der kleinen Teerbude von Klaus Petersen, dem alten Matrosen mit dem steifen Bein und bauen Segelschiffe und Luftschlösser. Klaus takelt sie auf und spinnt dazu.

„Ein banniges Garn!“, versichert Elk, während John die drängelnden Pferde durch das untere Stadttor dirigiert, „ein banniges Garn, kann ich dir sagen. Vom fliegenden

Holländer und vom Klabautermann, von Haifischen und von Eisbären, von Spitzbergen bis Kap Horn, rauf und runter durch die Wellentäler und noch einmal rund um den Äquator. Tolle Sachen weiß Klaus zu erzählen, Junge, Junge, es ist ein Wunder, daß er noch lebt! Ums Skalpieren ist er nur herumgekommen, weil er für'n Vierteljahr 'ne Indianerin zur Frau genommen hat. Aber 's war nichts, sagt Klaus, ledrig wie'n Büffelfell und immer mit Moschusöl eingerieben. Natürlich ist er ausgerissen. Gleich nach Afrika. Da haben sie andere Sitten, viel Hitze und Menschenfleisch. Nein, das ist kein Märchen, daß die Schwarzen ihre Gefangenen braten und auffressen, das stimmt! So eine am Spieß geschmorte Mannskeule, sagt Klaus, das steigt in die Nase, da hältst du den eigenen Schinken fest! Dann nach Indien, alles schwerreich. Der Maharadscha hat seinen Hof mit Edelsteinen gepflastert. Klaus muß es wissen, denn er hat Brüderschaft mit ihm getrunken, und wenn er nur gewollt hätt', wär er Minister bei ihm geworden. Zurück mitten durch die Türken, die schlagen nur die Köpfe ab. Und der Sultan hat 333 verschleierte Frauen. Aber sie riechen nicht gut, die fremden Völker, sagt Klaus, kein Teer, kein Priem und kein steifer Grog. Klaus selber ist blau und rot angemalt, das geht nie wieder weg, mitten im Brustbart sitzt ihm ein Mädchen, splitterfasernackt, das geht auch nie wieder weg. Was sagst du dazu, John?"

Aber John sieht geradeaus zwischen die Pferdeohren und sagt gar nichts.

Und doch ist es die reine Wahrheit, denkt Elk trotzig. Klaus hat ihn, Elk, mal dran kratzen lassen: alles echt. Wegen der Edelsteine und wegen der Mädchen will Heini Cords auch einmal über See. Aber Elk will nicht. Er führt die Partei der „Klutenpeerer“ an, der Jungs vom Lande. Elk will in Wobbekenhag bleiben. Und Heini kann ihn dann ja mal besuchen und Kaffee, Gold und Diamanten und meinetwegen auch ein Mädchen mitbringen. Das ist soweit abgemacht.

Heute aber fährt Elk heim. Da kann ihm der ganze Stadtkram gestohlen bleiben samt Übersee und Tausendundeinernacht.

Elk schwippt einmal mit der Peitsche. Dann pariert er geschickt die Pferde vor einer breiten Pfütze durch und gibt ihnen die Häuse frei. Wie sagt Vater doch immer? Setz die Beine nur fest gegen das Trittbrett und kurz die Zügel, lang den Arm, laß sie laufen, die Gäule, wenn ich Schrittfahren will, kann ich auch zu Fuß gehen!

„Sst!“ macht Elk durch die Zähne, und schon traben sie wieder an.

Es gibt keinen Menschen, der wie Vater ist. Er weiß alles, wie es gemacht wird, und was er sagt, das sitzt. Elk möchte den sehen, der etwas dagegen sagt.

In den Osterferien hat ihn Vater jeden Tag mit aufs Feld genommen, und jeden Tag hat er etwas dazugelernt. Besser ist das gegangen als in der Schule bei Kantor Pingel oder Rektor Freese.

Wie der Hafer in Schlag vier wohl steht, den sie damals gerade gesät haben, und die Erbsen hinter der Hengstenkoppel? Ach, überhaupt das Vieh, die Fohlen und die Lämmer. Und Wippe Harloff auf der Futterkiste und Krischan Snut mit dem Strickstrumpf. Elk lacht, oh, wie freut er sich auf das Wiedersehen mit seinen alten Freunden!

Aber am schönsten ist es doch, wenn er mit Vater ausreiten darf, er auf „Amsel“ und Vater auf „Nestor“. Amsel ist schokoladenbraun und der ganze dicke Popo geapfelt. Nestor ist nochmal so groß und rot wie ein richtiger Fuchs, dazu hat er vier weiße Stiefel und eine Schneppe auf der Schnüß. Vater lacht, wenn er von ihm herunter auf Elk sieht und sagt, er muß ihm wohl noch Löcher in die Sattelklappen schneiden, damit er die Füße reinstecken kann. Vater neckt gern, und wenn Elk sich von niemandem zum Narren halten läßt: „Vater und ich!“, das ist etwas anderes, das ist sein zweites Wort, so denkt der Junge und: „Nicht wahr, wir verstehen uns!“, so sagt der Alte. Das ist ein Bündnis, gegen das keiner an kann, großartig!

Der Kalender schreibt Mittwoch, den 14. Juni. Ein feiner Monat ist das, so recht aus dem Vollen. Die Erde riecht nach Sirup und Brot. Das Grün der Saaten platzt vor

Saft und Kraft aus der Hose. Der Roggen steht wie Schilf. Die schwarzgraue Krähe, die darüber hinrudert, sieht stahlblank aus. Alle Bäche sprudeln vor Munterkeit und die Blumen auf der Wiese haben sich kakelbunt angezogen. Hoch im wolkenlos blauen Himmel steht das Preislied der Lerche wie eine Girlande des Jubels, von Hand zu Hand gereicht. Die Wegborte ist mit blühenden Heckenrosen bestickt, über denen honiggelbe Bienen und pelzige Hummeln emsig hin- und herfahren. Überall blitzen die weißen Hemdsärmel mähender Männer, eine Sense dengelt und das Lachen heuender Mädchen fliegt hinter dem Gefährt her, das sich wieder in Trab setzt, denn der Weg ist noch weit.

Die sandigen Geleise wie die Fühlhörner einer Schnecke vorschiebend, tastet sich die alte Straße weiter in das Land hinein. Denn wenn sie auch mit ihm aufgewachsen und vertraut ist von Kindesbeinen an, die Erde, sagt Vater, ist ein lebendiges Wesen wie du und ich und selbst die Steine verändern ihre Lage.

Ganz von selbst paßt sich die alte Straße dem Land an, umgeht sandige Anhöhen und sumpfige Senken, schlängelt sich eine Weile neben dem geschwätzigen Bach her, doch als dieser sich leichtfertig tiefer in die Wiesen hineinbegibt, da sagt sie ihm Lebewohl und findet den schmalen Paß zwischen Bruch und Moor, eine Ader des leibhaftigen, ländlichen Lebens verbindet sie ein Dorf mit dem andern, vergißt die Wassermühle im Grunde nicht und auch nicht die abgelegene Pachtschmiede. Hin und wieder macht sich eine Poststelle oder ein einsames Wirtshaus an sie heran. Für jeden Einwohner des Landes ist sie einmal im Leben Taufweg, Hochzeitsweg, Totenweg, aber die Glocken, die dazu läuten, verschwimmen unterschiedslos in ihrem Himmel.

Vor zwei Jahren ist der kleine, damals neunjährige Elk Wobbeke auf ihr marschiert, weil ihn das Heimweh nicht hat schlafen lassen und er bei Nacht und Nebel ausrücken mußte. Ja, er mußte! Damals war Elk noch nicht bei Tante Christina in Pension, sondern beim Superintendenten a. D. Griependüwel, und das war nicht gut.

Ein kleiner Junge, mutterseelenallein auf der Landstraße, Fuß vor Fuß, tritt, tritt, immer fürbaß. Es hat eine ganze Zeit gedauert, bis er, verstaubt und hungrig, an seinem Ziel angelangt ist, denn es sind an die dreißig Meilen von der Stadt bis nach Wobbekenhag. Die Dämmerung ist schon aufgekommen.

Durch den Garten hat er sich heimlich an die Rückseite des Hauses geschlichen und durch das ebenerdige Fenster in die Stube geguckt. Da haben die Eltern bei der Lampe gegessen, denn es ist abermals auf die Nacht gegangen.

Der Vater hat, wie er immer tut, die lange Pfeife im Mund und die Zeitung in der Hand gehabt. Die Mutter hat gestrickt. Glückselig ist Elk gewesen, glücklich und ein wenig in Druck, wie die Sache nun wohl weitergehen würde. Er hat gewartet, bis die Mutter aufgestanden und nach nebenan gegangen ist, wo die Mädchen immer am Webstuhl sitzen. Dann hat er leise ans Fenster geklopft, so, einmal und noch einmal. Der Vater hat die Lesebrille abgenommen und ins Zimmer gehorcht. Nun, weil das ja nichts nützen und die Mutter jeden Augenblick zurückkommen konnte, hat Elk das Gesicht ganz dicht an die Scheibe gedrückt und leise gerufen: „Vater, Vater!“

Na, da hat Vater das Fenster aufgemacht und ihm hereingeholfen. Wie er so gleich den kürzesten Weg hat nehmen dürfen und Vater nur gesagt hat; „So, nun setz dich da auf Mutters Stuhl!“, da hat Elk schon gewußt, daß er nur hat lachen wollen über Mutters Gesicht, wenn sie wieder hereinkommt und die Bescherung sieht, und daß es schon nicht so schlimm werden würde. Aber mächtig müde ist er gewesen, so müde, daß von den Eiern, die Mutter rasch in die Pfanne geschlagen hat, wahrhaftig was übrig geblieben ist, fast wäre er über dem Teller eingeschlafen. Eine gründliche Abwache hat Mutter trotzdem für nötig gehalten, und er hat alles mit sich geschehen lassen, als wär' er ein Wickelkind. Dann endlich hat er in den Kissen gelegen und keinen Gedanken mehr gehabt als: Zu Hause, zu Hause!

Aber sonst denkt Elk nicht gerne an die Unternehmung zurück, es ist nichts weiter dabei herausgekommen, als daß er das Quartier gewechselt und den Superus gegen

Tante Christina ausgetauscht hat. Auf der Stadtschule hat er bleiben müssen, da ist nichts zu machen gewesen. Beim Frühstück am andern Morgen hat Vater so nebenbei gesagt: „Ich fahre Freitag sowieso in die Stadt, da kannst du gleich mitfahren!“ Wenn Vater so redet, dann ist das Punktum. Als sie auf dem Wagen gesessen haben, hat Vater es tröstlicher gemacht: „Auch ein Junge vom Lande muß was lernen, setz dich auf die Hosen, je schneller du mit der Schule fertig wirst, desto eher kannst du wieder heimkommen!“ „Für immer?“, hat Elk gefragt. „Ja, für immer!“, hat Vater gesagt und ihm über den Kopf gestrichen. Nun weiß Elk Bescheid. Für immer Wobbekenhag!

Der Weg wird sandig und führt langsam bergan. Was man hierzulande so Berg nennt. Elk läßt die Pferde Schritt gehen und fährt Halbgeleise, mit einem Rad auf dem Fußsteig. Es ist verboten, aber es wird den Pferden leichter. John nickt, er hätte es genauso gemacht.

Oben auf dem Kopf des Sandberges wachsen Kiefern und Birken, die einen kraus und dunkel, die andern hell und schlank. Im Berg ist ein altes Grab. Wohl von einem Riesen, sagt John. Man kann die drei großen, grauen Steine sehen, die ihm gewaltig auf der Brust liegen. Und der Machangelbaum dazwischen ist gar kein richtiger Machangel, das ist der Bart des Riesen, der aus dem Grab herauswächst. Wenn Vollmond ist und um die Mitternacht, sagt John, muß man hier nicht vorbeikommen, dann geht es hier um, da reitet der wilde Jäger durch die Wolken mit dem Kopf unterm Arm und auf einem Schimmel mit fünf Beinen, die ganze Meute hinterdrein, husssa, hopp, Peitschengeknall und wildes Anjuchen. Was ihnen vor die Füße kommt, reiten sie nieder. Und weg sind sie wie die Windsbraut.

John hat immer so Geschichten, man weiß nie, ob man sie glauben soll oder nicht.

Wo das Gehölz zu Ende ist, gabelt sich der Weg. Da lebt eine Eiche, viele Männer stark und viele Männer alt, an der ist ein Wegweiser mit richtigem Zeigefinger. Auf dem Wegweiser steht in schön gemalten Buchstaben: Poggendorf.

In Poggendorf wohnt Isa, Elks jüngste und beste Schwester. Fünfe an der Zahl hat Elk, lauter Stiefschwestern und alle verheiratet. Angelika, die älteste, könnte seine Mutter sein. Alle lieben sie ihren kleinen Bruder, jede auf ihre Art, aber Elk liebt nur Isa.

Eigentlich müßte er ihr etwas böse sein oder viel mehr Peter Hingst, weil der sie weggeholt hat aus Wobbekenhag. Isa Wobbeke ist seit einem Vierteljahr verheiratet und heißt jetzt Isa Hingst. Komisch eigentlich, auf alle Fälle ist es ein Jammer, denn mit Isa konnte man Pferde stehlen, und wenn sie lachte, mußte man mitlachen, ob man wollte oder nicht. Bei Isa war immer gut Wetter. Vater meint, sie steckt einem ihr Lachen an wie eine Blume ins Knopfloch, aber so eine, die am Aufplatzen ist, oder wie eine verwegene Feder an den Hut, mit der der Wind abgeht und nimmt den Deckel womöglich gleich mit. Stimmt es etwa nicht? Doch, soviel versteht Elk auch schon davon.

Und Pastor Weisenborn, der poetische Vergleiche liebt, hat auf der Hochzeit bei Tisch gesagt, es klänge, als ob ein Zauberer im Märchen mit einem kleinen, silbernen Hammer an eine gläserne Glocke schlägt. Er selber aber hat mit der Bratengabel ans Glas gehauen.

Naja, vielleicht hat Isa den Peter verzaubert und sitzt dafür nun zwischen den Poggen, will sagen Fröschen. Das hat aber nicht der Pastor, sondern Vater gesagt. Und Elk meint, daß es gleich ist, wer, was und wie, Isa ist ausgeflogen und ihr Lachen hat sie mitgenommen. Es klingt nicht mehr in Wobbekenhag. Mutter ist immer so ernst und zu ängstlich. Und wenn Vater lacht, was er ja gerne tut, dann hört sich das eben an, als wenn Hengst „Hanibal“ wiehert.

John nimmt die Peitsche und wischt vorsichtig eine fette Pferdebremse weg, die sich in „Pulls“ Flanke festgesetzt hat. Die Pferde traben von selbst an, um den Plagegeistern zu entgehen. Aus dem Geäst der Eiche schilt eine Elster hinter dem Wagen her. Über der leuchtenden Flur rüttelt ein Turmfalke. Es verspricht, ein schöner Tag zu

werden. Das Gewitter ist nicht bis hierher gekommen. Die Räder wirbeln leichten Staub auf, und „Paß“ bekommt die ersten Schweißtröpfchen an der Halsung. Er muß erst warm werden, dann geht er richtig, sagt John. Der Weg neigt sich und Elk legt noch ein wenig zu. Es schafft.

Als die Sonne im Mittag steht, haben sie die Poggendorfer Scheide erreicht. John sieht sich um. Kein Tropfen Regen. Das Land ist durstig. Der Roggen könnte besser stehen, der Hafer hat braune Stellen und die Kartoffeln decken kaum die Kämme. Dafür sind sie beim Klee einfahren. Gleich mit'm doppelten Gang. Naja, was müssen sie sie ja auch haben, die Poggendorfer. John hat seine schärfsten Augen aufgesetzt und brummelt vor sich hin: „Sind schon immer Heiden gewesen!“ Elk lacht, er weiß, John kann die Poggendorfer nicht leiden. John will immer, daß in Wobbekenhag alles am besten steht und daß sie zu Hause weit voran sind. Das ist auch wohl in der Ordnung so. Aber Peter Hingst ist trotzdem ein tüchtiger Wirtschaftler, auch wenn es bei ihm nicht geregnet hat und John noch so schief kuckt.

Über der Poggendorfer Feldmark stehen drei Staubsäulen. Eine große, das sind die Gespanne, die aus der Brache nach Hause ziehen; eine mittlere, das ist der Schäfer, der mit Hund und Herde in den Schatten des Poggenpfuhls treibt; und eine kleine, sich rasch nähernde, das ist Peter Hingst selbst. Er hält schnurstracks auf den Wagen zu und schon von weitem ruft er mit seiner hellen Kommandostimme: „Was wollen die Städter hier, hast wenigstens 'ne Mütz voll Regenwasser mitgebracht?“

Elk ist nicht faul: „Ach, die Pfeffersäcke!“, kräht er zurück, „ich bin man grad so'n Klutenpeerer wie du.“

Peter Hingst läßt seinen bildhübschen Schweißfuchs über den Graben treten und sagt lachend: „Na denn man tau, aber verpeer dich nur nicht mang die Kluten!“ Er wendet sich — schon im Weiterreiten — noch einmal im Sattel: „Sag Isa, ich käm auch gleich!“ Dann ist er — hast du nicht gesehen — auf und davon, das mülm nur so.

„Ein Mordsgaul!“, knurrt John, „den hat er nicht lange!“ Elk lenkt von der Landstraße ab in den birkenbestandenen Weg, der auf den Poggendorfer Hof zuführt. In den Koppeln, dicht am Dorf, weidet Jungvieh, im Schutz des hochstämmigen Gartens eine Menge Mutterstuten mit Fohlen. Elk fährt Schritt am Koppelzaun lang, um zählen zu können. Wenn Vater fragt, muß er genau Bescheid wissen. John zählt mit, der Alte im Kopf, der Junge laut: 24 Kälber, 11 Saugfohlen. Die Zwei- und Dreijährigen sind wohl in der großen Koppel. Ja, mit dem Vieh versteht Peter Hingst es. Er hat eine glückliche Hand, hat Vater auf der Hochzeit gesagt. Elk weiß nicht, ob die Pferde damit gemeint waren oder Isa. Wahrscheinlich beide.

Jetzt sind sie in der Allee und nun muß Elk schneidig vorfahren, so im Schwung auf der linken Hand um den Rasenplatz herum und abgezirkelt mitten vor der Treppe halten. Das muß man können. Aus dem Handgelenk. Elk kann es. Kleinigkeit. Da sind sie. Und da ist auch schon Isa. Ein plötzlicher Windstoß, der um die Hausecke getollt kommt, zaust ihr die Haare ins Gesicht und verschleiert ein Lachen unter Tränen.

Elk sieht es nicht, er hat John die Zügel zugeworfen und ist vom Wagen gesprungen. Isa wankt ein wenig unter dem jugenhaften Ansturm. „Nicht so wild, Elk!“, sagt sie und weil sie gar nichts anderes weiß, „geht man so mit seiner verheirateten Schwester um?“

„Och, Isa!“, posaunt Elk, „die paar Wochen!“

Die junge Frau steckt sich ein bißchen rot an: „Komm rein, du hast Glück, es gibt Suppkartoffeln mit kaltem Braten und hinterher saure Milch; wenn du was hübsches zu erzählen weißt, vielleicht sogar die ersten Erdbeeren.“

„Au, Mensch, fein!“ Isa bekommt einen Kuß extra. „Sauermilch mit Erdbeeren und 'nem Berg Zucker drauf, da kann ich 'ne ganze Waschsüssel von!“

Isa schüttelt sich und wischt mit dem Taschentuch über die saftig geküßte Wange: „Elk, Elk, was soll nur aus dir werden.“

Der hakt die Schwester unter: „Laß man, Isa, du bist doch die Beste!“

Sie gehen ins Haus. Peter kommt, und dann sitzen sie zu dritt um den Tisch. Unsichtbar steht ein Schatten hinter ihnen.

Elk läßt es sich schmecken. Isa rührt das Essen kaum an und Peter löffelt mit stummer Verbissenheit. Zwischendurch sehen sie sich an. Elk merkt es nicht, er ist in voller Fahrt. Soweit ihm die Erdbeeren Zeit lassen, erzählt er. Von Heini Cords und Klaus Petersen; daß auf dem Pfingstmarkt eine halbnackte Frau zu sehen gewesen ist, die drei starke Männer geworfen hat, und daß im Hafen eine ganze Woche lang ein spanischer Segler vor Anker gelegen hat, mit Gelben und Schwarzen an Bord, welche hatten Ringe durch die Nase und welche Zöpfe wie 'ne geteerte Peitschenschnur, ja-wohl, er hat alles gesehen und sich sogar ein Messer eingehandelt. Elk holt es aus der Tasche: „Sieh mal, was für 'n Kneif!“ Und ein Kauderwelsch reden die, sowas hast du noch nicht gehört. Alles schnattert durcheinander. Am besten redet man mit Händen und Füßen mit ihnen. Sie sind immer lustig und zeigen ihre Zähne wie ein Hund, der lacht.

Na, und in der Nacht soll's ja wohl geblitzt und gedonnert haben, hat Tante Christina gesagt, und in aller Herrgottsfrühe ist mit einemmal John dagewesen mit dem Wagen: Er soll nach Hause kommen. Fein, was?

Isa und Peter werfen sich, während Elk seufzend mit der Serviette über seinen Mund fährt: „Nun kann ich aber wirklich nicht mehr!“, einen Blick zu. Der Mann zuckt hilflos die Achseln und die Augen der jungen Frau sind dunkel vor Traurigkeit. Dann, wie zu einem Entschluß gekommen, gibt Isa sich einen Ruck, steht auf und sagt mit schwerer Stimme: „Komm Elk, wir wollen in Peters Zimmer gehen, ich muß dir etwas sagen.“

Elk hebt den Kopf: „Nanu, Isa, das klingt ja so feierlich!“ Er geht zwischen den Geschwistern, da sieht er doch recht klein aus. Ihm ist ungemütlich. Was mag Isa haben? Er hat doch nichts ausgefressen.

Nun stehen sie in Peters Zimmer. Von den Wänden sehen Gehörne und Geweihe und bunte Kupferstiche mit galoppierenden Pferden und hetzenden Hunden auf den kleinen Elk herab, der fast ein wenig trotzig vor seiner Schwester steht, Seine Augen sind geradeaus in die ihren gerichtet, zur Abwehr bereit. Es wird ihn nichts umwerfen. Kein Wobbeke weicht, sagt Vater, wahr dich, wehr dich!

Peter Hingst ist ans Fenster getreten und starrt, den Geschwistern den Rücken zuwendend, auf den Hof hinaus. Da scheint die Sonne. Im Zimmer schattet es.

„Du bist so komisch, Isa!“, sagt Elk, „warum sprichst du nicht?“ Isa, die ganz dicht vor Elk steht, hat den Bruder unverwandt angesehen. Es ist, als forsche sie in seinem Gesicht und suche zu halten, was ihr unaufhaltsam entgleitet.

„Was guckst du so, Isa?“, schon klingt Unwille durch den Ton. Da legt Isa ihre Hände auf seine Schultern und während ein verräterischer Glanz in ihre Augen steigt und ihre Lippen zucken, sagt sie: „Elk, unser Vater ist gestern gestorben.“

Ihr selber ist, als hätten ihre Hände Zentnergewichte und als fielen die Worte wie Steine aus ihrem Munde.

Elk fühlt die Gewichte nicht und die Worte hört er nur aus weiter, ganz weiter Ferne. Gestern, was war denn gestern? Da hat er, Elk, mit Heini Cords in Klaus Petersens Kahn gesessen und Netze reingemacht, gestern, da hat Klaus ihnen einen Pfeifenkopf spendiert, weil sie tüchtig geschuftet haben. Klaus hat nichts rechtes erzählt gestern, nur immer so vor sich hingegnittert. Bis Wetter aufkam, da sind sie in die Teerbude gegangen und haben Aale geräuchert. Gestern, gestern . . . und da sei Vater gestorben, sagt Isa. Was heißt das?

Heißt das, daß Vater nicht mehr da ist, einfach nicht mehr da, weg, verschwunden. Wohin denn? Was machen sie mit ihm? Die andern, die alle noch da sind!

Elk weiß schon, wie komisch es zugeht bei feierlichen Anlässen. Vater hat ihn bei der Hand genommen und gesagt, „Du darfst aber nicht lachen!“, damals, als Heiner

Puttfarken begraben wurde und alles mitging, was Beine hatte. Aber der war in seine eigene Sense gefallen und hatte auch keine dreitausend Morgen unter den Füßen. Und komisch war's trotzdem. Alle seine alten Freunde im Bratenrock und die Frauen mit schwarzen Tüchern dazu, alle mit Gesichtern, als hätten sie keine.

Elk will Isa fragen, wie sie dazu kommt, sowas zu sagen. Aber er bringt keinen Laut hervor. Er will sich umdrehen, um nicht mehr Isas Augen sehen zu müssen. Aber er bringt kein Bein von der Stelle. Nur in seinem Kopf dröhnt und tönt es wie von einem riesigen Rad: Nicht mehr da, nicht mehr da!

Elk will schreien: Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr! Aber er muß jetzt die Zähne ganz fest zusammenbeißen, damit er nicht klappert und schuddert. Er will auf den Wagen, sofort, er will nach Hause, sofort, er will selber nach dem Rechten sehen. Schon ist er an der Tür.

Einen Augenblick steht Isa wie versteinert, sie läßt die Arme hängen, ihre Träne zerplatzt auf dem Fußboden. Peter Hingst kommt endlich vom Fenster weg und will seine junge Frau in die Arme nehmen, aber die reißt sich los und läuft hinter Elk her. Der wendet sich jäh um: „Ich muß fahren!“, stößt er hervor, „ich glaube, John ist eben vorgefahren; wenn ich ihn warten lasse, schimpft er.“

Elk hat recht. John hat es wohl gewußt, daß sie sich nicht aufhalten dürfen; der Wagen steht vor der Tür. John hat sein amtlichstes Gesicht aufgesetzt. Der Junge klettert hastig zu ihm auf den Bock. Schon ziehen die Pferde an. „Ich komme morgen ja auch!“, ruft Isa hinter dem Wagen her. Aber der kleine Elk Wobbeke dreht sich nicht einmal um. Er sitzt steif und starr über der Erde, die schwindelnd unter den Rädern weggleitet. Sein blonder Schopf ist unter der Mütze zurückgekrochen. Was tut Elk eigentlich? Er sieht zwischen den spielenden Pferdeohren hindurch in die Ferne, wo Wobbekenhag liegt. Vater, Vater!

John sieht ihn scheu von der Seite an. Da sagt Elk zornig: „John, warum hast du es mir nicht gesagt?“

Der alte Mann hebt verlegen die Schultern: „Ich durft ja nich, Elk.“

„Ach was, niemand hat dir was zu sagen außer Vater!“ John bleibt die Antwort schuldig. In Elks Kopf arbeitet es.

„John, wenn einer gestorben ist, ist er dann überhaupt nicht mehr da?“

„Tot ist tot“, murmelt der Alte.

„Ich mein, ob man mit ihm reden kann!“

John wackelt mit dem Kopf, als säh er einen Geist vor sich. Was für Fragen der Junge stellt.

Da leuchten mit einemmal Elks Augen auf und mit einer raschen Bewegung nimmt er seinem Begleiter die Zügel aus der Hand: „Ach, John“, sagt er ganz freundlich, „du bist aber dumm!“

Der alte Mann holt einmal tief Luft. Ach, du armer Jung, daß Gott erbarm!

Elk paßt auf die Pferde, die den Stall wittern. Noch anderthalb Stunden bis Wobbekenhag. Da ist Dänschenburg. Schon sind sie mitten in dem großen Bauerndorf. Auf dem Teich rudern die Gänse. Ausgangs Dänschenburg wohnt Schmiedemeister Wulf mit seinem Hund „Sultan“, immer muß der Köter den Wagen anklaffen. Und wie, mit einer Stimme, die sich vor Wut und Geifer überschlägt. Aber das Unverschämteste ist, daß er so nahe herankommt, als wolle er das Fuhrwerk rempeln, der Flegel. Elk langt nach der Peitsche.

„Schlag mir nicht wieder den Bogen entzwei!“, sagt John.

Elk hält die Peitsche ganz korrekt, ganz unschuldig. Unter den gesenkten Augenlidern schießt er nach Sultan, der in der Sonne vor der Schmiede liegt und blinzelt. Auch ganz unschuldig.

Sultan hat die rasch heranrollenden Räder längst aufs Korn genommen. Rollende Räder sind Sultans Feind, er muß sie beißen. Er ist ein Dschungeltiger, ist völlig laut-

lose, angesammelte Spannkraft, die sich zum Sprung auf ihr Opfer duckt. Schon der mitleidlose kalte, grausame Blick müßte es lähmen. Vor Schreck schon müßten die Räder stillstehen. Aber die Räder hören Elk und Paß und Pull bewegen sie. Elk wird es Sultan schon zeigen; mag er seine letzten Vorbereitungen treffen, das Auge ins Weiße drehen, die eine Vorderpfote heimlich unterziehen und die äußerste Schwanzspitze gierig zucken lassen. Er soll nur antreten! Sie sind alte Gegner, und das letztemal ist der neue Peitschenbogen dabei zum Teufel gegangen. Es ist noch eine Rechnung zu begleichen.

Jetzt ist es soweit. Sultan, ein erfahrener Wegelagerer, hat den Wagen vorbeigelasen, um ihm spitz von hinten in die Flanke zu fallen. Elk pariert mit der Linken die Pferde durch, um mit der Rechten besser schlagen zu können. Da kommt in einer Staubwolke Sultan angerast, seine Pfoten kratzen maschinenschnell die Erde. Die Lautlosigkeit des Angriffs hat etwas Unheimliches. Elk muß überhand schlagen. Oft geübt ist gut gekonnt. Es sind ausgesprochene Schnappschüsse ohne viel fackeln und zirkeln. In dem Augenblick, als Sultan ein Triumphgeheul ausstoßen will, weil er das Maul an den Speichen hat, zieht ihm Elk sausend die biegsame Gerte mit Bogen und Klappe durchs Gesicht. Eine Terz von Gottes Gnaden. Der schon zum Greifen nah gewesene Sieg entschwindet, der gedachte Triumph verwandelt sich in ein staubschlukkendes, belferndes Weh- und Wutgeheul; kläglich auf die Hinterhand zusammengeslagen, muß Sultan zurückbleiben.

„Gut!“, sagt John, der jede Phase des Duells sachverständig verfolgt hat. Eine glatte Abfuhr und der Bogen ist heil geblieben. Siegesfroh flattert das farbige Klappenbändchen im Wind. Die Gäule schmeißen vor Vergnügen die Beine. Elk steckt die Peitsche wieder weg und nimmt die Zügel in beide Hände.

Die Schimmel strecken sich, die Schatten der Bäume fallen länger ins Feld, von Sonnenuntergang her läuft in kleinen Springwellen ein kühlender Wind waldwärts. Und mitten in das Torgewölbe dieses nun mächtig am Horizont aufdunkelnden Waldes hinein zielt die alte Landstraße wie eine Schlange in ihren Schlupf.

Das ist ein anderes, ein stilleres, innigeres Leuchten, das jetzt in die Augen des Knaben tritt, denn jene Bäume sind schon Wobbekenhäger Bäume. Rasch wachsen sie näher, es ist, als streckten die Randeichen ihre Arme nach ihm aus. Da ist der Graben, der gelbe Bach, die alte Bohlenbrücke. Elk läßt die Pferde in Schritt fallen. Dumpf poltern die Hufe auf den Planken. Gedämpftes Licht, feierliche Stille umfängt ihn. Wie heimlich, wie warm es hier ist, ein Wald von Herzen und Händen. Und der kleine Elk Wobbeke atmet tief auf: „Die Kollwelgen!“, sagt er.

„Ja“, nickt John, „da fängt Wobbekenhag an.“

*

Vor der Auffahrt des Hauses gehen eine schwarzgekleidete Frau und ein Mann mit Stelzbein auf und ab. Wohl viele Male schon haben sie den Abstand zwischen den streng geschnittenen Lebensbäumen durchmessen.

Gärtner Jennerjahn, der auf dem Vorplatz beim Harken ist, tut, als sähe er die beiden nicht; Statthalter Lemp, der auf Feierabend sein gewichtiges Schlüsselbund abliefern, grüßt scheu herüber und der alte Fohlenfütterer Harloff, der eben das letzte Bund Heu in den Kutschstall bringt, weiß es ganz genau, daß er um keinen Preis in der Haut der Frau stecken möchte: ein Kind als Erbe von Wobbekenhag, fünf ausgewachsene Stieftöchter, fünf Schwiegersöhne und über Nacht keinen Mann — Gott soll mich bewahren!

Die Schritte der Auf- und Abgehenden knirschen im Gartenkies und Inga Wobbeke sagt: „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!“

Der Major weiland in dänischen Diensten Paul Schlottmann von Freyburg bleibt mit einem Ruck stehen, so als wolle er die Schwester zwingen, Front zu machen. Aber Inga Wobbeke setzt, ohne darauf zu achten, ihren Weg fort, so daß er ein paar Schritte zulegen muß, um an ihrer Seite zu bleiben.

„Nein, ich weiß es wirklich nicht!“, wiederholt sie leise. Freyburg hat die Hände nicht aus ihrer gewohnten, rückwärts verschränkten Haltung genommen, doch aus seiner Stimme klingt aufsteigende Ungeduld: „Sagtest du nicht, Elk sei durch Isa vorbereitet?“

„Gewiß, Paul, aber das ändert nichts!“

„Woran?“

„Daß ich“, die Stimme der Frau stockt, — „daß ich Angst habe, und daß ich es nicht verbergen kann.“

Der Major erinnert sich gerade noch zur rechten Zeit daran, daß dies nicht Ort und Stunde ist, um zu lachen; er räuspert sich kräftig:

„Angst? Nein, Inga, die nehme ich dir nicht ab, das glaube ich dir einfach nicht, Angst!“, er stößt energisch mit dem Krückstock auf, „wovor denn und überhaupt warum? Gegen so ein vages Gefühl muß man angehen!“

„Mein Gott, Paul, du sprichst, als ginge es mit dem Bajonett gegen ein Bataillon feindlicher Soldaten!“

Gar nicht so übel der Vergleich, denkt der Major in sich hinein, und wenn die Welt voll Teufel wär —, aber laut sagt er: „Elk ist doch ein ganz vernünftiger Junge!“

„Er ist haargenau wie sein Vater“, erwidert Inga Wobbeke nach einer Weile, „was er nicht will, das soll es auch nicht geben, und was er möchte, das glaubt er gleich zum Greifen nah vor sich zu haben. Bisher hat er meist Glück damit gehabt, weil sein Vater ihm zur Seite stand. Wie aber soll es jetzt werden, wo Malte nicht mehr da ist. Er wird auf eigene Faust handeln. Helfen läßt er sich auf keinen Fall.“

„Wenn er's nicht braucht! Ich kann nichts daran finden.“

„Ich brauche ihn“, sagt Inga traurig.

Hierauf nicht gefaßt, legt Freyburg, ein wenig taub, die Hand ans Ohr. In der stillen Abendluft ist ein Ton. Inga nimmt den Arm des Bruders: „Wir müssen ans Haus, ich höre den Wagen.“

„Du hast recht!“, der Major setzt sein Bein in verschärfte Gangart, „wie die Zeit darüber hingegangen ist.“

Die Pferde, am Ziel, stoßen sich vom Zügel ab. John hält den Peitschenstiel salutierend am Mützenrand fest und Elk klettert umständlich vom Wagen. Inga preßt ihn stumm an sich. Der Junge macht sich frei: „Au, Mutter, du tust mir ja weh!“

„Kopf hoch, mein Junge!“, sagt der Major.

Elk macht einen vorschriftsmäßigen Diener, richtet sich auf und steht stocksteif: „Guten Tag, Onkel Paul!“

Sie gehen ins Haus. Nichts hat sich verändert, denkt Elk, und um erstmal loszukommen, erklärt er, daß er furchtbar schmutzig sei. Ja, es habe ziemlich gestaubt unterwegs und „Paß“ schmeiße so schon immer mit Sand — „weil er etwas hohen Tritt hat“, setzt er sachlich hinzu. Also, er will erstmal auf sein Zimmer gehen und sich einen anständigen Scheitel machen. „Du schickst mich ja sonst doch wieder weg!“, lächelt er verführerisch.

Glücklich ist er oben und findet seine Bude himmlisch; alles so wie er es beim letzten Mal verlassen hat. Anstandshalber tippt er die Finger in die Waschschüssel. Dann steckt er den Kopf zum Fenster heraus. Von der großen Rieselwiese her dringt durch das Gartengebüsch der Geruch frisch gemähten Heus. Schade, daß es schon so spät ist. Er würde gern wissen, wie weit sie sind, ob schon bis zum großen Deich oder gar darüber weg? Nun, morgen!

Als er die Treppe wieder heruntergeht zum Abendbrot, tönen seine Schritte durch das große Haus. Er erwartet jeden Augenblick Vaters Stimme zu vernehmen. Isa hat zwar gesagt, er sei gestorben, und Mutter hat das schwarzseidene Staatskleid an, das er nicht leiden kann, weil es ständig knistert, und Onkel Paul ist auch da, im dunkel-

blauen Gehrock mit Ordensbändchen —, weiß der Himmel, was los ist, er will jetzt selber feststellen, wo sie mit Vater eigentlich abgeblieben sind.

Wie gerufen schlurrt ihm Friedrich Klöckling, der alte Diener, in die Quere. Elk kriegt ihn bei einem Zipfel seines verschossenen grünen Fracks zu halten: „Du Fritz, wo ist Vater?“

„Mein Gott, Jung, was du einen erschrecken kannst!“ Der Alte faßt nach dem Geländer.

„Wo Vater ist, Fritz?“

„Ach du lieber Himmel, wo soll er wohl sein! Auf seinem Bett liegt er. Mach, daß du auf die Diele kommst, das Abendbrot ist angericht!“

Elk steht hinter seinem Stuhl. „Wir wollen beten!“, sagt Inga Wobbeke und preßt die Hände zusammen, der eisgraue Backenbart des Majors zittert ein wenig. Aber Elks Stimme geht ohne Zögern, hell und klar wie Kerzenlicht durch den dämmernden Raum:

„Gesegne lieber Herre Gott / Auf unserm Tisch DEIN gutes Brot / Auf jedem Acker DEINE Saat / Daß Brot auch unser Nachbar hat / In DEINEM Namen Amen!“

Sonst ist es ein schweigsames Mahl, und als sie es hinter sich gebracht haben, ist es so dunkel geworden, daß Inga den doppelarmigen silbernen Leuchter anzünden muß. Elk sieht erst die Mutter, dann Onkel Paul an und kann ein Gähnen nicht unterdrücken.

„Du wirst müde sein, Junge“, sagt der Major, „wir werden heute alle nicht alt.“ Den Schnack kennt Elk schon, der kommt immer, wenn Onkel Paul sich „auf Stube“ verdrücken will, wo ihm Friedrich Klöckling noch eine Flasche Mõouthon Schapskopp deponiert hat.

Elk will unter allen Umständen noch nach Vater sehen, aber Mutter macht nicht die geringsten Anstalten, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen.

„Ich gehe, Inga“, sagt Freyburg, „es wird morgen ein anstrengender Tag; du solltest dich auch legen!“ Er küßt seiner Schwester die Hand. Die Tür klappt und dann hört man ihn die Treppe hinaufknarren.

Inga Wobbeke kommt, mit der Hand das Licht schirmend, langsam auf Elk zu, wird, so scheint es ihm, immer größer, und die Kerzen flackern. Jetzt steht sie vor ihm und faßt ihn an, ihre Hand ist eiskalt. Elk schaudert es. Sie beugt sich über ihren Schlüsselkorb, als suche sie etwas. Und mit einer Stimme, die fremd und fern ist, sagt sie: „Du sollst deinen Vater noch einmal sehen!“

Fast heftig hat Elk sich losgerissen und einen Schritt rückwärts getan. In seinem Gesicht steht eine so offenbare Verlegenheit ob seines Tuns, daß Inga fast hastig sagt: „Wenn du nicht möchtest, brauchst du nicht.“ Recht erleichtert gibt er ihr den Gutenachtkuß und fügt besänftigend hinzu: „Ich bete doch schon lange allein!“

„So, was betest du denn?“

„Ach, was mir gerade so in den Sinn kommt“, sagt Elk befreit.

Dann liegt er, die Arme unter dem Kopf verschränkt, in seinem Bett, keine Spur müde, und alles ist so, wie er es sich gedacht und gewünscht hat. Er hört den Nachtwind in den alten Walnußbäumen atmen, sieht das Mondlicht durchs offene Fenster schlüpfen und hält die Augen auf die Wand gerichtet, die darüber immer munterer wird. Elk liebt Bilder, und wo er keins hat, da hat er einen Zauberer, der ihm eins auf die Tapete malt.

Nein, nichts ist tot, denkt er; die beiden Kerle da, die den auf den Hinterfüßen stehenden Bären mit ihren Speeren angehen, die sind nur gemalt, aber sie bewegen sich doch, und der arme Köter, den der Bär unter seinem linken Arm zerdrückt, der windet sich noch. Und das soll tausend Jahre her sein. Schade, daß es in den Wobbekenhäuser Wäldern keine Bären mehr gibt.

Auf dem Stuhl vor seinem Bett liegen seine Sachen, nein, nicht der städtische Anzug, in dem er gekommen ist, Gott sei Dank, nein, er hat alles, was er braucht, aus dem Schrank geholt und sich zurechtgelegt, die alte manchesterne Hose und die hochgeschlossene Joppe aus dem gleichen Tuch wie Vater's, vor allem die langschäftigen Stiefel, da stehen sie mit offenen Mäulern und warten nur, daß er in sie hineinsteigt. Ja, alles ist parat.

Elk aalt sich wohlig in seinem Bett, es gibt kein schöneres, weil man geradewegs den Nachthimmel sehen kann und alle Sterne. Wie sie glitzern! Es gibt nichts herrlicheres als das Bewußtsein, in Wobbekenhag zu sein und morgen früh mit dem ersten Sonnenstrahl aus dem Haus zu schlüpfen, um alles zu untersuchen. Den Hof, die Ställe, die Scheunen und Speicher, das Rademacherschauer und die Schmiede, den Garten, die Wiese und das Feld. Da bleibt kaum Zeit zum Essen. In den Wald wird er sich erst am Nachmittag machen, vielleicht nimmt Vater ihn mit pürschen. Aber Vater ist ja gestorben, hat Isa gesagt, und Fritz meint, er liegt auf seinem Bett. Mutter hat mit dem Leuchter hingehen wollen; sowas! Das hat sie noch nie getan.

Der Junge sieht nach dem Bild seines Vaters, das seit Weihnachten zusammen mit der letzten Ernteschleife über dem alten Sekretär hängt, genau gegenüber seinem Bett; es zeigt Malte Wobbeke zu Pferde, dahinter sieht man dichtgedrängt goldgelbe Weizenhocken und dahinter, ganz in der Ferne, einen dunkelgrünen Gürtel von Wald; die Baumwipfel, das kann man deutlich sehen, sind zackig wie ein Gebirgskamm. Viel Farbe hat der Maler verkleckst, denkt Elk. Ob der Mohn wirklich so rot ist, die Kornblumen so blau und die Wolken so weiß sind wie Daunenissen oder ob das nur der Mond macht, der daran herumfingert?

Aber Vaters Augen sind es haargenau und der Mund ist es auch. Richtig, er plinkt ihm ja zu, natürlich schmunzelt er, die Krähenfüße fächern sich vergnüglich und die Bartspitzen zittern ein wenig vor unterdrücktem Lachen. Was nun wohl kommt, denkt Elk und hat sich schon etwas aufgerichtet.

„Wo bleibst du eigentlich?“, sagt Vaters Stimme. Mit einem Satz ist Elk aus dem Bett: „Ich komme ja schon, Vater!“ Lautlos schlüpft er aus der Tür und der gute Mond leuchtet ihm als er behende das Treppengeländer herunterrutscht, keine Stufe berührt er, kein Brett knarrt. Auf der Diele bleibt er einen Atemzug lang stehen und lauscht. Es ist totenstill im Haus. Totenstill, fast könnte man über das Wort erschrecken, aber Elk sind Stille und Dunkelheit nur recht.

Die nackten Füße des Knaben gleiten unhörbar über die kühlen Fliesen. Jetzt ruht seine warme Hand auf der Klinke zu Vaters Stubentür und ohne Zögern drückt er sie herunter. Ganz von selbst und ganz lautlos schließt sie sich hinter ihm.

Sofa und Sessel, Schreibtisch und Bücherschrank, Bilder, Geweihe, Waffen und sogar die gefährliche Auswahl von Reitstöcken begrüßen ihn, an jedem Ding hängt dieses vertraute Gemisch von Pfeifenrauch, Lederzeug, Kölnisch Wasser, Kanzleipapier und das Besondere, das Vater anhaftete, wenn man ihm nahekam.

Elk streckt die Hände aus, während er durch die Stube geht. Dahinter ist das Schlafcabinett. Die Tür ist auf, auch die Fenster. Ein kühler Windhauch bewegt die Gardinen. Da in der Ecke steht das mächtige wie aus einem Baumstamm gehöhlte Bett und darauf liegt der Vater. Ganz weiß sieht er aus, das macht der Mond, und schläft offenbar fest. Der kleine Junge hockt sich dicht vor dem Bett hin, zieht sein Hemd über die Knie und betrachtet aufmerksam den Vater. Das hat er früher auch schon manchmal getan, bis Mutter gesagt hat, man besieht die Menschen nicht im Schlaf. Warum eigentlich nicht? Das Gesicht ist doch dasselbe, nur etwas ruhiger.

Lange sitzt Elk so, die Hände um die hochgezogenen Knie gefaltet und die Augen zum Vater aufgerichtet; er merkt nicht, daß der Hauch der Nacht regelmäßig wie der Uhrschlag der Zeit durch das Zimmer geht, nur sein Kopf sinkt allmählich auf seine linke Schulter herab; ihm ist wunderbar leicht und ganz warm. Nun, wo er die Augen geschlossen hält, sieht er alles deutlicher.

Die Wände fallen wie von unsichtbaren Händen abgetragen, und ganz Wobbekenhag tritt an das Bett des Vaters, es geht in aller Stille vor sich, weil außer Wippe Harloff, dem alten Spökenkieker, gar keine Menschen dabei sind. Stumme Tiere sind es und noch stummere Pflanzen, der Acker rückt heran mit Soll und Haben, die Bäume des Waldes mit teilnehmenden Augen, ganz dicht, und darüber steht der Himmel von Wobbekenhag, ja, der Himmel steht weit offen. Und wie sich alles weitert, schwinden auch die Gegenstände, es ist, als zöge jemand den Fußboden unter ihm fort, nähme Tisch, Stuhl und Bett und ließe nur die aus schwarzbraunen Krumen bestehende Erde. Mit einemmal ist auch der Vater fort.

Aber aus der Erde wächst es hervor wie eine Leiter, nur daß diese Leiter grünende Blätter treibt und ihr in den Himmel ragendes Ende nicht abzusehen ist. Sie schwankt ein wenig, aber Elk ist hundertmal die Leiter zu Krischan Snuts Heuboden hinaufgeklettert, da ist nichts weiter dabei. Außerdem ist ihm so, als ob er Vaters Gesicht sich von oben herabbeugen sähe, ja, als ob er seine Stimme höre. Bestimmt hat Vater ihn gerufen.

Schon hat Elk die erste Sprosse gefaßt und wie eine Katze turnt er aufwärts. Die Sterne werden immer größer und schließlich stößt er mit der Nase an einen an. Da steht Vater, gibt ihm die Hand und sagt lachend: „Na, da bist du ja!“ Mit einem großen Schritt hat Elk Fuß gefaßt und sieht sich um.

„Aber das ist ja Wobbekenhag!“, stellt er mit Erstaunen fest.

„Gewiß“, sagt Vater, „genau! Gefällt es dir?“

„Ja, das ist schön. Bleibst du nun hier?“

„Ja!“

„Und ich, Vater?“

„Du gehst wieder zurück“, er zeigt nach unten, „sieh mal, da unten, ganz klein, liegt unser altes Wobbekenhag, einer von uns muß immer dort sein. Aber du kannst mich ab und zu mal besuchen, den Weg kennst du ja nun.“

„Bleibt die Leiter stehn?“

„Sicher, mein Jung, wenn sie auch nicht jeder sehen kann.“

„Aber ich, nicht wahr, Vater?“

„Nur du, Elk!“

„Ja, für Mutter wär so'ne Kletterpartie auch nichts mehr, und dann womöglich wieder runterrutschen, du lieber Himmel!“

„Nein, da hast du wohl recht, Mutter laß ich in ihrem gewohnten Zuwagen abholen.“

„Ja, du hast ja alles hier. Aber sag mal, Vater, ist es nicht doch komisch, daß es auf deinem Stern genau wie in Wobbekenhag ist?“

„Nein, das ist so, daß es überall ein Wobbekenhag gibt.“

„Hm, wohnen hier noch mehr Menschen?“

„Ja, Elk, mein Vater, dessen Vater und immer so weiter.“

„Kann ich die mal sehen?“

„Nein, Elk, später.“

„Wann später?“

„Wenn du auch hierher kommst.“

„Gut, dann will ich jetzt gehen.“

„Recht so, Elk! Sieh überall nach dem Rechten, hörst du?“

„Das versprech ich dir, Vater.“

„Vergiß auch nicht, Mutter schön zu grüßen!“

„Nein, nein“, lacht Elk, „ich muß ja jetzt auf sie aufpassen!“

„Tschüß, Vater!“

Und schon ist er wieder auf der Leiter. Junge, Junge, das geht schneller als rauf, er muß achtgeben, daß er nicht ins Sausen kommt.

Wie hat Vater gesagt? Einer von uns muß immer da sein und damit hat er Wobbekenhag gemeint. Sicher paßt er da oben auf, ob er, Elk, auch auf dem Posten ist. Man hat da eine gute Sicht, und es ist ja nicht Vater allein, Großvater, dessen Vater und so fort, alle sind sie mal auf Wobbekenhag gewesen und wissen genau Bescheid. Er wird sich tüchtig in die Hände spucken müssen. Mit einem Satz landet er wieder auf der Erde.

Auch in ein Zimmer, dessen Fenster geschlossen und dessen Vorhänge zugezogen sind, kann der Mondschein eindringen. Seit vielen Stunden schon liegt Inga Wobbeke, ohne Schlaf zu finden. Sie muß in die Nacht lauschen, und die Nacht will kein Ende nehmen. Käme doch der Tag! Er wird gehen, denkt sie bedrückt, um der nächsten Nacht Platz zu machen. Mit zitternder Hand entzündet sie ein Licht: noch nicht 2 Uhr! Sie erhebt sich, öffnet die Tür und horcht in das vom Mondlicht durchgeisterte Treppenhaus. Es ist totenstill. Nein, nein, furchtbares Wort, ein Wurm tickt im Gebälk. Sie löscht die flackernde Kerze und steigt, mit dem Fuß nach dem Bett tastend, das immer so knarrt, die Treppe herunter. Knarrt es oder stöhnt es? Wenn nur der Junge nicht aufwacht! Krampfhaft hält sie sich am Geländer fest. Mühsam kommt sie auf die Diele und bis an Maltes Tür. Erst beim Öffnen fällt ihr ein, daß sie vergessen hat, abzuschließen. Ach ja, sie hat es über Elk vergessen. Wie seltsam der Junge war!

Die Hände weit vor sich gestreckt, als könne sie jeden Augenblick über etwas fallen, geht sie durch den Raum. Zögernd, mit der Hand sich an die Türfüllung stützend, setzt sie ihren Fuß auf die Schwelle zum Schlafcabinett und kann sie nicht überschreiten. Da sitzt Elk vor dem Totenbett seines Vaters und schläft. Der Kopf ist ihm auf die linke Schulter gesunken und ein glückliches Lächeln liegt auf seinem Gesicht. Sein Atem geht tief und vollkommen friedlich.

Inga möchte den Jungen — ist es nicht auch ihr Junge — an ihr Herz reißen und auf ihren Armen herauftragen. Der Gedanke, daß sie es tun müßte, weil er sich hier in der Nachtluft den Tod holen könnte, schießt ihr durch den Kopf. Sie kann es nicht. Wenigstens wecken müßte sie ihn. Er würde ihr Widerstand entgegensetzen, genau wie gestern abend! Zu glücklich sieht er aus, und der Tote scheint ganz mit ihm einverstanden. Sie kann nicht zu ihnen gelangen. Auf der Schwelle macht sie kehrt und geht schweren Schrittes den Weg zurück, den sie gekommen ist. Eine Viertelstunde nach ihr huscht Elk die Treppe hinauf.

Als sich das Leben auf dem geräumigen Hof zu regen beginnt, ist er gestiefelt und gespornt draußen. Mit Erstaunen sieht er, daß der Vorplatz mit Tannengrün bedeckt ist und daß die Arbeit ruht. Nur Mamsell Pundt läßt, mit dem fleischigen Finger nachzählend, die Enten auf den Wallgraben. „Dunnerschlag, Selling!“, ruft ihr Elk im Vorbeigaloppieren zu, „hast du über Jahr 'ne Herde!“ Die Alte mustert ihn von der Seite: „Lauf nicht zu weit weg, Jung! Hast du überhaupt schon gefrühstückt?“

„In der Speisekammer!“, lacht Elk zurück und läuft in den Fohlenstall. Da sitzt Wippe Harloff auf der Futterkiste und dreht sich einen Priem. Elk baumt zu ihm auf. Wippe ist sein Vertrauter.

Der Stall ist ziemlich leer, die Fohlen sind bei dem schönen Wetter alle draußen. Nur ein krankes steckt seinen Kopf traurig durch die Raufe.

„Was fehlt ihm?“, fragt Elk.

„Die Mutter“, sagt Wippe, „ich hab's mit der Flasche groß gemacht, und die anderen beißen es.“

„Wenn ich groß bin, will ich's reiten“, sagt Elk, „vielleicht auch schon eher, wenn Amsel gestorben ist.“

„Meinst du?“, Wippe macht einen schrägen Kopf. „Ja, sterben müssen wir alle.“

„Vater ist auch gestorben. Es ist gar nicht schlimm.“

„Nein, schlimm ist das Leben“, murmelt der Alte, „und du mußt dir heut noch einen anderen Rock anziehen, Jung!“

„Warum?“

„Weil der Rittmeister gestorben ist“, er schüttelt mit dem Kopf, „so aus heiterm Himmel, er war jünger als ich, hab ihn noch gekannt, als er so war wie du.“

„Wie sah er da aus?“

„Wie soll er ausgesehen haben! Akurat wie du und gered't hat er auch so.“

„Du Wippe?“

„Was is?“

„Weißt du, was mit einem wird, wenn er gestorben ist?“

„Dann hat er sein Ruh.“

„Aber, Manning, es muß doch was aus dir werden, wenn du tot bist!“

„Wenn du meinst Elk, werd ich'n Pferd.“

„Ja, das glaub ich auch“, sagt Elk, „auf'm eigenen Stern, wo du bis an den Bauch im Hafer stehst!“

Wippe schiebt das verschossene Krätzchen mit dem Landsturmkreuz aufs rechte Ohr und verlagert seinen Priem in die linke Backettasche. Das ist immer ein Arbeitsgang bei ihm, der anzeigt, daß er schwer nachdenkt:

„Ob da wirklich Hafer wächst?“

„Wenn ich dir sag, daß auf unserem Stern Hafer wächst, Wippe, dann kannst du das glauben. Du brauchst keine Bange haben, ich hab mir's schon angesehen, es ist alles so wie hier in Wobbekenhag, eher noch'n bißchen größer. Vater wird den Kram schon in Schuß halten!“

Der alte Mann sieht sich scheu um, dann beugt er sich flüsternd zum Ohr des Jungen herunter: „Wo haben Sie den Rittmeister denn hingelegt?“

„Auf sein Bett, aber nun ist er weg. Nur ich weiß es.“

„Was weißt du, Jung?“

„Daß er nicht richtig weg ist.“

„Na, wenn du mal mit ihm redst, dann sag ihm man, ich käm auch bald!“

„Tu ich“, sagt Elk. Er rutscht von der Kiste herunter und reckt sich: „Das ist mal ein fauler Tag heute!“

„Wir begraben den Rittmeister und du mußt dir dein bestes Kleid anziehen.“

„Ach was, ich bin doch kein Frauenzimmer“, sagt Elk ärgerlich, „Vater is gut aufgehoben, den kriegt ihr nicht mehr zu fassen!“

Wippe wiegt den Kopf: „Erst muß er in den Sarg, dann kommt 'n Deckel drauf und zuletzt sieben Fuß Erde. Die arme Seele ist längst heidi, Gott sei ihr gnädig!“

„Ach Wippe“, ruft Elk vom Gang her über die Schulter, „viel klüger als John bist du auch nicht!“

Und damit geht Elk durch die Heuscheune in den Kutschstall.

Es ist Frühstückszeit, und manchmal vergißt John die Haferkiste zu schließen. Sauber, sauber, denkt Elk, als er die geflochtenen Strohmatte in den Ständen sieht, und schöner als Mamsellings Zickzackzeitungsspitzen im Küchenbord. Ja, Ordnung muß sein!

Er springt zu und hält die Mütze unter, als Amsel den Schweif lüftet — bei den Dragonern machen sie es auch so, sagt John — und gibt es überhaupt etwas appetitlicheres als Pferdeäpfel? Man hat sie gleich auf dem Haufen und braucht sie nicht erst aus der frisch gemachten Streu zu sammeln.

Die Haferkiste ist tatsächlich auf, und Elks Stiebitzvergnügen echt. Er mischt eine Schnicke voll mit Melasse, streut nur der Form halber ein wenig Häcksel darüber und schüttet sie Amsel in die Krippe. John ist der Ansicht, daß Futter außer der Zeit für

Mensch und Tier nichts taugt, aber Elk hat ihm schon oft gesagt, daß gemopster Speck und gestohlener Hafer besonders gut schmecken. Das hast du bloß von den Knechten, sagt John.

Faul und blank sieht sie aus, die Amsel. Elk klopfte ihr einmal auf den Popo. Dann geht er zu der Box, in der „Nestor“ steht und die Ohren hängen läßt. Vaters Reitpferd. Davor liegt „Sitt“ und klopfte müde mit der Rute auf die kühlen Fliesen. Vaters Hund. Man hat ihn wohl ausgesperrt und da ist er zu Nestor gegangen. Nun sind wir drei beisammen, denkt Elk. Als er die Schiebetür zurückstößt, hebt Nestor den Kopf und wiehert leise. Elk krault ihn, und das Pferd scheuert seinen Hals an des Knaben Schulter. So stehen sie eine Weile. Im Stall ist es kühl und still, draußen ein Wagenrollen. Aber hierher kommt niemand.

Er setzt sich ins Stroh. Sitt kommt auch dazu, ganz dicht, und er schlingt den Arm um ihn. Nestor steht mit hängendem Kopf vor ihnen. Wenn Elk die Hand ausstreckt, kann er seine weichen, warmen Nüstern berühren.

Aufmerksam sieht der Knabe in die verschleierte Augen des Tieres, und je länger er hinschaut, desto mehr scheinen sie sich zu beleben, werden wieder glänzend und feurig. Ja, immer größer und spiegelnder werden sie, wie ein Wasser, über das man sich beugen muß. Elk rührt sich nicht, aber seine Augen sind nun völlig in die des Tieres versunken, oder ist es nur das eine, ihm zugewandte Auge, auf dessen Grunde jetzt deutlicher und immer deutlicher ein Bild lebendig wird, anders wie an der Wand im Mondschein mit Hand und Fuß und Bewegung und — Elk hält den Atem an: da reiten ja Vater und er über das Feld und „Sitt“, der Setter, läuft nebenher!

Quer über den braunen Saatacker reiten sie und Vater deutet mit der Hand voraus, dorthin, wo in langgestaffelter Reihe die Säer kommen, man sieht schon den taktmäßigen Schwung, mit dem jeder rechte Arm in die mit der Linken geraffte Sackschürze greift und zwischen den drei ersten Fingern der Hand den goldenen Strahl des Kornes in die Erde fallen läßt. Zwölf Säemänner sind es, die auf sie zukommen und denen sie Platz machen müssen, damit sie nicht aus Reih und Glied und Takt kommen. Am Ende des Schlages fassen die Männer frisches Korn, wenden, und nun nimmt der Vater ihre Spur dicht auf, ob auch jeder Wurf gleichmäßig fällt und gut den Boden deckt.

Es gibt nichts auszusetzen. Lauter erfahrene Tagelöhner. Und das Auge des Rittmeisters über ihnen. Mitte des Schlages begegnen sie den Eggen. Die Säer ziehen ihre Spur einmal, die Egger müssen es doppelt machen, sechs Gespanne ziehen auf, vier ein und zwischen ihnen geht noch die steinbeschwerte, dreiteilige Walze dem Korn über den Kopf. Ja, es muß alles genau abgestimmt sein, der fruchtbare Erdgeruch muß sich mit dem Schweiß von Mensch und Tier mischen, sonst gedeiht nichts.

Vater spricht mit Statthalter Lemp, der sich, auf seinen Feldstock gestützt, genau in der Mitte zwischen Säern und Eggen postiert hat. Sitt, dem das zu lange dauert, ströpt schon voraus bis an die Koppel. Über das Koppelrick äugen die Fohlen nach den Gespannen. Elk will sie überzählen, es sind die Zweijährigen und dreiundzwanzig müßten es sein, aber da, gerade als Vater sagt: „Saatzeit ist des Herrgotts schönster Tag!“, bewegt sich Nestor, seine Pupille zuckt, nur ein Lidschlag, aber Elk ist es, als schlüge eine Tür zu: Menschen und Pferde lösen sich ins Leere auf. Das Bild ist verschwunden.

Fester preßt Elk den Kopf des Hundes an sich, der kein Auge von ihm verwandt hat, dankbar fühlt Elk die Leibeswärme des Tieres und ein freudiges Erschrecken durchfährt ihn: da ist es wieder, diesmal aber in Sitts Auge. Da geht er hinter Vater im Dohnenstieg, klein und dicht hinter ihm, dem der Lauf des Gewehrs über die Schulter guckt und die große Jagdtasche an der Seite baumelt. Um sie herum ist das Dickicht des Waldes, das Schweigen. Nur ein Tauber ruft, ein Specht hämmert. Lautlos huscht ein Reh über den Steig, ein zweites dahinter. Weiter schleichen sie, durch die Büsche schimmert eine Wiesenzunge, Vater nimmt die Büchse zur Hand, Elk weiß, daß er jetzt unter keinen Umständen auf einen trockenen Zweig treten darf — da regt

sich Sitt in seinen Arm. Die Tür, denkt Elk, die Tür! Er fühlt ihr Zuschlagen, ein Schlag, ein Fall ins Bodenlose.

Draußen rollt ein Wagen und noch einer. Der Knabe schrickt zusammen. Hilfesuchend sieht er sich nach den Tieren um. Vergeblich wartet er. Die Bilder kehren nicht wieder. Wie zuvor steht der alte Nestor mit tiefem Hals, hängenden Ohren und verschleiertem Auge; wie zuvor wedelt Sitt trübsinnig. Ihre Augen sind ermattet und erloschen. Nur Amsel regt sich einmal in ihrem Stand, wendet den Kopf und wiehert leise. Eine Kette klirrt.

Da zum ersten Mal, während es würgend und brennend in seiner Kehle hochsteigt, legt Elk mit einer Bewegung, als taste er nach einer rettenden Leiter, den Arm über seine Augen. Aber es nützt nichts, die Tränen machen sich selbständig und nehmen ihren Lauf: Vater, Vater!

*

Schritte vor der Stalltür. Hastig fährt Elk sich mit dem Handrücken über die Augen. Gott sei Dank, es ist nur John.

„Wo steckst du denn Jung? Sie suchen dich überall, nu aber fix!“

„Ich komm ja schon!“, Elk drückt sich an ihm vorbei. Die Stalltür fällt zu, ein leises Wiehern bleibt zurück. Der Junge zögert, der Alte gibt ihm einen Schubs: „Los, Jung, sonst gibt es Ärger!“

„Was ist denn los, John?“, murrte Elk.

„Du sollst dich umziehen. Sie sind alle schon da.“

Elk macht sich so klein wie möglich ins Haus, aber auf dem Flur fängt ihn Isa ab: „Komm!“, sagt sie, den Arm um ihn legend, „ich helf dir rasch.“

„Meinst du, ich kann nicht allein“, bockt Elk.

„Natürlich kannst du alleine“, sagt Isa und gibt ihm einen Kuß, „ich leg nur die Sachen schon raus.“

„Was soll ich denn anziehen?“

„Den schwarzen Samtanzug.“

„Ach, auch das noch!“

„Sei vernünftig, Elk, es muß sein. Ich hab ja auch ein schwarzes Kleid an.“

„Ja, es steht dir gar nicht.“

„Wir ziehen es nachher wieder aus.“

Elk sieht die Schwester scharf an: „Was soll das eigentlich alles, Isa, glaubst du, daß Vater das recht ist, der ganze Aufzug?“

„Elk, red nicht so, weißt du nicht, daß wir Vater heute begraben?“

„Doch, Wippe Harloff sagt es auch.“

„Na also, dann tu mir die Liebe!“

„Wenn du es nicht wärst, Isa, tät' ich's bestimmt nicht!“

Nicht ohne widerwillige Verachtung läßt sich Elk in die Samtjacke stecken und die breite weiße Schlippschleife binden: „Ist ja schon gut! Als wenn ich 'ne Puppe wär! Vater würd schön lachen.“

Isa zuckt zusammen: „Komm, Elk!“

Sie gehen zusammen runter in den Saal. Elk kennt ihn nicht wieder. Kerzen, Blumen, Menschen, gedämpftes Geflüster und so ein merkwürdiger Geruch. Wie in einem Treibhaus! Benommen läßt sich Elk sich führen, und erst, als Isa auf einen Stuhl zeigt, kommt er dazu, sich umzusehen. Junge, Junge, was Menschen! Der Saal ist schwarz voll. Und wie sie alle feierlich aus ihren Vatermördern und Mantillen gucken! Alle sind sie da, die er kennt, die Schwestern und Schwäger, die Onkel und Tanten, Vettern und Basen, Freunde und Nachbarn und weiß Gott, da ist ja auch Tante Christina! Wie die wohl so schnell hergekommen ist? Und dann die anderen alle, die er nicht

kennt. Die Flügeltüren zum Salon gehen auf, viele Menschen stehen, so viel Stühle gibt es gar nicht.

„Du darfst dich nicht immer so umsehen!“, flüstert Isa.

Elk richtet sich geradeaus, wo ein Berg Blumen aufgeschichtet ist, eingerahmt von vier mannshohen Leuchten. Still weben die Kerzen auf und ab, und plötzlich verstummt das Geraune der Menschen hinter ihm.

Aus dem blauen Zimmer kommt Mutter, tief verschleiert, so daß von ihrem Gesicht kaum etwas zu sehen ist. Geht sie so schleppend oder ist es nur das schwere, schwarzseidene Kleid, oder weil sie an Onkel Pauls Arm hängt? Der hat seine beste Uniform und alle Orden angelegt. Ein dänischer ist auch dabei. Vater hat ihn oft damit geneckt: „Wo hat du denn den Kuckuck her, Paul?“ Auf der anderen Seite von Mutter geht Pastor Weisenborn. Der steckt bis auf die Füße im Talar und hat ein goldenes Kreuz auf der Brust hängen. Aber er, Elk, kann ja gar nichts sagen, er mit seinem Samtwams. Mutter setzt sich neben ihn — ach, darum war da noch ein Stuhl frei — und faßt gleichzeitig nach seiner Hand. Er läßt es einen Augenblick geschehen, dann zieht er sie vorsichtig wieder zurück. Isa, die offenbar ein Auge auf ihn hat, flüstert: „Du mußt jetzt aber stille sitzen!“ Das weiß ich auch, denkt Elk, hält aber lieber den Mund; es wird schon vorübergehen.

Pastor Weisenborn ist an den aufgebauten Altar getreten. Mit dem weißen Haarkranz sieht er aus wie einer der heiligen Männer, die in Elks biblischer Geschichte abgebildet sind. Aber die sind schließlich aus Papier. Pasting dagegen macht den Mund auf und entläßt aus ihm Worte wie Seifenblasen. Elk bläst in Gedanken auch Seifenblasen ab, vielleicht daß es einen Zusammenstoß gibt und dabei einen kleinen Knall, damit es nicht gar so langweilig ist.

Aber plötzlich horcht er hochauf, denn nun ist von Wobbekenhag die Rede. Alle Seifenblasen sind verschwunden, wie die Brandung des Meeres schlägt es an sein Herz, wie Glockenklang an seine Ohren:

„Wobbekenhag war sein Ithaka“, sagt Pastor Weisenborn soeben, „aus Wobbekenhag wollte er nicht fort. Und wenn er von uns gegangen ist, so ist er dennoch geblieben und wird weiterleben in uns, die wir alle von Wobbekenhag sind, Mensch und Tier und Pflanze aus Wobbekenhäger Erde. Es war sein letzter Wille, daß wir bestehen sollen auf ihr in seinem Sinne nach Gesetz und Gebot. Nun, da sein Fleiß Feierabend gemacht hat und seine Seele selig geworden ist wie nie zuvor, gibt er uns ab aus der Fülle. Ja, Wobbekenhag war sein Ithaka. Gott der Herr hat ihn wie Odysseus durch das Meer des Lebens geführt. Da sind tiefe Wellentäler und hohe Wogenkämme gewesen, kahle Felsenriffe, an denen sein Schiff zu scheitern drohte, und einsame Inseln in der Wasserwüste, gemacht, den Menschen seine ganze Verlassenheit und Ohnmacht zu zeigen, ja auch Sirengesänge sind dort gewesen, irrezuleiten den Verschlagenen. Aber in seiner Brust sind Kompaß und Steuer gewesen, in seinem Herzen hat er ein Leuchtfeuer gehabt, das ihm den Weg gewiesen in der finsternen Nacht. Und mag es auch manchmal geflackert haben im Sturm, es ist doch niemals ausgegangen, denn der Herr selbst hat es angezündet und genährt um der Liebe willen, die Grund und Boden in Wobbekenhag gehabt hat von Kindesbeinen an. Aber nicht nur um der Liebe, sondern auch um der Sehnsucht willen führt uns der Herr zurück in unser Ithaka, in die ewige Heimat. Darum lasset uns fröhlich sein in Trauer, denn der Herr hat wohlgetan an unserem Freunde. Wobbekenhag war sein Ithaka und er ist eingegangen aus dem irdischen in das himmlische!“

So hat Pastor Weisenborn geredet. Elk hat in sich gesagt: gut! Nur was Kompaß und Steuer angeht, das hätte Klaus Petersen natürlich besser verklaren können.

Im übrigen ist es eine Wohltat, aufstehen und sich verstohlen recken zu können. Die Menschen haben eine Gasse gebildet, durch die sechs Tagelöhner mit festem Schritt und Tritt den Sarg hinaustragen. Vor der Freitreppe hält Heinrich Rummeler, der Vorknecht, mit seinem Rappengespann. Als er, Elk, noch klein war, hat er oft bei ihm auf dem Handpferd geritten. Er mustert den weiten Vorplatz, auf dem sich die

vielen Menschen und Fahrzeuge einzuordnen versuchen. Elk schüttelt den Kopf: ein schöner Wirrwarr! Das kann noch lange dauern.

„Was wird nun?“, sagt er zu Isa.

„Schrei doch nicht so!“, tuschelt die ihm zu, „jetzt müssen wir auf den Friedhof. Und in Vaters Grab mußt du drei Hände voll Sand tun.“

„Wozu das?“

„Ach, das ist nur, daß Vater ein bißchen Erde aus deiner Hand bei sich hat.“

„Vater hat 'n Berg Land!“

„Aber kein bißchen aus deiner Hand!“

„Meinst du, daß er sich aus der Mütze voll was macht?“

„Aber gewiß, Elk!“

„Es müßte kein Sand sein“, sagt Elk nachdenklich, „da wächst doch nichts gescheites drauf.“

„Es ist aber nichts anderes da, du mußt schon davon nehmen.“

Fast wäre Elk geplatzt: Das wollen wir erstmal sehen!, aber er kriegt es gerade noch verschluckt.

„Wo habt ihr den Sand überhaupt her, dichtebei gibt es keinen, da müßt ihr schon in der Kuhle am Steinhorster Weg gewesen sein.“

„Ich weiß es nicht, Elk, er ist hingefahren, es muß reiner Sand sein, damit sich die Menschen die Hände nicht schmutzig machen.“

„So!“, sagt Elk; sein Entschluß ist gefaßt, der frisch gepflügte und gut gedüngte Brachschatz nicht weit.

Es dauert noch geraume Zeit, bis sich die Ansammlung vorm Hause aufzulösen beginnt und ein Wagen hinter dem andern anfährt, wieder anhalten muß und wieder anfahren kann. Die besseren Pferde mögen das nicht. „Paß“ und „Pull“ sind nur mühsam im Schritt zu halten, aber dabei sind sie auch. Schon um Elks willen. Der soll mit Isa und Peter fahren. Doch wo ist er? Elk ist verschwunden.

„Er ist mir unter der Hand entwischt“, sagt Isa.

„Ja, das kann er“, sagt Peter und sieht sich um, aber „da kommt er ja!“

Etwas außer Atem drückt sich Elk um die Hausecke, und als er vor den wartenden Geschwistern steht, gelingt es ihm nicht ganz, seine Verlegenheit in den Griff zu bekommen.

„Wo steckst du denn wieder?“, sagt Isa halb unwillig, halb erleichtert.

„Ach, ich hab mir nur ein bißchen Bewegung gemacht, drinnen war's so steif und stickig.“

„Na denn komm“, Isa mustert ihn von der Seite, „aber klopf dich erst ab, du bist wohl hingefallen.“

„Kann sein“, sagt Elk dankbar. Isa ist doch wirklich die Beste.

Auf dem Friedhof ist es dann nochmal losgegangen. Am meisten hat Elk der Posaunenchor gefallen. Krischan Snut hat einen Kopf gehabt wie ein Jahrmarktsballon. Onkel Paul, auf seinen großmächtigen Säbel gestützt, hat Mutter nicht losgelassen. Und von den Mädchen ist Isa die einzige gewesen, die nicht geweint hat. Endlich hat auch Elk in das Loch gucken dürfen, in das die Männer den Sarg heruntergelassen haben. Isa hat mitgehen wollen, aber diesmal hat Elk vernehmlich gesagt: „Ich kann allein!“

Und alle Menschen, die Malte Wobbeke das letzte Geleit gegeben haben, sehen, wie der kleine Junge festen Schrittes an die Gruft tritt und die Schippe Sand von sich weist, die ihm ein Totengräber hält, alle sehen, wie er gelassen in die Tasche greift und eine Hand voll brauner Ackererde nach der anderen daraus hervorholt, um sie mit dem Schwung eines geübten Sämannes in die Grube zu werfen. Einmal bewegen sich seine Lippen dabei, aber niemand hört, was sie sagen.

Auf der Heimfahrt ist Elk wie immer gewesen. Er ist auf den Bock geklettert und hat die Zügel in die Hand genommen.

De Weg to Gott

„Segg mi den rechten Weg to Gott“,
Dat fröögt en möder Wannersmann.
„Holl Di man jümmers links,
Denn kümmt Du richtig an!“

Bald land't he wedder bi nen Krüzweg an.
„Wo geiht de Weg to Gott?“ fröög he.
He kreeg Bischeid:
„Gah jümmers rechts, mien leve Mann!“

Doch wedder wier he nah ne Tiet
An enen Scheidweg kamen.
„O“, jammert he,
„Segg mi den Weg, in Gottes Namen!
Wo geiht 't to Gott, is dat noch wiet?“

„Gah jümmers dörch de Mitten, graad henfurt,
Mien leve Wannersmann,
Denn kümmt Du bald an ene Fuurt.
Dor kloppst Du bi den Herrgott an!“

„Ach“, stöhnt de möde Wannersmann,
„De en seggt links, rechts meent de anner,
De Drütt, de jagt mi in de Mitten,
Wo kam ik an den Herrgott ranner!
Raat mi, Herrgott, ik gah nu sitten!“

„Wat blaarst Du“, reep dat nu vun 'n Heben,
„Gah Dienen Weg to End man eben,
Denn kann Di nix passeeren!
Den rechten Weg to Gott,
Kann nie de Minsch verleeren!“

Otthinrich Müller

Die „Wohld“

Erinnerungen an Bilder aus der mecklenburgischen Tierwelt

Von Dr. Hans-Joachim Deppe, Berlin-Grunewald

Die „Wohld“ ist eine Landschaft am Ostufer der Müritz, die schon seit alter Zeit diesen Namen trägt. Kiefernwälder und Wacholderheiden, Bruchgebiete, Moorflächen und stille Seen machen ihren Charakter aus. Ein erheblicher Teil dieser Landschaft wurde während der Regulierungsarbeiten an Elde und Havel in den Jahren 1798—1803 beziehungsweise 1835—1837 trockengelegt. Dieser Raum war stets dünn besiedelt. Nur wenige Bauerngehöfte waren in der „Wohld“ anzutreffen.

In späteren Jahren wurde hier das Naturschutzgebiet „Ostuf der Müritz“ gebildet, das aus mehreren Teilgebieten zusammengewachsen ist. Es handelt sich um den erstmals bekannten Kranich-Rastplatz Müritzhof südlich von Waren, die „Wahrensche“ und „Röbelsche Wohld“ bei Speck, die Halbinsel „Paradies“ zwischen den Specker Seen sowie einen großen Teil der Forsten bei Speck, Priesterbäk und Boek westlich von Neustrelitz. Dieses Naturschutzgebiet, dessen Reiz wohl weniger das Haarwild als vielmehr das Federwild ausmachte, ist in der Gegenwart eines der größten Reservate in Mitteleuropa. Wohl an keiner Stelle in Mecklenburg wuchs der Wacholder so hoch, wie in der „Wohld“. Er erreichte hier Höhen von 4 bis 5 Metern, war breit und ausladend, von Heckenrosen durchwachsen, umgeben von Schilf, hohem Ried und Ginster.

Landschaft und Tierwelt dieses Raumes sind durch eine wechselvolle und teilweise leider auch unheilvolle Geschichte gekennzeichnet, die ihre Spuren allzu deutlich hinterlassen hat. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als dem Baron von Haugwitz das Waldgut Speck an der Müritz gehörte, war diese Landschaft weitgehend unberührt. Zu jenen Zeiten lebte in der „Röbelschen Wohld“ noch der Uhu. Unheimlich muß sein Balzruf durch die nächtlichen Kiefernwälder gehallt haben.

Doch waren schon damals die Tage des Uhus in dieser Landschaft gezählt. Es handelte sich nachweislich um den letzten mecklenburgischen Brutplatz. Alljährlich wurden die Jungen ausgehorstet, um zu guten Preisen für die Hüttenjagd verkauft zu werden, wie es der mecklenburgische Ornithologe Probst Clodius mit Bitterkeit vermerkte. Bis 1922 hielt sich hier noch ein Paar, obwohl man bereits 1914 seinen Verlust als gegeben ansah, weil in den Jahren vorher und auch in diesem Jahr mehrmals Exemplare abgeschossen worden waren oder sich im Eisen gefangen hatten. Doch im Frühjahr 1922 ließ der Uhu zum letzten Mal seine Stimme in der Wohld vernehmen. Es war der Abgesang. Das Verschwinden des Uhus war der erste große schmerzliche Verlust, den die Tierwelt dieses Gebietes erlitt.

Einem anderen „Wahrzeichen“, dem Seeadler, wäre fast ein ähnliches Schicksal beschieden gewesen, wenn sich nicht verantwortungsbewußte Männer gefunden hätten, die buchstäblich noch im letzten Augenblick ein Aussterben des Seeadlers verhindern konnten. Eines der dunkelsten Kapitel der Jagdgeschichte, der sogenannte Feldzug zur Vernichtung des Raubzeuges, unter den auch die „Raubvogelbekämpfungen“ fielen, gehört der Vergangenheit an. Doch gerade um die Zeit der Jahrhundertwende wurde diese „Jagd“ noch eifrig betrieben. Anfang des 20. Jahrhunderts sind in Mecklenburg noch über 25 Seeadler der Kugel zum Opfer gefallen. Der Steinadler wurde in Mecklenburg bereits um 1865 als Brutvogel ausgerottet. Um diese Zeit horstete er noch an der Goldenbaumer Mühle bei Alt-Strelitz und im Brodaer Holz bei Neubrandenburg.

Von dem einstmals prächtigen Seeadlerbestand war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nur noch ein kärglicher Rest übriggeblieben. Ein Paar horstete in der Schwinzer Heide und ein anderes in der Nossentiner Heide. Nur in der „Wohld“ hielten sich noch zwei Paare auf. Hinzu kamen ein Paar im Süden der Müritz bei Mirow und

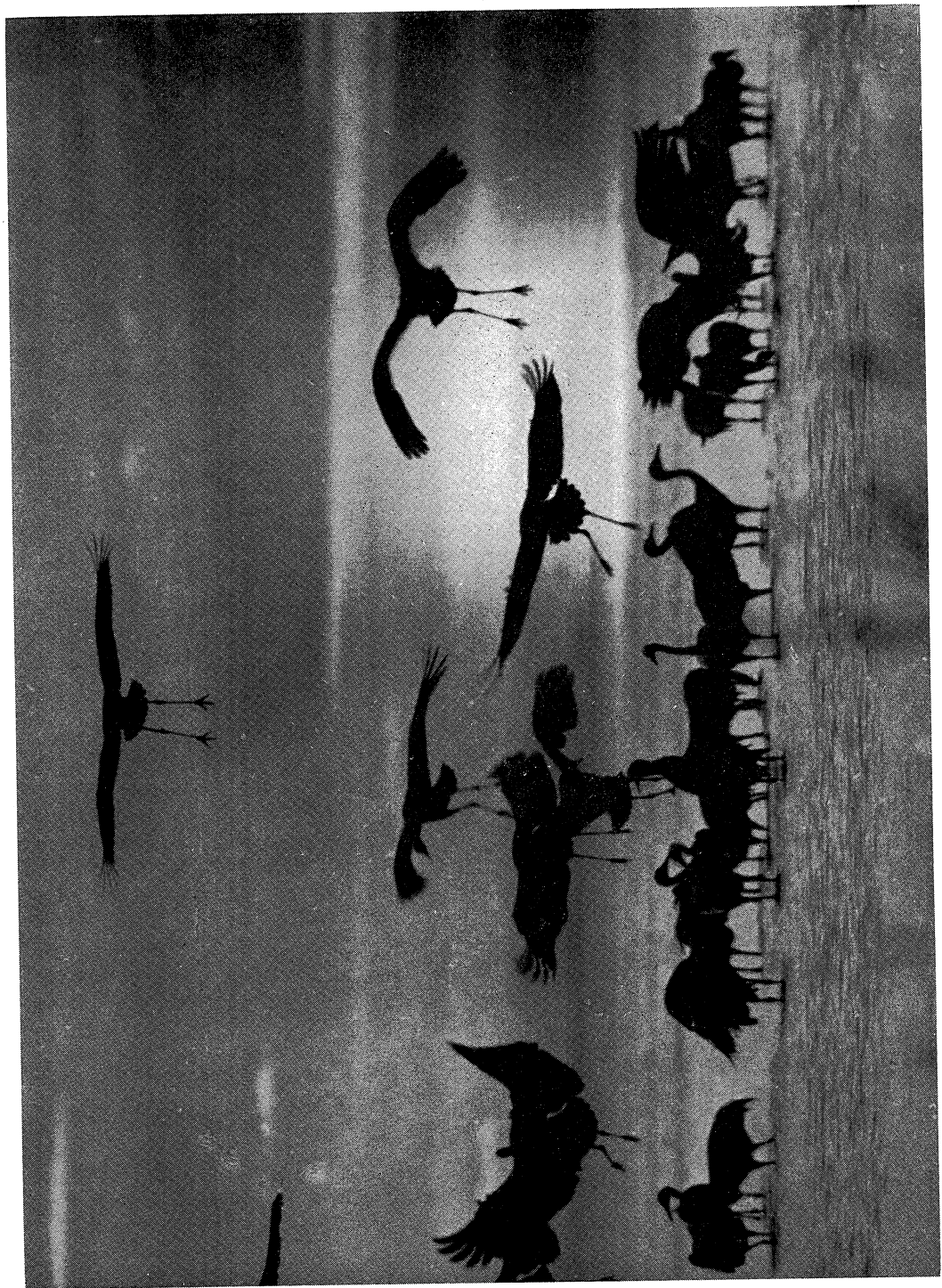
wahrscheinlich zwei Paare im Raum von Alt-Strelitz. Daneben war nur noch die Rostocker Heide als langjähriger Brutplatz bekannt. Doch trotz warnender Stimmen ging die Verfolgungsjagd unaufhörlich weiter. In der Zeit von 1910 bis 1912 brüteten in Mecklenburg nur noch drei Seeadlerpaare, ein Paar im Boeker Forst und zwei Paare in Mecklenburg-Strelitz. Von 1913 bis 1916 war überhaupt kein Brutpaar im Müritzgebiet mehr zu beobachten. In den alten Adlerhorsten hausten Marder und Bussarde.

Doch zur Ehre der „Grünen Farbe“ sei gesagt, daß bereits damals aus ihren Reihen Mahner hervortraten, denen der Schutz der verbliebenen Adler ein echtes Anliegen wurde. Erinnert sei an das verdienstvolle Wirken von Forstmeister von Arnswaldt in Schlemmin oder von Forstmeister von Strahlendorff in Mirow, die sich neben mecklenburgischen Ornithologen wie Probst Clodius, Baurath Wüstnei oder Steuerinspektor Bartels mit Nachdruck für die Erhaltung der Adler einsetzten. Manche Forstmänner wirkten ganz im Stillen in dieser Richtung, so die Verwalter der alten Oberförsterei Drewin in Mecklenburg-Strelitz, die dem in ihrem Raum alljährlich noch brütenden Seeadlern stets ein Lebensrecht gewährten. Nach dem Wirksamwerden der Schutzmaßnahmen vergrößerte sich der Bestand allmählich. Seit 1917 wurde der Horst bei Boek am Ostufer der Müritz wieder in fast jedem Jahr bezogen. Etwa ab 1920 horstete der Seeadler auch aufs Neue im nördlichen Teil des Müritzgebietes. Später, in den dreißiger Jahren, waren zeitweise bis zu fünf Brutpaare in diesem Landschaftsraum vorhanden, davon allerdings zwei Paare in den Randgebieten. Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, daß die Seeadler recht bald das Ostufer der Müritz zu einem besonderen Anziehungspunkt werden ließen. So nahm der bekannte Tierfotograf Walter Hege in dieser Landschaft einige seiner ersten Bilddokumente auf und drehte hier später auch einen Tierfilm für die Ufa.

Es war für den Beobachter immer ein interessantes Bild, wenn die Seeadler im Frühjahr ihre Balzflüge über dem Horstrevier vollzogen. Nicht selten kam es dabei zu ernstesten Kämpfen, bei denen die Rivalen sich manchmal regelrecht „verkeilten“ und dabei zu Boden gingen. Am Boden ging der Kampf dann weiter und endete in einigen Fällen sogar tödlich. Die Brutpaare hatten stets mehrere Horste, die sie abwechselnd in den einzelnen Jahren bezogen. Ein Seeadlerpaar im Raum des Rederangsees bei Müritzhof verfügte beispielsweise mehrere Jahre lang über vier Ausweichhorste. Im Laufe der Zeit wuchsen einige Horste zu hohen „Burgen“ heran, denn der Seeadler ist als fleißiger Horstbauer bekannt. Im Teufelsbruch bei Müritzhof existierte einmal sogar ein Doppelhorst. Die Seeadler bezogen einen Horst in einer alten Kiefer obgleich etwa zwei Meter tiefer ein Wanderfalkenpaar in einem anderen alten Horst brütete. In beiden Horsten wurden die Jungvögel erfolgreich aufgezogen.

Der Nahrungszettel der Seeadler war der Landschaft entsprechend vielseitig. Manchen wird es sicher überraschen, daß die Adler bei ihrem Beuteerwerb durchaus nicht immer ein „adlerhaftes“ Gebaren an den Tag legten, wie man es ihnen bisweilen nachzusagen versucht. So nahmen sie mit Vorliebe Fallwild an. Eine Eigenschaft, die die Tierfotografen gerne nutzen, um auf diese Weise zu guten Bildern zu kommen. Leider wurde diese Angewohnheit den Adlern in früheren Zeiten häufig zum Verhängnis, da man die Luder vergiftet hatte. In den Herbst- und Wintermonaten war es keine Seltenheit, an einem verluderten Stück Reh- oder Schwarzwild sechs oder acht Seeadler zu sehen, die sich zuweilen heftig um die Beute stritten. Dabei wurden sie fast immer von Nebelkrähen belästigt, die die Adler am Schwanz zogen oder ihnen sogar auf den Rücken sprangen.

Wie die Adler aus der Erfahrung lernen können, zeigt ein anderes Beispiel. Bei Hasenjagden erschienen auf den Feldmarken mehrmals Seeadler, die anscheinend durch die Schüsse angelockt worden waren. Sie suchten nach der Jagd systematisch das Gebiet nach kranken Hasen ab. Nicht wenige Hasen, die auf der Speisekarte der Adler gefunden und ihnen als „Schädlichkeit“ angekreidet wurden, dürften durch eine derartige Nachsuche in ihren Besitz gekommen sein. Es soll nicht bestritten werden, daß der Seeadler auch diesen oder jenen Hasen, darunter auch einige Junghasen geschlagen hat, was jedoch ziemlich selten erfolgt sein dürfte. Nur aus strengen Wintern sind mir



einige Fälle bekanntgeworden, wo der Seeadler regelrecht auf die Hasenjagd gegangen ist. Keineswegs besitzt der Seeadler bei der Landjagd die gleiche Geschicklichkeit, wie sie der Steinadler aufweist. Die Jagd des Seeadlers auf einen Fuchs, wie sie einmal beschrieben worden ist, dürfte wirklich eine Ausnahme sein. Bei den wenigen Füchsen, die in Seeadlergewöllen nachweisbar waren, wird es sich mit Sicherheit immer um Stücke gehandelt haben, die bereits an Tollwut oder anderen Ursachen verendet waren und vom Adler nur als Fallwild aufgenommen wurden.

Ein tolles Stück leistete sich einmal ein junger Seeadler. Der mecklenburgische Tierschriftsteller Karl-Heinz Moll berichtet, daß er eines Tages mit einem Bauern über dessen Acker ging. Der Dackel des Bauern folgte ihnen im Abstand von etwa hundert Metern. Plötzlich begann der Dackel erbärmlich zu jaulen. Über ihm schwebte ein Seeadler und versuchte ihn zu schlagen. Nur durch lautes Rufen und Zurücklaufen der beiden Männer war der Adler zum Abdrehen zu bewegen.

Dies dürfte allerdings ein Ausnahmefall sein. In der Regel fanden sich an Säugetieren auf der Beuteliste der Seeadler neben wenigen Hasen vor allem Hamster, Maulwürfe, Wanderratten, Eichhörnchen und Kaninchen. Auch Mäuse scheinen die Seeadler gefangen zu haben. Dagegen war der Igel, der sich in der Beuteliste des Steinadlers oft findet, in Seeadlergewöllen nicht feststellbar.

Die nachgewiesenen Rehe sind mit absoluter Sicherheit als Fallwild aufgenommen worden. Bei den Kitzen ist es umstritten. Der Ornithologe Otto LeRoi berichtet, daß er ein zweijähriges Männchen vom Seeadler für seine Sammlung erhalten habe, das 1901 bei Gotthun an der Müritz geschossen worden sei, „als es eben im Begriff stand, ein Rehkitz zu schlagen“. LeRoi bekam diese Information aus zweiter Hand. Es bleibe dahingestellt, ob sein Gewährsmann den Sachverhalt richtig wiedergegeben hat. Mir ist indessen kein Fall in Mecklenburg bekanntgeworden, in dem ein Seeadler ein Kitz geschlagen hat, das von der Ricke geführt wurde. Ich glaube auch nicht, daß er dazu in der Lage wäre. Sicherlich ist der Seeadler imstande, ein Kitz oder einen Frischling zu schlagen. In diesen Fällen wird es sich mit ziemlicher Sicherheit um kranke oder verlassene Stücke gehandelt haben. Deshalb ist bei Nachweisen von Reh-, Schwarzwild oder Fuchs in Seeadlergewöllen immer Vorsicht bei der Beurteilung geboten.

Neben der Vorliebe der Adler für das Fallwild galt ihr Hauptaugenmerk bei der Jagd dem Wasserwild und den Fischen. Es ist unbestreitbar, daß den Adlern manche Saat- oder Graugans zum Opfer gefallen ist. Wenn die Adler auf ihren Beuteflügen im Herbst die Wasserflächen absuchten, an deren Ufern sich die Scharen der Saatgänse zur Rast niedergelassen hatten, so veranlaßten sie die Gänse immer zum Aufsteigen. Mir ist jedoch nie aufgefallen, daß die Gänse dabei eine sonderliche Eile zeigten. Meist kehrten sie schon kurz darauf wieder zu ihrem früheren Standort zurück. Anders war es, wenn der Habicht vorbeistrich. Dann gab es immer eine große Aufregung, weil die Gänse diese Gefahr wohl mit Recht größer einschätzten.

Den Adlern fiel die Jagd auf große Vögel offenbar nicht leicht, denn ausgewachsene Gänse wissen sich gut zu verteidigen. Nur wenn der Seeadler die Graugans auf dem Nest überraschte oder wenn sie Junge auf einem See weitab vom rettenden Schilf führte, war ihm meist ein Erfolg beschieden. Ich beobachtete einmal ein Grauganspaar, das fast ausgewachsene Junge auf einem See führte und vom Seeadler angegriffen wurde. Während ein Altvogel und die Jungen aufgeregter mit den Schwingen auf das Wasser schlugen, so daß es hoch aufspritzte, stieg der andere Altvogel auf. Er umkreiste den Adler und flog ihn dann laut rufend direkt an. Im gleichen Augenblick tauchten zwei weitere Gänse auf, die den Adler, allerdings in größerem Abstand, gleichfalls umkreisten. Der Adler war durch diese unerwartete Attacke offensichtlich verwirrt. Er zog hoch und ließ von seinem Angriff ab. Wenig später hatte die Graugansfamilie das rettende Schilf erreicht.

Es sind in erster Linie junge Graugänse, die dem Seeadler zum Opfer fallen. Der Anteil der alten Saat- und Graugänse in seiner Beuteliste ist demgegenüber gering. Für die Jagd auf große Vögel fehlt dem Seeadler im Gegensatz zum Steinadler die Ge-



schicklichkeit. So wagt sich der Seeadler an den Kranich nur sehr selten heran. Mir ist kein einziger Fall in Mecklenburg bekanntgeworden, in dem ein Seeadler einen ausgewachsenen Kranich geschlagen hat. Vielleicht erbeutet er zuweilen einen kranken Jungvogel. Bei Altvögeln hielt er jedoch stets eine respektvolle Distanz ein.

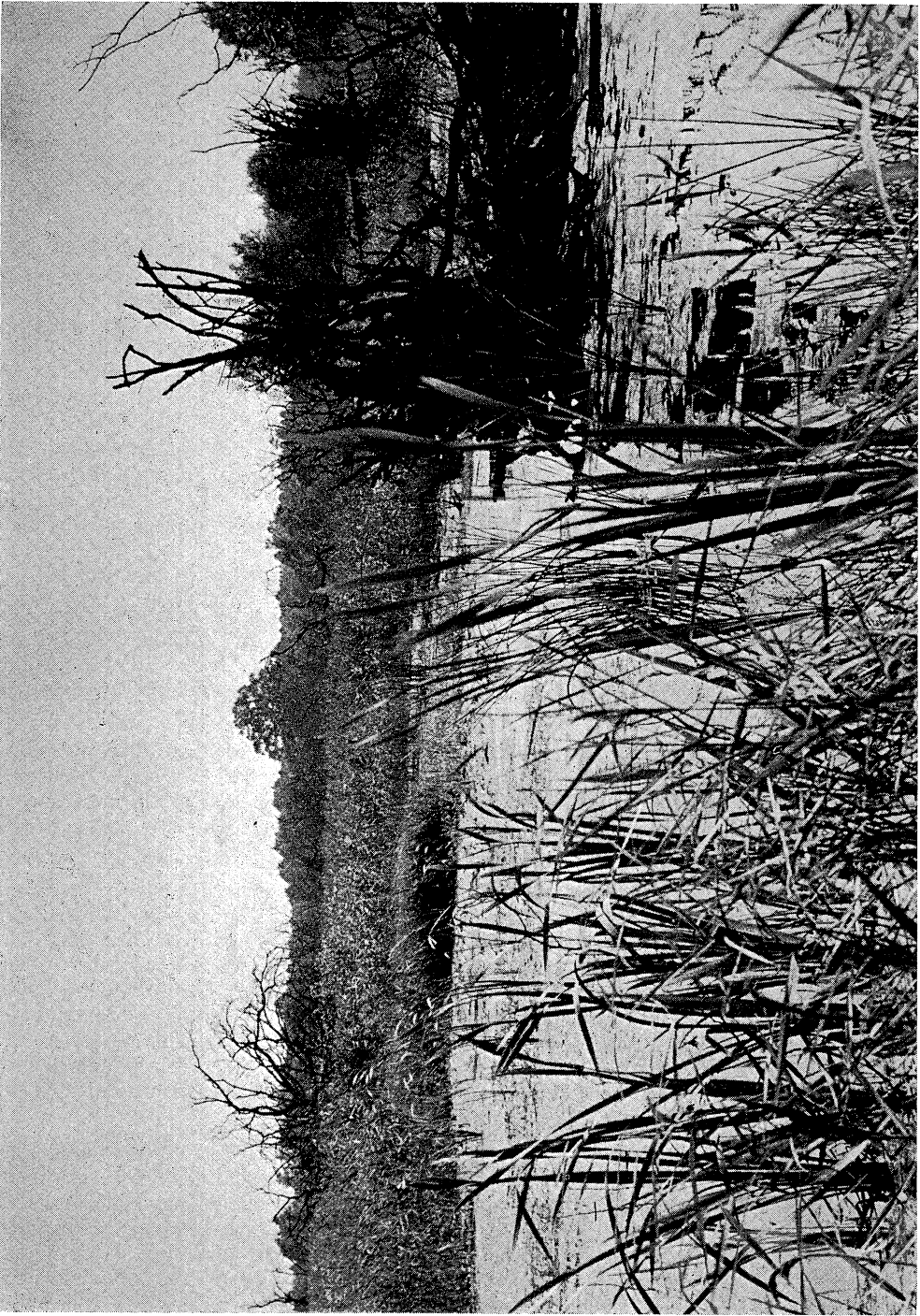
Wenn früher im Herbst die Kranische sich in großen Scharen an den Gewässern der Müritz zur Rast einfanden, kam es hin und wieder vor, daß namentlich junge und unerfahrene Adler versuchten, in diesen großen Trupps eine Beute zu schlagen. Die Reaktion der Kraniche auf diese Unternehmen war sehr interessant. Zunächst hatten die scharfäugigen Vögel den sich nähernden Adler schon von weitem erkannt. Langsam schritten sie in gemessenen Bewegungen aufeinander zu und schlossen sich zu einer dichten Schar zusammen. Nur ein verhaltenes „Knurren“ verriet ihre Erregung. Sobald der Adler dann näherkam und einen Stoß gegen sie versuchte, richteten sich plötzlich alle Schnäbel wie ein „Speerwald“ gegen den Adler, der darauf zurückwich. Einige Altvögel sprangen hoch und versuchten mit dem Schnabel nach ihm zu stoßen. Das vertrieb den Adler.

Gegenüber dem Fuchs waren die Kraniche genauso wachsam. Einmal kam der „Rotpelz“ auf seinem Pirschgang nahe an einem Kranichtrupp vorbei. Sobald die „Wachposten“ (bei den Kranichen standen immer einige Altvögel in wachsamer Position gesondert von den Trupps) ihn entdeckt hatten, ging der „Tanz“ los. Mehrere Kraniche stürzten sich hüpfend mit lautem Kampfgeschrei auf den Fuchs und stießen mit ihren spitzen Schnäbeln zu. Der Fuchs suchte sein Heil in der Flucht. Zunächst sprang er noch von Grasnarbe zu Grasnarbe. Nachdem jedoch immer mehr Kraniche herankamen, packte ihn wohl die nackte Angst. Jedenfalls sauste er nunmehr in voller Fahrt durch das seichte Wasser, so daß eine Fontäne hochaufspritzte. Er hat sich wohl später nicht wieder in der Nähe von Kranichen blicken lassen.

Höcker- und Singschwäne fielen besonders in den Wintermonaten den Seeadlern vereinzelt zum Opfer. Meist handelte es sich um kranke oder geschwächte Tiere. Doch nicht immer gelang es dem Seeadler bei diesem sonst so wehrhaften Vogel, sein Vorhaben auszuführen. An einem kalten Januartag war einmal ein Kampf zwischen einem Schwan und einem Seeadler auf dem Eis des Kölpinsees zu beobachten. Bei dem Schwan war anscheinend eine Schwinge vereist, denn er „segelte“ zuweilen förmlich vor dem scharfen Wind über das spiegelblanke Eis. Mehrmals versuchte der Adler, auf den Schwan zu stoßen, der jedoch jedesmal mit heftigen Flügelschlägen den Angriff abwehren konnte. Es war ein dramatisches Bild, das der Kampf dieser beiden Vögel auf dem Eise bot. Schließlich mußte der Adler seine Versuche aufgeben.

Selbst alte Fischreiher konnten sich des Seeadlers bisweilen gut erwehren. Ich beobachtete einmal einen einzelnen Reiher, der von einem Adler in der Luft angegriffen wurde. Der Reiher drehte sich immer im Kreise und stieß blitzschnell mit seinem spitzen Schnabel gegen den angreifenden Adler, der keine Chance hatte, den Reiher zu schlagen. Gegenüber dem Wanderfalken wirkte der Seeadler geradezu unbeholfen. Der Falke hätte den Reiher längst überwältigt gehabt. Andererseits haben die Seeadler in manchen Jahren in einer Fischreiherkolonie am Ufer des Kölpinsees (Haidenfriedhof) den Bestand der Jungreiher erheblich gelichtet. Sie überwältigten die Jungreiher auf den Horsten. Die Alten konnten diese Räubereien der Adler nicht verhindern.

Daß der Seeadler sehr gelehrig sein kann, wenn es darum geht, ohne Anstrengungen zu Beute zu gelangen, zeigt jenes Beispiel, in dem ein Fischer regelrecht Freundschaft mit einem Adler geschlossen hatte. Diese Geschichte hat mir der mecklenburgische Ornithologe Carl Bartels wiederholt berichtet. Ursula von Löwenstein hat sie in ihrem Bericht über die mecklenburgischen Seeadler ebenfalls erwähnt. Der Adler folgte dem Fischer immer, wenn dieser die Reusen hochnahm. Der Fischer warf ihm dann kleine Fische oder zuweilen auch ein Wasserhuhn zu, das sich in den Netzen verfangen hatte und ertrunken war. Diese Beute nahm der Adler dann sogleich auf, ohne die geringste Scheu zu zeigen.



Ende der vierziger Jahre bildeten bei den Seeadlerpaaren am Moorsee und am Kölpinsee Blässhühner den Hauptbeuteanteil. Die Gewölle waren häufig schwarz von Blässhühnerfedern. Auch der Haubentaucher fiel den Adlern oft zum Opfer. Man konnte den Adler manchmal beobachten, wie er schwebend über die Wasserfläche glitt, dergestalt, daß sein Schatten auf sein untergetauchtes Opfer fiel. Sobald es auftauchte, stieß er nieder. Der Taucher kam in immer kürzeren Zeitabständen hoch, weil er nicht mehr richtig Luft holen konnte, bis er schließlich — wenn er zu weit vom rettenden Schilf entfernt war — ermattet an der Wasseroberfläche erschien und der Adler ihn packte. Nur höchst selten tauchte der Seeadler im Gegensatz zum Fischadler tiefer ins Wasser. Das Stoßtauchen liegt ihm offensichtlich nicht.

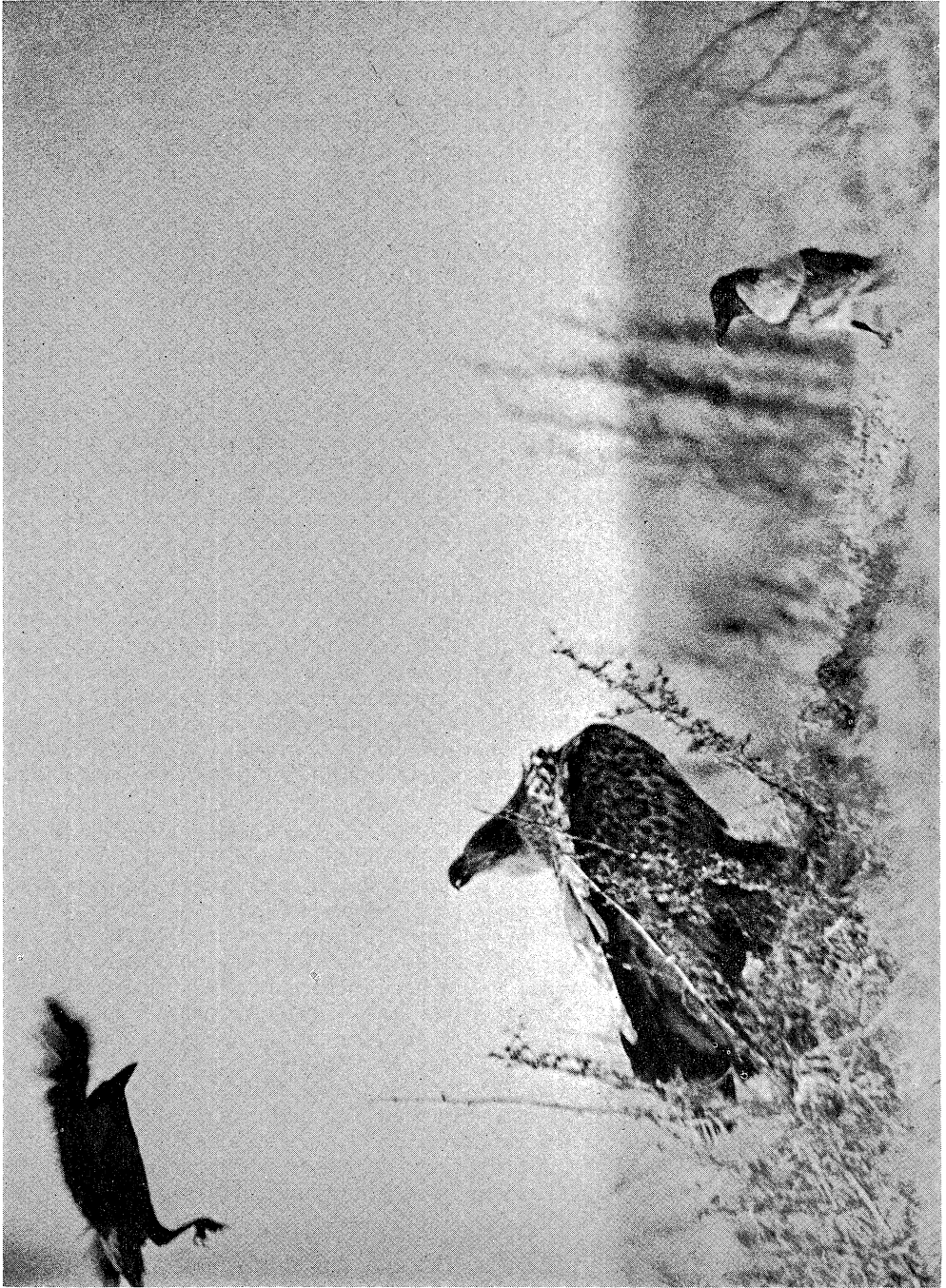
Bei der Fischjagd benahmen sich die Seeadler bisweilen recht „unmajestätisch“. Beispielsweise sah man zur Laichzeit der Hechte im zeitigen Frühjahr manchmal mehrere Adler gleichzeitig in niedriger Höhe über den überschwemmten Wiesen schweben. Hatten sie ein Opfer erspäht, ließen sie sich ins seichte Wasser fallen, das ihnen häufig bis zum Bauchgefieder reichte. Laut patschend gingen sie durchs Wasser ans flache Ufer, den Hecht vor sich hertreibend. Zum Schluß packten sie ihn mit raschem Griff, schwangen sich auf die nächste Grasnarbe und kröpften ihn. Es ist schon vorgekommen, daß der Seeadler sich im Gewicht seines Opfers beim Stoß ins Wasser verschätzt hat. In diesem Fall konnte er sich nicht mehr aus dem Wasser erheben. In einigen Fällen hat er sich mit den Schwingen ruderdnd ans Ufer gerettet. In anderen Fällen ist er regelrecht unter die Wasseroberfläche gezogen worden und ertrunken. Derartige Fälle sind auch für die mecklenburgischen Gewässer belegt. In neuerer Zeit ist mir der Fall eines Fischadlers bekanntgeworden, der auf diese Weise verendete.

Gern betätigten sich die Seeadler auch als Nahrungsschmarotzer. So konnte ich mehrfach beobachten, wie sie dem Schwarzen Milan seine Beute streitig machten. Die Adler griffen die Milane an, die mit Fischen zu ihrem Horst am Warnker Ort flogen. Die Milane ließen bei derartigen Angriffen die Fische fallen, die die Adler im Fluge geschickt auffingen. Dem Wanderfalken erging es nicht besser. Auch ihn verjagte der Seeadler zuweilen von seiner Beute.

Lachmöwen und Enten standen ebenfalls auf der Beuteliste der Seeadler. Sie plünderten regelrecht die Möwenkolonien und raubten die Gelege aus. Bei dieser Gelegenheit habe ich einmal gesehen, wie ein Seeadler eine Lachmöwe bei einer ihrer Attacken direkt in der Luft schlug. Der Adler legte sich im Rollflug elegant auf die Seite und packte die Möwe mit dem Fang.

Leider ist der Greifvogelbestand am Ostufer der Müritz, wie in anderen Gebieten auch, in bedenklicher Weise zurückgegangen. So war der Wanderfalk in den dreißiger Jahren noch mit mehreren Brutpaaren vertreten. Heute ist er verschwunden. Das gleiche trifft inzwischen für die Kornweihe und auch wohl für den Wespenbussard zu. Der Schreiadler war bis 1916 Brutvogel. Später gab er nur noch Gastrollen. Lediglich Fischadler, Roter und Schwarzer Milan sowie die Rohrweihe sind in ihrem Bestand zur Zeit wohl noch nicht bedroht. Der Kolkrahe war bereits um die Jahrhundertwende als Brutvogel nicht mehr nachweisbar. Er ist erfreulicherweise wieder eingewandert. Der Habicht ist früher mit mehreren Paaren gut repräsentiert gewesen. Auch er ist im Laufe der Zeit immer seltener geworden.

Auch vom Kormoran existierte bis 1912, vom Fischreiher bis 1915 jeweils eine kleine Kolonie am Moorsee. Die Reiherkolonien im Müritzgebiet sind allgemein sehr dezimiert worden. Nur der Kranich ist alljährlich immer noch mit einigen Brutpaaren in den großen Brüchen vertreten. Erfreulich gehalten hat sich der Bestand der Graugans. Doch vorbei sind die Zeiten, in denen noch Schwarzstorch, Birkhuhn, Gänsesäger, Schellente, Blaurake und Blaukehlchen zum Brutbestand zählten. Der Schwarzstorch brütete bis 1917 auf dem Werder am Faulen Ort, die Blaurake wohl bis 1920 bei Boek. Das Birkwild muß in der Zeit von 1942 bis 1948 verschwunden sein. 1940 beobachtete Ursula von Löwenstein es noch bei der Balz im Paradies. 1950 wurden die letzten Häh-



ne gesehen. Warum dieser schöne Vogel nicht mehr vorhanden ist, konnte bisher niemand feststellen.

Bedauerlicherweise ist auch der Limicolenbrutbestand sehr zurückgegangen. An dieser Entwicklung war der Mensch nicht ganz unbeteiligt. Dies Geschehen spielte sich namentlich um die frühere Vogelfreistätte Müritzhof ab, die eines der Kerngebiete des heutigen weitläufigen Naturschutzgebietes ist. Hier hatte sich am Ostufer der Müritz auf einer großen ebenen Fläche zwischen Rederang- und Warnker See im Laufe der Jahrzehnte eine große Weidefläche gebildet, in der vereinzelte Schirmkiefern standen, auf denen Fischadler und Turmfalke brüteten. Das Weidevieh hielt Gras, Wacholder und Baumanflug durch Verbiß ständig kurz. Unterbrochen wurde dieses große Weideland von mehreren flachen, schilfumstandenen Teichen. Der größte Teich war das sogenannte „Spukloch“, in dem ihm benachbarten Schilfgelände brüteten Rohrweihe, Rohrdommel, Graugans, Löffel-, Stock-, Reiher-, Tafel- und Schnatterente, Teich- und Bläßhuhn und früher auch noch der Schwarzhalstaucher. Auch der seltene Seggenrohrsänger war hier vertreten. Am Spukloch fanden sich auf den schlickreichen Uferbänken auf dem Herbstzug zahlreiche Limicolen ein. Darunter waren Arten, die man im Binnenland nur sehr selten zu Gesicht bekommt wie Mornell, Seeregenpfeifer, Zwergschnepfe, Säbelschnäbler und Teichwasserläufer.

Bis Ende der vierziger Jahre zählten noch Brachvogel, Uferschnepfe, Alpenstrandläufer, Sandregenpfeifer, Rotschenkel, Zwerg- und Trauerseeschwalbe zu den hier brütenden Vögeln. Der Kiebitz war zahlreich vorhanden. Nicht selten geschah es, daß das Weidevieh, wenn es in breitem Trupp über die Fläche trottete, in der Hauptbrutzeit Gelege und Jungvögel zertrat. Verzweifelt sah man dann die alten Kiebitze vor der Front der Kühe auf und ab flattern. Es half ihnen nichts mehr. Oft lag ihr Junges bereits zertraten in einem Trittsiegel. Der durch das Vieh bei den Bodenbrütern angerichtete Schaden war beträchtlich. So entstand der gutgemeinte Gedanke, diesen Schaden durch die Einstellung der Beweidung abzuwenden. Dieser Vorsatz war zweifellos gut, das daraus resultierende Ergebnis hingegen leider sehr verhängnisvoll. Innerhalb weniger Jahre verlor das Gebiet seinen „ursprünglichen“ Charakter. Hoher Graswuchs und Baumanflug ließen die Weidefläche rasch zuwachsen und hatten zur Folge, daß die meisten Limicolen als Brutvögel abwanderten. Im Schilf stellte sich Schwarzwild ein, das bei Niedrigwasser die Möwen- und Seeschwalbenkolonien plünderte, die daraufhin aufgegeben wurden. Eine Art reagierte besonders empfindlich auf diese Veränderungen. Es waren die Kraniche.

Auf ihrem alljährlichen Zug von Skandinavien nach dem Süden suchten die Kraniche zuweilen in großer Zahl die flachen Gewässer und die Weideflächen bei Müritzhof als Rastplatz auf. Seit wann dies geschah, konnte niemand so richtig sagen. Es muß jedoch, wie verschiedene Gewährsleute berichteten, mindestens schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fall gewesen sein. Um die Jahrhundertwende ergab sich eine kurzfristige Störung, da man im Vorland von Müritzhof Ton für eine Ziegelei gewonnen hatte. Dieses Unternehmen wurde jedoch nach mehreren Jahren wieder aufgegeben. Danach genossen die Kraniche weitgehend Ruhe. Der Durchzug war in den einzelnen Jahren nicht gleichmäßig. Es gab Jahre, in denen in den Herbstmonaten große Ansammlungen erfolgten und auch wieder Jahre, in denen der Durchzug im Vergleich dazu nur gering war. In Jahren mit großen Ansammlungen vollzog sich der Durchzug verhältnismäßig rasch, in den Jahren mit geringerem Anflug hingegen zog er sich über mehrere Wochen hin. Die Ursachen für diese Erscheinungen konnten bislang nicht aufgeklärt werden. Aber das Phänomen des Durchzuges begeisterte jedes Jahr den Beobachter, der das seltene Glück hatte, einem derartigen Schauspiel beizuwohnen.

Ich erinnere mich an einen Oktobertag im Jahre 1947. An diesem Tage war ich mit mehreren Freunden in Müritzhof gewesen. Wir richteten den alten, verlassen liegenden Pferdestall der ehemaligen Ziegelei am Tonloch als Unterkunft ein. Wir hatten die Bruchwasserläufer am Spukloch beobachtet, die auf dem Zug nach Süden dort Rast machten und nach Nahrung stocherten. Wir hatten den Wanderfalken bewundert, wie

er den Ringeltauben nachjagte. Am frühen Nachmittag begaben wir uns auf den Heimweg. Es war ein wunderschöner Herbsttag, fast windstill, strahlend blauer Himmel. Das Laub war prächtig verfärbt, Spinnweben zogen durch die Luft — Altweibersommerstimmung. Als wir den Koppelzaun überkletterten und zum Fischadlerhorstbaum zurückschauten, hörten wir plötzlich aus der Ferne den Ruf ziehender Kraniche. Zunächst vermuteten wir nichts Außergewöhnliches. An den Vortagen hatten sich allabendlich schon immer einige Dutzend Kraniche am Spukloch aufgehalten. Wir nahmen an, daß es sich um Übersommerer und um Vögel des Brutbestandes aus der Umgebung handelte, die sich — ähnlich wie die Störche — vor ihrem Abzug zu sammeln pflegen. Wir vermuteten daher, daß diese Kraniche nunmehr von der Äsung auf den umliegenden Feldern zur Übernachtung nach Müritzhof zurückkehrten. An diesem Tag sollten wir jedoch eine Überraschung erleben.

Als wir die Rufe hörten, suchten wir sofort ein Versteck auf, denn wir wußten, daß die Kraniche ausgezeichnete Beobachter und noch dazu sehr mißtrauisch sind. Man konnte an ihren Rufen immer sofort erkennen, ob sie in der Landschaft etwas entdeckt hatten, was sie vorsichtig werden ließ. Wenn sie in ihrer bekannten Keilformation flogen, riefen sie unablässig. Dazwischen vernehme man fortwährend das „Fiepen“ der Jungvögel. Sobald sie eine Störung bemerkten, wurde es still. Nur ein leises „Knurren“ verriet, daß man entdeckt war. Dieses Mal hatten wir jedoch Glück. Der „Kundschaftertrupp“ — daß es sich um einen solchen gehandelt haben mußte, stellten wir erst später fest — hatte uns nicht bemerkt. Ein Teil des Trupps ging am Spukloch unter lautem Rufen nieder, der Rest kreiste eine Zeit lang. Einige Kraniche flogen anscheinend wieder zurück. Insgesamt waren es vielleicht zweihundert Vögel.

Zunächst tat sich nicht viel. Wir sahen dem Treiben einer Rohrweihe über dem Warnker See zu. Plötzlich begannen sich in der Ferne die Kranichrufe zu mehren. Erst langsam, dann immer stärker steigerten sich die Rufe. Völlig überrascht fingen wir an, die plötzlich aus drei Himmelsrichtungen anfliegenden Kraniche zu zählen. Ununterbrochen trafen langgestreckte „Kranich-Keile“ ein. Sehr schnell hatten wir die Zahl 6 000 erreicht. Es begann zu dämmern. Die Sonne ging blutrot hinter der Müritz unter. Nebelschwaden krochen vom Moorsee herauf. Doch immer neue Flüge trafen ein. Wir zählten, zählten und zählten. Als wir bei 12 000 angekommen waren, mußten wir wegen der immer stärker einsetzenden Dämmerung das Zählen aufgeben. Jetzt schwoll der Strom der grauen Vogelleiber jedoch erst richtig an. Wir versuchten es mit Schätzen. Allmählich kroch die Nebelfeuchte durch unsere Kleider. Als wir nach unseren Schätzungen bei annähernd 15 000 Kranichen angelangt waren, gaben wir endgültig auf. Es war schummerig geworden, die Waldkäuze fingen an zu rufen. Doch die Anflüge der Kraniche gingen weiter. Vor dem abendroten Himmel zeichneten sie sich noch wunderbar ab, an der Waldseite waren sie indessen nur noch schemenhaft zu erkennen. Vor uns bewegte sich in dem Koppel- und Wiesengelände zwischen Müritzufer, Spukloch und Warnker See ein wogendes graues Heer von Kranichen, wobei nur die Oberkörper aus den Dunstschwaden herausragten und die roten Kopfplatten zu erkennen waren. Ein unbeschreibliches Rufkonzert erfüllte die Luft.

Allmählich war es recht dunkel geworden. Wir mußten aufbrechen. Vorsichtig verließen wir unser Versteck, um die Vögel nicht zu beunruhigen. Es gelang uns auch, unbemerkt zu bleiben. Doch der Anflug war auch in der Dunkelheit noch nicht beendet. Während wir gedankenversunken und still — mehr tastend und stolpernd als gehend — unseren Rückweg antraten, flogen über uns im Licht der ersten aufgehenden Sterne immer noch Kraniche zu ihrem uralten Rastplatz. Mir ist nicht bekannt, wie diese Kraniche ihr Ziel in der Dunkelheit fanden. War es der letzte Schimmer des Abendrots, der sich im Wasser der Müritz spiegelte oder das Stimmengewirr, das wir noch aus kilometerweiter Entfernung deutlich vernahmen. Ich hatte das Gefühl, als verminderten die Kraniche mit zunehmender Dunkelheit immer mehr ihre Flughöhe. Fast — so schien es — mußten sie schon die Spitzen der alten Eichen am Warnker Ort berühren, unter denen wir entlang gingen. Unentwegt riefen die ziehenden Kraniche in

der Dunkelheit, und genauso andauernd wurde ihnen aus der Ferne Antwort in vieltausendstimmigem Chor zuteil. Keiner von uns weiß die Zahl der Kraniche, die an diesem Abend in Müritzhof eingefallen waren. Vielleicht waren es 15 000, vielleicht 20 000 oder sogar noch mehr. Die Beobachtung dieses Naturschauspiels bleibt für mich ein unvergeßliches Erlebnis. Es birgt eine gewisse Einmaligkeit in sich. Derart starke Kranichansammlungen haben sich in späteren Jahren nicht wiederholt.

Nach 1956 verlor Müritzhof seine Eigenschaft als Rastplatz. Zwischen 1955 und 1960 rasteten zwar immer noch einige Flüge von Kranichen dort. Sie fanden sich auch in gleicher Größenordnung im Schwenzin am Damerower Werder ein. Doch überstieg die Zahl nur noch selten 1000 Kraniche. Einige Jahre lang flogen sie später allabendlich während des Herbstzuges zur sogenannten „Kleinen Müritz“, einem verlandenden Gewässer in der „Wohld“. Hier wurden sie aber fortlaufend durch die Hirschbrunft gestört. Die Zahl der durchziehenden Kraniche hat sich in späteren Jahren laufend vermindert. Die Ursachen dafür dürften vielschichtig sein. Bis heute hat man noch keine ausreichende Erklärung gefunden.

Die zuständigen Naturschutzorgane haben später ständig versucht, eine Erhaltung des Gebietes in seinem ursprünglichen Zustand zu bewirken. Mit der Unterschutzstellung und Vergrößerung sind die äußeren Voraussetzungen dafür geschaffen worden. Das Naturschutzgebiet wurde von ursprünglich 250 ha auf mehr als 6 000 ha erweitert. 1953 wurde in Müritzhof eine Lehrstätte für Naturschutz eingerichtet. Professor Dathe, der Direktor des Tierparks in Berlin-Friedrichsfelde hat in Zusammenarbeit mit den Naturschutzbehörden den Versuch unternommen, durch den Einsatz anspruchsloser schwedischer Fjällrinder den alten Zustand, wie er vor Aufgabe der Beweidung bestanden hat, wiederherzustellen. Es muß abgewartet werden, ob diesem anerkennenswerten Bemühen ein Erfolg beschieden sein wird. Darüber hinaus haben die mecklenburgischen Naturfreunde keine Mühen gescheut, um diesem Gebiet seinen ursprünglichen Reiz zurückzugeben.

Auch wenn das Ostufer der Müritz nunmehr für den öffentlichen Verkehr weitgehend gesperrt ist, bleiben — wie in allen Gebieten — in der heutigen technisierten Welt leider Störungen bestehen, die man nicht abwenden kann. Ein Beispiel dafür bieten die Seeadler. Sie sind in ihrem Nachwuchs als Endglied in einer Nahrungskette durch die Pestizide besonders gefährdet. Aber auch auf Störungen in der Anfangsphase des Brutgeschäftes reagieren sie empfindlich. Hier sind als Störfaktoren beispielsweise Flugzeuge, besonders Helikopter zu nennen, die manchmal ein Hochkommen des Nachwuchses verhindern. Die Piloten kreisen ohne Absicht über dem Horstrevier und veranlassen dadurch den Adler zum Abstreichen. Kehrt er dann zurück, ist das Gelege häufig schon erkaltet oder von Krähen ausgeraubt. So wird der Bruterfolg dieser großen Greifvögel in allen Ländern von Jahr zu Jahr geringer.

Die Landschaft am Ostufer der Müritz ist von schweren Schlägen nicht verschont geblieben. In den dreißiger Jahren erlebte sie zunächst eine kurze Scheinblüte. Der damalige Besitzer, der preußische Staatsrat Dr. Herrmann richtete auf seinen Gütern Federow und Speck mit großem finanziellen Aufwand ein Wildgatter ein, in das er die „Wohld“ miteinbezog. Der Rotwildbestand wurde erhöht, Luchs und Uhu wurden ausgesetzt und das Muffelwild eingeführt. Später kam Elchwild hinzu. Eine Wisentherde hielt man zur Eingewöhnung in einem großen Gatter. Das Experiment nahm leider bald „skurile“ Züge an, denn es sollten Einkreuzungen mit Wapiti-Hirschen erfolgen und dergleichen Dinge mehr.

In der Mitte der dreißiger Jahre ereignete sich eine Katastrophe. Es brach ein verheerender Waldbrand aus. Angeblich soll ein Schäfer den Brand durch das Ausklopfen seiner Pfeife ausgelöst haben. In den sommerdürren Kiefernwäldern fand das Feuer überreiche Nahrung. Ein furchtbarer Wipfelbrand raste durch die Forsten. Es war einer der schwersten Waldbrände, den Mecklenburg je zu verzeichnen hatte. Zahlreiche Hirsche kamen in der Flammenwand um, da sie aus dem Gatter nicht mehr entfliehen konnten. Die Elche brachen aus. Ein Elch verirrte sich bis in die Vorgärten der näch-

sten Kreisstadt. Tagelang hing eine große dunkle Rauchwolke über der Müritz. Der angerichtete Schaden war groß. Noch monatelang später glomm das Feuer in den Torfbrüchen im Moor. Nur langsam erholte sich die Landschaft von diesen Verwüstungen.

Andere Probleme traten auf. Die Luchse verschwanden und die Uhus wanderten ab. Das Kriegsende brachte erneute Rückschläge. Heger und Pfleger zerstoben vor der anrückenden Front in alle Winde. In den ausbrechenden Wirren verendeten die Wisente im Kugelhagel. Die Elche ereilte das gleiche Schicksal.

Danach trat wieder Ruhe ein. Doch das Bild der „Wohld“ war leerer geworden. Der Ruf des Uhus war verhallt, der Birkhahn kollerte nicht wie früher im „Paradies“, das wunderbare Orange des Gänsesägers und die herrlichen Farben der Blaurake waren nicht mehr zu sehen. Das unvergleichliche Flugbild des Wanderfalken verschwand vom Himmel und der wehmütige Flötenriller des Brachvogels über den Sumpfporstwiesen verstummte. Das leuchtende Rot des Schwarzstorches blieb verschwunden. Kein Elch stand wie einst vor der urwüchsigen Wacholderlandschaft. Die heiseren Stimmen der Trauer- und Zwergseeschwalben über den Seen waren nicht mehr zu hören. Der Gesang des Blaukehlchens erlosch.

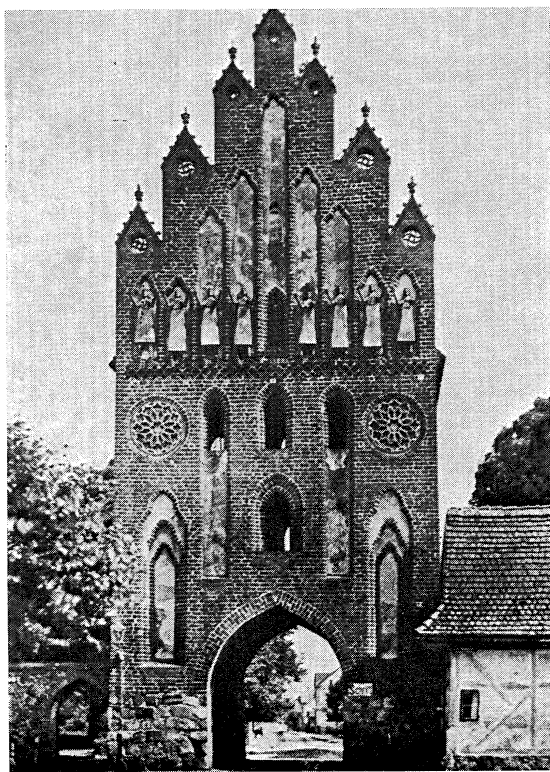
Wenn später im Herbst sich die Nebel über den Gewässern der „Wohld“ zusammenbrauten, blieb der Schrei der Hirsche ohne Widerhall, denn immer leiser wurde der Ruf der Kraniche, der ihn einst in so wunderbarer Weise begleitete. Stumm überflogen sie ihren uralten Rastplatz. Ihre Stimmen verloren sich in der Ferne. . .

Die Engelhöre an den Neubrandenburger Stadttoren

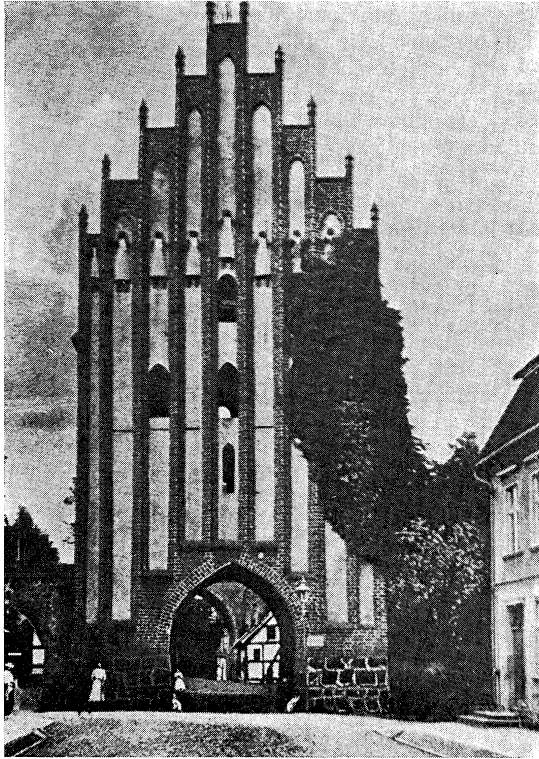
Von Friedrich Scheven

Wer von den Besuchern Neubrandenburgs hat nicht schon vor dem Stargarder und dem Neuen Tor gestanden und sich oder einen Ortsansässigen gefragt: Was bedeuten diese Figuren dort oben unter den hochragenden Giebeln der Tore? Eine Antwort, die allgemeine Zustimmung findet, wird er nicht erhalten haben. Auch das Schrifttum über die alte Stadt oder das Suchen in kunstgeschichtlichen Büchern wird ihn nicht weitergeführt haben. In andern Städten, weder in Nord- oder Mittel- oder Süddeutschland, ist an Kirchen oder Befestigungsanlagen oder an Rathäusern Ähnliches zu finden.

Die Deutungen, die als Antwort auf die obige Frage gegeben sind, sind sehr verschiedenartig. Man hat jüngst in den Figuren Nonnen aus dem etwa 20 km entfernten Kloster Wanzka sehen wollen. So Maria Koubenec in dem Heft „Aus dem alten Neubrandenburg“ (1971). Das nach Süden führende Tor, heute das Stargarder Tor, hieß früher das Wanzkaer Tor. Das mag die Vermutung nahegelegt haben, daß es sich bei den dargestellten Figuren um Nonnen aus dem Kloster Wanzka handelt. Die Deutung geht weiter dahin, daß diese ihre Hände abwehrend gegen die Pest ausstrecken, die die Stadt von dem umliegenden Land aus bedrohte. Daß diese Deutung falsch ist, liegt auf der Hand. Die Dargestellten tragen keine Nonnentracht, sondern ein weltliches Ge-



Neues Tor



Stargarder Tor

wand. Sie müßten auch, wenn sie die Seuche von der Stadt fernhalten sollten, mit ihrer abwehrenden Gebärde nicht stadtwärts gerichtet sein.

Es gibt andere Deutungen der Figuren, die ebenfalls abzuweisen sind. Von älteren Heimatforschern, die den Sinn der Figuren zu deuten unternommen haben, mag Robert Beltz genannt werden. Es klingt beachtlich, wenn er schreibt ¹⁾, daß es sich bei den Figuren um Vertreterinnen der Stadt handelt, die Gott die Ehre geben und den Segen Gottes herabflehen. Ähnlich äußert sich der vortreffliche Kenner der Geschichte Neubrandenburgs Karl Wendt in dem ersten Jahrgang derselben Zeitschrift (1905). Das Denkmälerwerk von Mecklenburg — Strelitz legt die Vermutung nahe, daß es sich um Gestalten handelt, die zum jubelnden Empfang der Markgrafentochter Beatrix aufgerichtet wurden, die im Anfang des 14. Jahrhunderts, in der Zeit, in der das Tor erbaut wurde, den Herzog Heinrich heiratete. Der mecklenburgische Fürstenhof stand neben diesem Tor in der Stadt. Als Braut zog die Fürstentochter durch dies Tor in die Stadt ein, das ihr zu Ehren mit Girlanden, die die Figuren trugen, geschmückt war.

Es gibt noch weitere Deutungen für die Figuren auf den beiden Toren. So etwa, wenn man in ihnen Hinweise auf die klugen und törichten Jungfrauen der Bibel hat sehen wollen. Dem ist entgegenzuhalten, daß den Figuren die wichtigsten Kennzeichen, die Lampen, fehlen. Eine Erklärung, die das Richtige treffen dürfte, hat kürzlich Gottfried Holtz gegeben in einem Aufsatz in der Zeitschrift „Herbergen der Christenheit“ ²⁾. Er deutet, und das ist das Entscheidende, die Figuren als Engel. Holtz geht da-

¹⁾ Mecklenburg. Zeitschrift des Heimatbundes Jhg. 12 (1917) S. 51.

²⁾ Jahrgang 1973/74 S. 181 ff.

von aus, daß die mittelalterliche Stadt oft als Himmelsstadt des „neuen Jerusalem“ gesehen wird. Sie ist die Friedensstätte, in der Gott Wohnung genommen hat, in dem Gotteshaus der Stadt vornehmlich, aber auch in der ganzen, von festen Mauern, Toren und Wällen geschützten Stadt. Diese Gewißheit erfüllte auch die Erbauer der in halbheidnischem Land neu gegründeten Stadt Neubrandenburg. Die Tore insbesondere, die zu den Straßen hinausführten, die die noch halbheidnische Welt durchzogen, waren ein weithin sichtbares Zeichen des städtischen Friedens, der den Wanderer oder den Handelszug erwartete. Holtz deutet die Figuren an der Innenseite des Haupttores, das nach Süden hinausführte, als Engel, die mit ausgebreiteten Armen den Frieden verkünden, der in der Stadt herrscht, und der nun auch den Ankömmling, der aus der unfriedlichen Welt die Mauern der Stadt erreicht hat, umfängt. „So dürfte alles dafür sprechen“, so schreibt G. Holtz. „Wenn die steinernen, in weiße Kleider gehüllten Jungfrauen zum Gefolge der Himmelsbraut und Himmelskönigin gehören sollen“.

Das dürfte die zutreffende Deutung der Figuren an den beiden Toren sein. Es sind Engel, die sich mit ihrem Zuruf an die Stadt wenden. Wenn wir soweit auch mit G. Holtz übereinstimmen, so sind wir doch anderer Meinung hinsichtlich des Zeitpunktes der Errichtung der steinernen Figuren. Doch bevor das zur Ausführung kommt, soll noch der Nachweis erbracht werden, daß die so weltlich erscheinenden Figuren als Engel anzusehen sind.

Die Engel, die als Boten Gottes Abraham im Hain Mamre besuchen, werden als Männer beschrieben (Gen. 18.). Ebenso kommen anschließend in dem Bericht des 19. Kapitels zwei Engel als Männer zu Lot, um ihn zum Verlassen seiner zum Untergang bestimmten Heimatstadt Sodom zu veranlassen. Die Engel der Bibel sind nicht die in rauschenden Gewändern vom Himmel herabschwebenden Gestalten oder die lieblichen, geflügelten Putten, wie sie Raffael in seiner Sixtinischen Madonna malte, sondern es sind kraftvolle Männer oder Jünglinge. Da für die Christen der Frühzeit die biblischen Berichte auch für die bildlichen Darstellungen maßgebend waren, werden die Engel, die zu den Menschen als Boten Gottes gesandt werden, stets flügellos als Männer oder Jünglinge dargestellt. So bleibt es bis zum 5. Jahrhundert. Erst seit dem 5. Jahrhundert gehören Flügel zu der Darstellung der Engel, um ihre Erhabenheit und Weltenferne anzudeuten. Aber in Einzelfällen begegnen uns doch auch flügellose Engel als Boten Gottes in der Kunst späterer Jahrhunderte. So ist es etwa in der Renaissancezeit bei dem Engel, der den Frauen die Osterbotschaft verkündet, auf dem Bilde von Duccio in Siena (1508) bis hin zu dem schwebenden Engel Barlachs im Dom zu Güstrow. Weitere Beispiele erübrigen sich, da sie sich überall finden.

Ungeflügelte Engel haben also ihren Platz in der kirchlichen Kunst von den Zeiten der alten Kirche bis in die Neuzeit. So ist es nicht fernliegend, in den weißgekleideten Figuren der Neubrandenburger Tore Engelgestalten zu sehen, wie G. Holtz es tut. In feierlicher Haltung stehen sie am Neuen Tor auf einem hervorragenden Fries, während sie auf dem Stargarder Tor freischwebend sich herabzusenken scheinen. Bekleidet sind sie mit weißem Gewand. Im oberen Teil liegt es westenartig glatt an, während es von der Hüfte ab in gleichmäßig gelegten Falten herabfällt. Das Gewand ist also anders, als wir es sonst bei Engelsbildern des Mittelalters finden, die mit lang herabwallenden, faltenreichen Gewändern angetan sind. Es ist aber auch anders als bei Gewändern bürgerlicher Frauen des Mittelalters. Niemals ist eine Frau des 14. oder 15. Jahrhunderts so kurz geschürzt gegangen, wie wir es bei den Neubrandenburger Gestalten sehen. Sind es überhaupt Frauen oder Jungfrauen, die als Engel auf den beiden Toren stehen, so kann man fragen. Die Höhe der Figuren ist wechselnd, sie sind aber durchweg über 2 m hoch. Auch die Länge der Gewänder ist verschieden. Die Gewänder der Außenfiguren am Neuen Tor reichen nur wenig über die Knie herab, andere sind erheblich länger. Ihre Gesichter haben strenge Züge, sie sehen jedenfalls eher männlich aus als weiblich. Die Länge der Gewänder erinnert, vor allem bei den kurzgeschürzten, an ein ritterliches Festgewand. Auch das glattanliegende Haupthaar läßt Ähnliches vermuten. Aber Engel als himmlische Geistwesen sind geschlechtslos, so daß die Frage, ob die Figuren als männlich oder weiblich anzusehen sind, gegen-



Engelreihe vom Neuen Tor

standslos ist. Die Arme sind leicht gebeugt, die Hände ausgestreckt, wie es bei einer Segensgebärde üblich ist.

Gearbeitet sind die Figuren nicht, wie man erwarten sollte, aus Haustein, Sandstein oder Marmor, sondern sie sind schichtenweise aus Backsteinen aufgemauert und dann abgeputzt. Hände und Kopf sind in Terrakotta gebrannt. Es ist also eine Arbeitsweise aus einheimischem Material, die der Künstler, oder sollen wir ihn Handwerker nennen?, angewandt hat. Ein Vergleich mit mittel- oder westdeutschen Bildwerken ist hin-fällig. Wir würden nirgends ein verwandtes Werk finden, weder in Form noch in Technik oder im Standort.

Eine eindrucksvolle Zeichnung von einem der Köpfe bringt das Strelitzer Denkmä-lerwerk (Abb.). Wir sehen ein starr blickendes, feierlich ernstes Gesicht, ganz frontal ausgerichtet, dem jede Lieblichkeit fehlt. Auch das läßt eher an ein männliches Gesicht denken. Von der Lieblichkeit, wie wir sie auf Engelsbildern zu sehen gewohnt sind, ist jedenfalls nichts vorhanden. Nach der Beschreibung im Denkmälerwerk sind die Ge-stalten des Neuen Tors „plastisch reifer durchgebildet und ausdrucksvoller und energi-scher in der Haltung“.

Von diesen Unterschieden abgesehen, sind die Figuren an den beiden Toren sehr ähnlich in Arbeitsweise, Material und Form. Das ist um so auffallender, als das Star-garder Tor etwa 150 Jahre älter ist als das Neue. Ersteres stammt aus der Zeit der Er-bauung der Marienkirche, also aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, letzteres ist ein Werk aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit ausgeprägt spätgotischen Bau-formen. Von besonderem Kunstwert ist bei beiden Figurenreihen nicht zu reden. Mit plastischen Bildwerken, wie sie die gotische Zeit in Stein oder holzgeschnitzt geschaf-fen hat, sind sie jedenfalls kaum zu vergleichen.

Das führt zu der Frage, welche Bildreihe älter ist. Bei den beiden Toren, um die es sich handelt, ist das Neue Tor offensichtlich das jüngere. Aber gilt dasselbe auch von den Figurenreihen? Gemeinhin wird ihre Entstehungszeit mit der der Tore gleichge-setzt. Das aber möchte ich bezweifeln. Die Gestalten des Neuen Tors fügen sich völlig in den Bau ein. Sie sind ohne Frage ein vom Baumeister von vornherein eingeplanter Bauteil des Ganzen und haben einen künstlerisch wohlbedachten Platz in den Blendni-

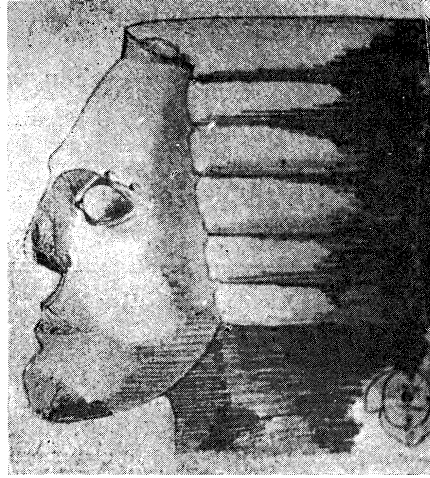


Engel vom Neuen Tor
(Aus Kunst- und Geschichtsdenkmäler Meckl.-Strelitz)

schen, die alle gleichbreit sind. Anders ist es bei dem Stargarder Tor. Ich möchte vermuten, daß die Figuren hier erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Anlehnung an den Bau des Neuen Tores in die hohen, ohne Unterbrechung aufstrebenden Blendnischen eingesetzt wurden. Bei der Wiederholung des Motivs verloren die Gestalten freilich einen erheblichen Teil ihrer Ausdruckskraft. Auch das spricht für die Annahme, daß die Figuren an dem Stargarder Tor nicht von vornherein eingeplant waren. Endlich aber ist zu beachten, daß die 9 Nischen am Stargarder Tor nicht die gleiche Breite haben. Um sie aber dennoch gleichmäßig mit den Figuren zu füllen, mußten die beiden äußeren Figuren schmaler sein und in die Nische eingedrängt werden.

Daß die Figuren am Stargarder Tor nicht zur ursprünglichen Planung gehören, vermutet auch der vortreffliche Kenner Neubrandenburger Geschichte K. Wendt, wenn er in seinem Aufsatz „Die Tore von Neubrandenburg“³⁾ schreibt: „An der stadtwärts gelegenen Seite ziehen sich neun lange, schmale Felder ohne Unterbrechung von oben bis unten herunter. Sie erschienen dem Baumeister nach der Vollendung doch wohl zu kahl, und er brachte die neun weiblichen Figuren an, die den eigentlichen Schmuck der Fassade bilden“. An einen Einbau der Figuren nach dem Vorbild des Neuen Tores

³⁾ Mecklenburg. Zeitschrift d. meckl. Heimatbundes Jhg. 1 (1906) S. 45.



Engel vom Neuen Tor
 (Aus Ztschr. Die Denkmalspflege, Jhg. 1917)

denkt Wendt dabei ja freilich nicht. Das deutet aber der Verfasser des neuen Dehio-Bandes an, wenn er in bezug auf das Neue Tor schreibt: „Ähnlich und wohl gleichzeitig auch die Figuren am Stadtseitengiebel des Stargarder Tors“ (S. 241). Die herkömmliche Annahme, daß die beiden Figurenreihen im Abstand von etwa 150 Jahren an dem Stargarder und dem Neuen Tor errichtet wurden, würde ja auch die Frage auftauchen lassen, warum sie bei dem etwa 50 Jahre nach dem Stargarder erbauten Treptower Tor fehlen. Darauf ist zu antworten: Es ist eben eine einmalige Idee des Erbauers des Neuen Tors, der ja auch sonst in der Baugestaltung eigene Wege geht, dem Tor den Figurenschmuck zu geben. Ob die Wiederholung des Motivs an dem Stargarder Tor dann sein Werk war oder das eines andern Meisters, muß dahingestellt bleiben. Die Tatsache, daß die letzteren künstlerisch von geringerem Wert sind als die des Neuen Tors, mag für Letzteres sprechen.

Nun aber zu der Frage: Was ist der Sinn der beiden Figurenreihen? In der neuesten Veröffentlichung, der Neubearbeitung des „Dehio“, heißt es: „die Bedeutung ist ungeklärt“ (S. 241). Die rechte Deutung der Gebärden hat aber meiner Meinung nach G. Holtz gebracht, wenn er in den Figuren Engel sieht, die der Stadt den Frieden verkünden. „Ihre Botschaft lautet ‚Frieden‘. Da sie an den Innentoren stehen, wird der innere Friede gemeint sein, der zwischen den Christen der Stadt herrschen soll“. Aber Holtz verweist die Engel des Stargarder Tors in die Zeit der Erbauung der Stadt. Das ist nach dem Gesagten unzutreffend. Wir setzen vielmehr die beiden Engelchöre gleichzeitig in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, in die Zeit der Erbauung des Neuen Tors.

Etwa gleichzeitig mit dem Neuen Tor wurde in Lübeck das Hostentor gebaut (1466—1478). Über den Torbogen des Eingangs wurde hier auf der Außenseite das Wort gesetzt: „Concordia Domi, foris pax“. Das klingt ähnlich wie der Segenswunsch über dem Steintor in Rostock: „Sit intra te concordia et publica felicitas“. Das Steintor wurde bald nach dem 1566 zerstörten mittelalterlichen Tor gebaut. Wie dieses aussah, wissen wir nicht. Es ist aber zu vermuten, daß es dieselbe Inschrift trug wie das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaute, heute noch stehende Tor. Dann würde dies mit demselben Segenswunsch versehen sein, den die Engelchöre der beiden Neubrandenburger Tore mit ihren Segensgesten zum Ausdruck bringen. Was in Rostock in Worten ausgedrückt ist, sagen in Neubrandenburg die segnenden Hände.

Nachdem im Vorhergehenden festgestellt ist, daß es sich bei den Figuren des Stargarder wie des Neuen Tors 1. um flügellose Engelchöre handelt, 2. daß die Gestalten des Stargarder Tors erst lange nach seiner Erbauung in Anlehnung an das Neue Tor dem Bau angefügt wurden, 3. daß sie der Stadt als himmlische Boten den Segen Gottes verkünden sollen, mag zum Schluß noch eine Vermutung aufgeworfen werden, ohne daß ihr volle Sicherheit zugesprochen werden darf.

Es handelt sich um die Zahl der Figuren. Auf dem Stargarder Tor sind es neun, auf dem Neuen Tor acht. Hier ist die Reihe der Figuren durch ein Fenster unterbrochen, so daß auf jeder Seite je vier Engel stehen. Robert Beltz, auf dessen scharfsinniges Urteil viel zu geben ist, spricht schon 1917 die Vermutung aus, daß die mittlere Figur dieses Tors „einem, wie es scheint, später durchgebrochenen Fenster (hat) weichen müssen“⁴⁾. Dann hätten also auf beiden Toren ursprünglich neun Engel gestanden.

Die Zahl neun spielt in der altkirchlichen Engellehre eine große Rolle. Diese geht aus von den Worten des Apostels Paulus im Epheser- und Kolosserbrief. Paulus nennt hier (Eph. 1. 21 und Kol. 1. 16) Engelgruppen, wie wir sie aus dem Gesang EKG. 96 V. 2 kennen: „Fürstentümer und Gewalten, Mächte, die die Thronwacht halten, geben ihm die Herrlichkeit“. Die fünf bei Paulus genannten Engelsordnungen „wurden durch Irenäus mit den Erzengeln und Engeln verbunden, so daß eine Siebenerreihe entstand. Fügt man noch die Seraphim und Cherubim hinzu, so ergibt sich die vorherrschend gewordene Neunzahl der Engelchöre. Diese Neunheit wird seit dem 4. Jahrhundert im Osten, und in der gleichen Zeit auch im Westen durch Ambrosius gelehrt und überliefert“⁵⁾.

Diese 9 Engelchöre, die in der mittelalterlichen Kunst oft durch jeweils einen Engel repräsentiert werden, treten uns in mittelalterlichen Bildwerken öfter entgegen. Ein schönes Bild von ihnen, hier jeder der Engelchöre jeweils durch drei Engel repräsentiert, findet sich in dem Passionale der Äbtissin Kunigunde (um 1320, Prag, Landesbibliothek)⁶⁾. Könnten die neun Engel des Neuen Tors und später auch des Stargarder Tors in Neubrandenburg nicht Repräsentanten dieser neun Engelchöre sein? Sie rufen ihren Segensruf der Stadt zu. Die männliche Würde und das herrscherliche Gesicht würde gut zu den „Fürstentümer und Gewalten“ des Paulus passen. Dann würde auch die Erklärung für die auffallende Kleidung der Figuren gegeben sein. Der Künstler hat den Figuren ein Gewand gegeben, das sich an das ritterliche Festgewand des späten Mittelalters anlehnt. Auch die Herbheit und Strenge der Gesichter könnte dafür sprechen, daß der Künstler ritterliche Engel wie den Erzengel Michael vor Augen hat, wenn er seine Gestalten für das Neue Tor entwarf. Es sind also, die „Fürstentümer und Gewalten“ von denen Paulus spricht, die personhaft auf das Neue und etwas später auch auf das Stargarder Tor gestellt wurden, um der Stadt den Frieden zu verkündigen.

⁴⁾ Mecklenburg, Ztschr. d. Heimatbundes Jhg. 12 S. 51.

⁵⁾ Alfons Rosenberg, Engel und Dämonen. München 1967 S. 134.

⁶⁾ Hans Werner Hegemann, Der Engel in der deutschen Kunst. München 1950 Abb. 21.

„Hegel war mein Freund“

Zusammengestellt aus Urkunden, Zeitdokumenten und Briefen
von Hans-Ewald Wohlfahrt; alle Aufnahmen Hans-Jürgen Wohlfahrt.

(Schluß)

Zweitältester Sohn des Landgerichtsrates Hugo Wohlfahrt und seiner Ehefrau Anna, geborene Goetze — der älteste Sohn Hugo wurde am 16. Juni 1847 in Schönberg geboren und starb schon ein Jahr später am 3. Juni 1848 — war Ewald Theodor Ludwig Ferdinand Wohlfahrt, gestorben am 5. Februar 1926 in Neustrelitz als Geheimer Hofrat Bürgermeister a. D. Er war verheiratet mit Marie Auguste Elise Blanck, geboren am 25. März 1860 in Warlin. Aus der Ehe entstammten zwei Söhne Hans-Jürgen Karl Ludwig Wohlfahrt, geboren zu Stargard am 27. September 1885, gestorben am 17. 11. 1927 in Neustrelitz, und Herbert Hermann Barnim Alfred Wohlfahrt, geboren am 5. Dezember 1889 in Stargard, gestorben als Leutnant im Infanterie-Regiment Graf Schwerin Nr. 14 in Bromberg am 7. März 1911.

Ewald Wohlfahrt studierte Jura in Jena, Berlin und Rostock und wurde von der Großherzoglichen Mecklenburgischen Justiz-Canzlei am 2. Dezember 1875 in das Collegio der immatriculierten Advocaten aufgenommen und am 10. Januar 1876 von derselben mit dem Amt eines geschworenen öffentlichen Notars bedacht. Es folgte unter den Großherzögen Friedrich Wilhelm und Adolf Friedrich V. und VI. die Bestellungen zum Bürgermeister der Stadt Stargard am 15. September 1879 und zum Bürgermeister der Residenzstadt Neustrelitz am 19. Januar 1892 sowie die Patente zum Rath am 28. Juni 1893, zum Hofrat am 17. Oktober 1899 und zum Geheimen Hofrat am 1. Januar 1917. „Wir Adolf Friedrich von Gottes Gnaden Großherzog von Mecklenburg tun kund hiermit: daß Wir dem Bürgermeister Unserer Residenzstadt Neustrelitz zum Beweise Unseres besonderen Wohlwollens den Charakter als Geheimer Hofrat gnädigst verliehen haben und dergestalt, daß Uns derselbe fernerhin treu, gehorsam und dienstgewärtig sein, und, wie es einem Geheimen Hofrate und treuen Großherzoglichen Diener nach Ehre und Pflicht wohl anstehet und gebühret, jederzeit sich verhalten soll, wogegen Wir ihm die mit diesem Charakter verbundenen Rang- und Ehrenvorzüge, auch sonst Unsere fernere Gnade und Protektion hiermit versichern. Urkundlich unter Unserer Höchstgnädigen Unterschrift und begedruckten Insiegel. Gegeben Neustrelitz, den 1. Januar 1917.“

Aus Anlaß seines 25jährigen Jubiläums als Bürgermeister erschien in der Landeszeitung vom Donnerstag, 26. April 1917 (32. Jahrgang, Nr. 95) folgender Bericht:

„Bürgermeister Geheimer Hofrat Ewald Wohlfahrt begeht heute, am 25. April, des Tages Wiederkehr, an dem er vor 25 Jahren in sein Amt als Bürgermeister von Neustrelitz eingeführt worden ist. Fünfundzwanzig Jahre, eine lange Spanne Zeit. Fast ein Menschenalter! Von jeher sind die Vierteljahrhunderte als Zeitabschnitte für Jubiläen angesehen worden, im Leben des Menschen wie in der Berufstätigkeit; wenn aber ein Mann 25 Jahre an der Spitze eines Gemeinwesens gestanden hat, dann wird die Feier zu seinem Fest für die Allgemeinheit. So nahm denn auch heute, wie wir weiter unten berichten, die Stadt durch ihre Vertreter nebst den verschiedenen Korporationen, die schon vor 25 Jahren bei der Amtseinführung vertreten gewesen waren, Anteil an dem Amtsjubiläum des Bürgermeisters, den der Magistrat in Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt zum Ehrenbürger von Neustrelitz ernannt hat.

Unser neuer Ehrenbürger, Geheimer Hofrat Wohlfahrt wurde als Sohn des Stadtrichters unserer Nachbarstadt Strelitz geboren. Nach Beendigung seiner Studien ließ er sich in Schönberg als Advokat nieder, um bald nach Inkrafttreten des neuen Gerichtsverfassungsgesetzes 1879 zum Bürgermeister von Stargard bestellt zu werden. Dort amtierte bis Ostern 1892, zu welchem Termin er zum Bürgermeister von Neustrelitz

Allerhöchst ernannt wurde. Am 25. April 1892 erfolgte dann seine Einführung in das Amt, das er heute ein Vierteljahrhundert verwaltet. Während der Amtstätigkeit unseres Bürgermeisters hat sich das Stadtbild bedeutend gehoben und verschönert. Insbesondere ist der Ausbau des neuen Stadtteiles in der Bahnhofsgegend während der Amtsperiode des Geheimrats Wohlfahrt erweitert worden. Ferner entstanden das Schlachthaus in dem jetzt abgelaufenen Vierteljahrhundert, eine moderne Wasserversorgung der Stadt und im Anschlusse daran die Kanalisation. Aus der neueren Zeit ist die Einführung der durch Allerhöchste Verordnung vom 19. Juni 1912 genehmigten Stadtordnung für die Residenzstadt Neustrelitz besonders zu erwähnen, sowie die Übernahme des Gaswerks in städtische Regie. Die Landesherren haben die Wirksamkeit des Bürgermeisters Wohlfahrt vielfach durch Gnadenbeweise anerkannt, so durch Verleihung des Titels Hofrat und in jüngster Zeit durch die Verleihung des Charakters als Geheimer Hofrat. Ferner verlieh S. K. H. der Großherzog dem Jubilar aus Anlaß der Tätigkeit auf dem Gebiet der Kriegsfürsorge das Kreuz für Auszeichnung im Kriege am roten Bande. Schwer ist es für einen Beamten, zumal wenn er an der Spitze einer kommunalen Verwaltung steht, es jedweden Bürger recht zu machen, deren Bürgermeister er ist; denn sei er Meister oder nicht, es dünkt sich jeder Bürger einer zu sein. Sagt doch schon Hans Sachs in den Meistersingern: „Denn wer als Meister ward geboren, hat unter Meistern den schwersten Stand! „Daß es Geheimer Hofrat Bürgermeister Wohlfahrt als Bürgermeister dieser Stadt jedem Einwohner recht zu machen suchte, das mag an diesem Ehrentage seine schönste Befriedigung sein.

Die Feier im Rathaus. Auf Einladung des Magistrats fand heute vormittag 11 Uhr im Stadtverordnetensaale des Rathauses eine dem Ernste der Zeit entsprechende Feier des Jubiläums statt. Erschienen waren außer dem Magistrat und den Stadtverordneten der Vorstand der Schützenkompanie, die Obermeister der Innungen, die Magistratsbeamten und Unterbeamten sowie Hilfsarbeiter und eine Anzahl dem Bürgermeister besonders nahestehender Bürger. Der Platz des Jubilars war mit Girlanden und einer aus Veilchen hergestellten „25“ festlich geschmückt. Vor dem Platz stand ein von den Hilfsarbeiterinnen gespendeter prachtvoller Blumenkorb. An einer der Querseiten des Saales hatte das Geschenk der Stadtvertreter und Freunde, eine Standuhr, Aufstellung gefunden. Als diese Uhr zum 11. Schläge ausholte, wurde der Jubilar von Senator Kausch und Landrichter Dr. Hustädt an seinen Platz geleitet.

Dann hielt Senator Arndt folgende Ansprache: Im Jahre 1892 wurden Sie, verehrter Herr Geheimer Hofrath durch S. K. H. den Großherzog auf den verantwortlichen Posten als Bürgermeister der Residenzstadt Neustrelitz berufen und zum 25. April desselben Jahres in Ihr Amt eingeführt. Heute am 25. April 1917 haben sich die Mitglieder des Magistrates, die Stadtverordneten, die Magistratsbeamten und Vertreter Ihrer Freunde hier zu Ihrem Jubiläum versammelt, um Sie zu feiern. Ich kann es im Namen der Stadtgemeinde aussprechen: Sie haben das Ihnen entgegengebrachte Vertrauen durch Ihre Handlungsweise geehrt und durch 25 Jahre Ihrer verantwortungsreichen Amtsführung einzig das Wohl der Stadt und ihrer Bewohner im Auge gehabt.

Unter Ihrer tatkräftigen Leitung haben wir ein dem Allgemeinwohl sich anpassendes Schlachthaus erhalten, die Stadt wurde mit Wasserversorgung und im Anschluß hieran mit Kanalisation versehen. Ferner haben Sie dazu beigetragen, daß das Gaswerk in städtischen Besitz gelangt ist. Denken wir ferner zurück an das damalige Stadtbild der Residenzstadt und vergleichen wir es mit dem heutigen nach 25 Jahren. Welche Straßen sind während Ihrer Bürgermeisterzeit entstanden: Augustastraße, Friedrich-Wilhelm-Straße, Elisabethstraße, Hohenzieritzer Straße, Twachtmannstraße. Wir müssen einen ganz erheblichen Aufschwung in dieser Hinsicht konstatieren, den wir Ihnen, Herr Bürgermeister, zum größten Teil verdanken. Wir wissen, wie gerne Sie noch mehr für die Stadt und deren Einwohner geschaffen hätten, wenn nur der Stadtsäckel ergiebig genug gewesen wäre. Es hieß stets nach unseren Verhältnissen sparsam wirtschaften. So ist es mir denn zu Ihrem heutigen Jubiläum eine besondere Ehre, Sie verehrter Herr Bürgermeister im Namen des Magistrats, der Stadtverordneten, der Magistratsbeamten und Freunde zu begrüßen und Ihnen unsere aufrichtigsten Glückwün-



Die Sekunda des Carolinums zu Neustrelitz, Weihnachten 1864.
Stehend (von links nach rechts): Karl Kraepelin, Hermann Seyberlich, Adolf von Bülow,
Richard Petermann, Bernhard von Bülow, Heinrich Adermann;
sitzend (von links nach rechts): Mortimer Brunswig, Christian Mewis,
Karl Köpkel, Ewald Wohlfahrt, Rudolf Jahn.

sche auszusprechen. Der Magistrat hat Sie in Anerkennung Ihrer Verdienste zum Ehrenbürger der Residenzstadt Neustrelitz ernannt, und überreiche ich Ihnen hiermit den Ehrenbürgerbrief. Ihre Mitarbeiter und Freunde haben Ihnen als Gedenken dieses Tages eine Standuhr gespendet. Mögen Sie, so Gott will, noch weitere Jahre in Rüstigkeit und Frische Ihres Amtes walten.

Darauf ergriff Stadtsekretär Teschner das Wort zu folgender Ansprache: „Hochzuverehrender Herr Geheimer Hofrat! Im Anschluß an die Rede des Herrn Senators Arndt, der im Namen Ihrer Mitarbeiter Glückwünsche zu Ihrem 25jährigen Jubiläum als Bürgermeister der Residenzstadt Neustrelitz ausgesprochen hat, spreche auch ich namens der Magistrats-Beamten und Unterbeamten den Wunsch aus, daß es Ihnen weitere Jahre vergönnt sein möge, über das Wohl unserer Vaterstadt zu wachen, auf daß wir noch lange da, wo es das Gemeinwohl und die Fürsorge der Magistratsbeamten gilt, uns Ihres Rates und Beistandes erfreuen können. Hoffen und wünschen wir, daß der unbeschreiblich grausame Weltkrieg sich bald seinem Ende nahen möge zu Gunsten unseres durch Neid und Mißgunst befehdeten Vaterlandes. Gerade die Erfüllung dieses Wunsches dürfte für einen Bürgermeister, der seine ganze Kraft für das Wohl der Einwohner und des Vaterlandes hat einsetzen und opfern müssen, die größte Genugtuung, der größte Dank sein. Möge es Ihnen aber auch dann noch vergönnt sein, wieder Kraft zu sammeln, um Ihren Lebensabend an der Seite Ihrer Gattin in Rüstigkeit und Frische beschließen zu können. Das walte Gott! Als Zeichen der Verehrung haben sich die Beamten des Magistrats gestattet, Ihnen zur Erinnerung an diesen Tag ein kleines Geschenk in Form eines Schreibzeuges zu spenden.“

Bürgermeister Geh. Hofrat Wohlfahrt führte in seiner Entgegnung folgendes aus: „Für die Ehrung, die mir heute zuteil wird an meinem 25jährigen Amtsjubiläum, für die Glückwünsche und Worte der Anerkennung, für die prachtvollen Geschenke herzlichsten Dank. 25 Jahre blicke ich heute auf mein Amt als Bürgermeister hiesiger Haupt- und Residenzstadt zurück, 25 Jahre, ein Vierteljahrhundert, ein bedeutungsvoller Abschnitt im menschlichen Leben. Bei dem Rückblick, den ich heute morgen auf meine 25jährige Arbeit getan habe, ist in mir die Erinnerung an so manches, was weit zurück liegt, lebendig geworden. Zunächst die Erinnerung an den 25. April 1892, als mein alter Schulfreund, der Amtsrichter Schumann als Großherzogl. Kommissarius mich hier in mein Amt einführte und vereidete. Ihn und viele andere, die damals Zeugen gewesen sind, deckt längst der kühle Rasen. Nur noch wenige von ihnen sind heute hier anwesend. Ferner wurde die Erinnerung wach an so vieles, was in mancher Amtsberatung mit meinen Mitarbeitern und z. T. auf meine Anregung hin für Neustrelitz geschaffen und ins Leben gerufen ist. Gerne denke ich an die Zeiten, in denen alles geplant, entworfen und ausgeführt ist, an die vielen Magistratssitzungen, an die Verhandlungen mit den Behörden, den Stadtaltermännern und später mit den Stadtverordneten, an die Berichte an die Großh. Landesregierung und später an das Ministerium, an die Vorträge, die ich den 3 Landesherren, denen ich gedient habe, gehalten habe. Ich denke aber auch zurück an die Unannehmlichkeiten und Angriffe, an die Verleumdungen und Verdächtigungen, wenn auch nicht gerne, so doch ohne Groll.

So sehr ich offene, sachliche Gegnerschaft schätze, ehrliche andere Ansicht ehre, so sehr verachte ich diejenigen, die aus dem Hinterhalt giftige Pfeile schießen, die zu feige sind, ihre Angriffe mit ihrem Namen zu decken. Die oberste Richtung für meine Amtsführung war stets, daß ich ehrlich bestrebt war, jedem das Seine zu geben. Mußte ich strafen, so tat ich es ungerne, und wo es anging, ließ ich Milde walten. Die stadtverfassungsmäßigen Rechte der Bürgerversammlung habe ich stets geachtet, weil ich weiß, daß die tätige Mitarbeit der Bürgerschaft nicht nur praktische Wege weist, sondern auch eine Quelle neuer Anregung ist. Diese Grundsätze will ich weiter befolgen, so lange ich noch im Amte bin. Wie lange noch, dann werde ich auch zum alten Eisen geworfen und muß einer jungen, frischen Kraft Platz machen. Lange währt es nicht mehr. Die Jahre machen sich schon unliebsam bemerkbar. Schmerzlich empfinde ich es, daß die körperlichen Kräfte nicht mehr auf der Höhe sind, jetzt aber, in dieser ersten Zeit, wo die schwächste Kraft zu verwenden ist, könnte ich mich nur entschlie-



Hofrat Ewald Wohlfahrt, Ritter hoher Orden, in der Hofuniform.

ßen, aus dem Amte zu scheiden, wenn die dringendste Notwendigkeit vorliegt. So lange will ich mich bemühen, mein Amt nach besten Kräften zu verwalten. An gutem Willen dazu fehlt es nicht. Ich bitte nur, nicht zu hart zu urteilen, wenn manches nicht so klappt, wie es sollte.

Der Redner dankte zum Schluß für alle Ehrungen, die ihm erwiesen, dankte seinen Mitarbeitern im Magistrat und den Stadtverordneten für ihr ihm geschenktes Vertrauen, dankte den Beamten für ihren Fleiß und ihre Gewissenhaftigkeit gerade in dieser schweren Zeit und sprach die Hoffnung aus, daß nach hoffentlich nicht mehr all zu fernem Friedensschluß Neustrelitz ungeschwächt in seiner wirtschaftlichen Kraft aus dem furchtbaren Kriege hervorgehen und sich im Frieden zu neuer Blüte entwickeln möge. Damit schloß die Feier, an die sich die Übermittlung der Glückwünsche im Hause des Jubilars anschloß.

Der Ehrenbürgerbrief, unterschrieben von den Senatoren Cordua, Paul Arndt, Kausch und Dr. Hustädt sowie dem Stadtsekretär Teschner hat folgenden Wortlaut: Ehrenbürger-Brief. Wir, der Magistrat der Grossherzoglichen Haupt- und Residenzstadt Neustrelitz bekunden hierdurch, dass wir dem Bürgermeister, Geheimen Hofrat Herrn Ewald Wohlfahrt das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt verliehen haben, in Anerkennung sowohl seiner fünfundzwanzigjährigen gewissenhaften, treuen und zuverlässigen Amtsführung als auch als Beweis unserer und der ganzen Bürger- und Einwohnerschaft Dankbarkeit. Urkundlich unter unserer Unterschrift und Befügung unseres Stadtsiegels geschehen. Neustrelitz, den 25. April 1917. Der Magistrat.

Herzliche Freundschaft hat Bürgermeister Ewald Wohlfahrt sein Leben lang mit dem Reichskanzler Bernhard Fürst von Bülow verbunden, der Schulkamerad von ihm war und mit ihm an einem Tage Geburtstag hatte. In seinen „Denkwürdigkeiten“ (Vierter Band, Jugend- und Diplomatenjahre, herausgegeben von Franz von Stockhammern, im Verlag Ullstein, Berlin, Seite 68) schreibt Bernhard Fürst von Bülow: „Alt-Strelitz war noch kleiner als Neu-Strelitz, es hatte kaum zweitausend Einwohner. Amts- und Stadtrichter in Alt-Strelitz war der Vater meines Schulfreundes Wohlfahrt, der am selben Tag geboren war wie ich. Wir sind durch unser ganzes Leben Freunde geblieben. Ewald Wohlfahrt war, nachdem er ein gutes Referendar- und ein noch besseres Assessor-Examen abgelegt hatte, Bürgermeister von Stargard geworden. Als er sich in dieser Stellung bewährt hatte, rückte er zum Bürgermeister von Neu-Strelitz auf. Als er auch diese Stufe der Leiter erklimmen hatte, schrieb er mir, nun bliebe ihm kaum noch etwas zu wünschen übrig. Die Vorsehung meinte es aber so gut mit ihm, dass er nach mehrjähriger Tätigkeit als Bürgermeister von Neu-Strelitz großherzoglicher Hofrat wurde. Da ließ er sich in seiner schönen Uniform photographieren und schickte mir sein Bild. Ich hielt ihn damals für einen der wenigen wirklich zufriedenen Menschen, die mir begegnet sind. — Aber ich hatte ohne den Weltkrieg und ohne den Zusammenbruch des alten, glücklichen Deutschland gerechnet, die auch in diesen stillen Wirkungskreis eingriffen. Mein Freund Wohlfahrt litt nicht nur als treuer Patriot, der er war, unter dem Unglück des Vaterlandes, sondern er mußte mit ansehen, wie vieles, was er in seinem kleinen Kreise mit Verständnis und Liebe gehegt und gepflegt hatte, durch den Umsturz zerstört wurde. Er schrieb mir darüber im Frühjahr 1923: „Wenn Du vor Jahren einmal wieder nach Neu-Strelitz gekommen wärst, würdest Du Dich in der alten Residenzstadt, in welcher Zucht, Ordnung und Sauberkeit herrschten, wohlgeföhlt haben. Jetzt aber würdest Du Dich wundern über die traurigen Zustände, welche hier seit 1919 bestehen. Ich bedaure, mein Leben hier beschließen und täglich sehen zu müssen, wie das, was ich mir mit Mühe und Sorgfalt aufgebaut habe, nunmehr in kurzer Zeit niedergerissen und zerstört wird. Diejenigen, welche ehemals begierig nach einem Blicke, einer Anrede Serenissimi haschten, sind jetzt die eifrigsten Anhänger der Republik und haben schnell vergessen, was wir unserem Fürstenhause schulden an Dank für das, was sie einst getan, und an Mitgeföhll für das, was sie jetzt leiden müssen. Es ist wahrlich kein Vergnügen für mich, den ehemaligen Consul loci, das alles sehen und fühlen zu müssen, und nicht nur einmal, sondern täglich.“

Im Hof- und Staats-Handbuch für 1912 ist Ewald Wohlfahrt sechsmal aufgeführt und zwar als Notar, als Kirchen-Oekonom für die Stadtkirche, für den Schulvorstand der Stadtschule, als Standesbeamter für Neustrelitz I und Neustrelitz II, als Vorstandsmitglied der Ersparnis-Anstalt Neustrelitz und als Bürgermeister der Residenzstadt Neustrelitz.

An Orden wurden ihm verliehen die silberne Verdienstmedaille mit Schwertern (25. Mai 1871), die aus erbeuteter Kanonen-Bronze gestiftete Kriegs-Denk Münze für Combattanten (31. Dezember 1871), die II. Klasse der Landwehr-Dienstauszeichnung der Königlichen 34. Infanterie-Brigade (1. Oktober 1882), der Rothe Adler-Orden vierter Klasse (23. Februar 1893), die Erinnerungsmedaille aus erbeuteter Kanonen-Bronze zum 100. Geburtstag Kaiser Wilhelms I (16. Juni 1898), ein russischer Orden, wahrscheinlich zur Erinnerung an den Besuch des Zaren Nikolaus I. (22. Mai 1899), das Ritterkreuz 1. Klasse des Albrechtordens, verliehen von Friedrich August, König von Sachsen (1. Dezember 1910), der Königliche Kronenorden dritter Klasse des Königs von Preußen, (7. Juni 1911), die Gedächtnismedaille für den Großherzog Adolf Friedrich V. (22. Juli 1914), das Verdienstkreuz für Kriegshilfe des Königs von Preußen (9. Oktober 1917), das Mecklenburg-Strelitzsche Kreuz für Auszeichnung im Kriege am roten Bande (28. September 1918).

„Unter besonderer Anerkennung der Verdienste, welche Sie sich um die Entwicklung der Stadt Neustrelitz erworben haben, wird ihnen die nachgesuchte Entlassung aus Ihrem Amte zum 1. Januar 1919 hierdurch erteilt.“ Das ist die letzte Urkunde dienstlichen Charakters. Noch einige Jahre hat mein Großvater dann gelebt und ist am 5. Februar 1926 verstorben.

Der Text der Familienanzeige lautete: Heute vormittag gegen 11 Uhr entschlief sanft im 77. Lebensjahre, nach einem arbeitsreichen, gesegneten Leben mein lieber Mann, unserer guter Vater und Großvater, der Geheime Hofrat, Bürgermeister a. D. Ewald Wohlfahrt, Ritter hoher Orden. In tiefer Trauer Marie Wohlfahrt, geborene Blanck. Die Stadt Neustrelitz widmete ihm folgenden Nachruf: Nach kurzem Krankenlager endete heute ein sanfter Tod das arbeitsreiche Leben des Herrn Bürgermeisters Geheimen Hofrats Ewald Wohlfahrt, Ehrenbürger der Landeshauptstadt Neustrelitz. Herr Geheimer Hofrat Wohlfahrt hat fast 27 Jahre an der Spitze der hiesigen Stadtverwaltung gestanden. In seiner Amtszeit fällt ein bedeutender Teil der wichtigsten Entwicklung der Stadt, die seiner stets vorwärtsstrebenden Wirksamkeit und Förderung viel zu verdanken hat. In guten und schlechten Zeiten hat er die Geschicke der Stadt zu ihrem Besten geleitet. Sein Andenken wird stets in Ehren gehalten werden. Neustrelitz, 5. Februar 1926. Rat und Stadtverordneten-Versammlung (Dr. Heipertz, Drewes).

Über den Tod und die Beisetzung berichteten die Landeszeitung und der General-Anzeiger. „Gestern starb hier unser früherer Bürgermeister Geh. Hofrat Wohlfahrt. Der Verstorbene war am 3. Mai 1849 als Sohn des Landgerichtsrats Wohlfahrt geboren. Nach Absolvierung des hiesigen Gymnasiums studierte er in Jena und Rostock die Rechte. In Rostock bestand er das Advokatenexamen (die 2. juristische Prüfung wurde erst 1879 eingeführt). Hierauf war er Advokat in Schönberg und von 1879 bis 1892 Bürgermeister in Stargard. Ostern 1892 wurde er Bürgermeister von Neustrelitz als Nachfolger des verstorbenen Bürgermeisters Rat Buttel. Großherzog Friedrich Wilhelm ernannte ihn 1893 zum Rat und 1900 zum Hofrat. Im Jahre 1914 wurde er Geheimer Hofrat, während ihm die Landeshauptstadt am 25. April 1917 das Ehrenbürgerrecht verlieh. In seiner Neustrelitzer Amtszeit fiel eine bedeutsame Entwicklung unserer Stadt. Die Auguste-, Elisabeth-, Twachtmann, Adolf Friedrich- und Hohenzieritzer Straße entstanden damals. Großes Verständnis hatte er für sanitäre Anlagen. Der städtische Schlachthof wurde 1897, das Wasserwerk in den Jahren 1900 bis 1901, die Kanalisation in den Jahren 1907 bis 1908 erbaut, und endlich erwarb die Stadt im Jahre 1914 das Gaswerk. Die erste Städteordnung von 1912 stammt von ihm. Sie trat am 1. Januar 1913 in Kraft. An diesem Tage fand die Konstituierung der Stadtverordnetenversammlung statt. Geheimer Hofrat Wohlfahrt leitete die Geschicke der Stadt bis

zum 31. Dezember 1918 und lebte seit jenem Zeitpunkt hier im Ruhestande. Er, der als Kriegsfreiwilliger den Feldzug von 1870/71 mitmachte, hat noch an dem letzten Veteranenappell in Neustrelitz in voller Rüstigkeit teilgenommen. Das Wohl und Wehe der Veteranen von 1870/71 lag ihm ganz besonders am Herzen. Bekanntlich war der Verstorbene ein Mitschüler des früheren Reichskanzlers von Bülow, mit dem er bis zuletzt noch eifrig korrespondiert hat. Beide hatten an demselben Tag Geburtstag. Die Verdienste, die sich Geh. Hofrat Wohlfahrt als langjähriger Leiter unseres Gemeinwesens erworben hat, finden auch in einem gemeinsamen Nachruf von Rat und Stadtverordnetenversammlung ihre Würdigung. Mit ihm ist eine markante Persönlichkeit der Landeshauptstadt aus dem Leben geschieden. Das Rathaus hat zum Zeichen der Trauer die Stadtflagge auf Halbmast gesetzt.

„Unter überaus reger Beteiligung der hiesigen Bevölkerung wurde gestern Nachmittag der am 5. d. Mts. verstorbene langjährige Bürgermeister unserer Stadt Geh. Hofrat Wohlfahrt zu Grabe getragen. Im Trauerhause hielt Herr Oberkirchenrat Ahlers, ein Altersgenosse und langjähriger Freund des Entschlafenen, die Trauerandacht, welcher er das Bibelwort „Die Liebe höret nimmer auf“ zugrunde legte. Der Geistliche führte aus, mit welcher Liebe der Verblichene an seiner Familie geangen habe und wie er bei Verwaltung seines Bürgermeisteramtes, das er 12 Jahre in Stargard und 27 Jahre in unserer Stadt inne gehabt habe, namentlich, wenn es sich um Arme und Bedrängte gehandelt, vom Geiste der Liebe habe leiten lassen. Seine Liebe zum Vaterlande habe er dokumentiert, als er, damals Jenenser Student, im Jahre 1870 als Kriegsfreiwilliger in den Krieg gezogen sei, mit Liebe habe er an seiner Vaterstadt Neustrelitz geangen und mit Liebe habe er zu seinen Jugendgenossen, zu denen auch der am selben Tage mit dem Entschlafenen geborene frühere Reichskanzler Bernhard von Bülow gehört habe, gestanden.

Besonders feierlich gestaltete sich die Trauerandacht durch Gesänge des Kirchenchores, hatte der Verstorbene doch während seiner ganzen hiesigen Amtszeit auch das Amt eines Kirchenökonomus gekleidet. Dann wurde der Sarg durch Mitglieder der Feuerwehr auf den Leichenwagen gesetzt und der lange Trauermarsch, dem die Bredow'sche Kapelle, Trauerweisen spielend, der Kriegerverein und die Feuerwehr voranschritten, setzte sich in Bewegung. Hinter dem Sarge folgten zunächst die Angehörigen, dann die Mitglieder des Rates der Landeshauptstadt und der Stadtverordnetenvorsteher mit den Stadtverordneten. Auch die Räte der Nachbarstädte Neubrandenburg, Stargard und Altstrelitz waren durch Deputationen vertreten. J. K. H. die Großherzogin Elisabeth hatte als ihren Vertreter General von Derschau entsandt. Auch Staatsminister Dr. Hustaedt und Landtagspräsident Gundlach befanden sich unter dem großen Trauergefolge. Von den städtischen Angestellten und von Schülern wurden große wunderschöne Kränze getragen. Auf dem Friedhofe wurden drei Ehrensalven über das offene Grab abgegeben. Der Geistliche sprach Gebet und Segen. Die Neustrelitzer Bevölkerung wird ihrem Bürgermeister Wohlfahrt, der sich um die Entwicklung der Stadt ein großes Verdienst erworben hat, allzeit Andenken bewahren.“

Marie Auguste Elise Blanck, geboren am 25. Juni 1860 als Zwillingschwester von Helene Auguste Elise (gestorben am 22. Juni 1876 war eine Tochter des Gutspächters Carl Ludwig Adolph Blanck in Warlin (vorher zu Matzdorf) und seiner Ehefrau Ottilie Denzin, geboren am 12. Mai 1826 und gestorben am 12. Dezember 1910 in Neustrelitz. Sie hatte acht Geschwister: Robert, Alfred, Wilhelm, Paul, Helene, Ida, Olga und Carl.

Nach den „Nachrichten über die Familie Blanck in Mecklenburg, gesammelt von Dr. med. G. F. A. Blanck, geordnet und 1908 im Druck herausgegeben von F. Blanck, Brüssel“, erweitert und ergänzt von Dr. H. Constantin Blanck in Schleswig (1973) erwiesen sich als wertvolle Quellen und Hilfsmittel für die Nachforschungen aus der frühesten Zeit die Kirchenbücher von Goehren und Badresch, sowie die Akten der Großherzoglichen Kammer zu Neustrelitz; für die späteren Zeiten sind benutzt worden die Kirchenbücher von Warlin, Neubrandenburg, Wulkenzin, Fürstenwerder, Teschendorf, Naddemin, Warbende, Kaebelich, Tetevin bei Anclam und Breesen, ferner die Mecklenburg-Schwerinschen und Strelitz'schen Anzeigen, der Pachtcontract von Warlin



H. Wienc R. Schumann, B. Zanzig W. Heinrichs A. Grob Becker W. Hardow
G. Michael W. Westphal E. Krüger E. Bressel P. Steinmann R. Buhrow E. Heyn
E. Lübkol W. Mau H. Wohlfahrt H. Müller G. Pichler

(Neustrelitz, 4. Dezember 1779), der an Carl Christian Blanck erteilte Lehnbrief wegen Wrechen (Neustrelitz, 18. Januar 1818) und endlich schriftliche Mitteilungen der Familienmitglieder.

Nach einer mündlichen Überlieferung sollen die Blanck'schen Vorfahren in Schweden gelebt haben und von dort nach Mecklenburg gegangen sein. Wann sie indessen in Mecklenburg angekommen sind, und was sie veranlaßt hat aus Schweden fortzugehen, darüber existieren nur Vermutungen und man nimmt an, daß sie ihr Hab und Gut teils durch die inneren Unruhen in Folge politischer Parteiungen, teils durch die vielen Kriege, welche Schweden mit den benachbarten Staaten führte, verloren und im 17. oder zu Anfang des 18. Jahrhunderts von dort ausgewandert sind. Der erste der Blanck'schen Vorfahren, über den authentische Nachrichten zu erhalten waren, war Christian Blanck, geboren 1708, bereits seit dem 22. April 1745 Frei- und Lehnschulze zu Plath, Parochie Goehren bei Woldegk. Später war er Pächter in Watzkendorf und von Johannis 1769 an Pächter der Herzoglichen Domäne Broda bei Neubrandenburg. Er starb zu Broda am 2. Juli 1744 im 67. Lebensjahr. Sein jüngster Sohn Georg Gabriel Christian Blanck, geboren 15. Februar 1756 zu Broda, nahm von Johannis 1781 an Warlin in Pacht. Als er Warlin übernahm, mußte er 1000 Thaler in altem vollwichtigen Golde als Vorschuß bei der Rentei in Neustrelitz deponieren und für die Zeit von 1781 bis 1793 eine jährliche Pachtsumme von 1282 Thalern in Gold zahlen. Seine Gemahlin war Ulrike Justine Johanne Duncker, geboren in Aurose bei Anclam in Pommern, gestorben am 14. November 1826 in Klein-Nemerow. Georg Gabriel Christian Blanck starb am 15. April 1809 in Warlin. Nach seinem Tode hatten seine Erben gemeinschaftlich Warlin von Joh. 1809 bis 1812 in Pacht. In seinen letzten Lebensjahren hatte er große Einbuße durch die zahlreichen Durchzüge fremder Truppen, unerwartete Einquartierungen und Requisitionen von Naturalien und barem Geld. Aktenmäßig steht fest, daß Warlin im Jahre 1806 von den Franzosen arg geplündert wurde. Sein Verdienst ist die Rettung des Königlich-Preußischen Neustadt-Eberswalder Gestüts, welches nach der unglücklichen Schlacht bei Jena in Warlin untergebracht und nahe daran war, von den Franzosen geraubt zu werden. Als er nämlich erfuhr, daß den Franzosen das Gestüt verraten worden sei, ließ er die Pferde in Scheunen und im Gehölz verbergen. Zugleich eilte sein Sohn Carl Blanck nach Neubrandenburg, verschaffte sich Zutritt zum Marschall Bernadotte und erhielt von diesem nach vielen Bitten eine Sauvegarde für Warlin. Dieselbe lautet: „Grande Armee, ler Corps Empire Francais. Au Nom de l'Empereur! Les officiers et militaires francais sont invites de respecter la Personne de M. Blanc et ses propriétés dans la commune de Varlin. Adjudant commandant, Adler, Empire Francais. Par ordre du Prince: Bernadotte, L'Adjudant-General, Luthier.“

Sein ältester Sohn, der großherzogliche Amtmann Johann Christian Friedrich, geboren am 11. April 1783, besuchte die Schule zu Neubrandenburg, erlernte die Landwirtschaft bei seinem Vater und bewirtschaftete nach des Vaters Tode zusammen mit seinem Bruder Carl Warlin für die Erben. Ihrer Umsicht und Tätigkeit ist es zu verdanken, daß sich die Verhältnisse der hinterbliebenen 11 Kinder einigermaßen günstig gestalteten. Zur Ausrüstung vaterländischer Erben stifteten die Blanckschen Erben im April 1813 als freiwillige Gabe 2000 Thaler Gold. Von Joh. 1812 an pachtete Friedrich Blanck Warlin, das er bis zu seinem Tode ununterbrochen in Pacht behielt. Am 16. Juni 1851 ernannte ihn der Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz zum Amtmann. Er war ein jovialer Herr und zu jedem guten Scherz aufgelegt. Ein Beispiel dieser Art ist durch Fritz Reuter in „Läuschen und Rimels“ (Band 1, Gedicht 15) „De Gedanken tau Pird“ verewigt worden. Er starb am 15. Juni 1857. Vermählt war er mit Margaretha Juliane Sophie Roggenbau, geboren 1784 zu Teschendorf, der ältesten Tochter des Pastors Otto Wilhelm Christoph Roggenbau zu Warlin, gestorben am 14. April 1861 in Warlin.

Die Eltern von Marie Wohlfahrt, geborene Blanck waren Carl Ludwig Adolf Blanck und Marie Friederike Ottilie Denzin, mit der er sich am 19. August 1853 in Warlin vermählte. Carl Blanck, zweiter Sohn des Amtsmannes J. C. Friedrich Blanck,

erhielt seine Erziehung und Unterricht im elterlichen Hause und widmete sich darauf der Landwirtschaft unter Leitung seines Vaters. Er nahm sodann zuerst Matzdorf in Pacht und nach dem Tode des Vaters Warlin. Er widmete sich mit großem Eifer der von ihm in Warlin gegründeten Rambouillet-Schäfferei, die er jedoch in den letzten Jahren wieder eingehen ließ, als die Konkurrenz zunahm. Als er 1876 die Stadt Neubrandenburg mit frisch geschlachtetem Hammel- und Rindfleisch versorgte, wurde dies von der Neubrandenburger Einwohnerschaft mit großem Dank aufgenommen und fand bald Nachahmung (Mecklenburger Anzeiger 1876 für Mecklenburg-Strelitz, Nr. 268). Schon 1872 stiftete er für die Kirche in Warlin ein sechstes Register für die Orgel; vom 1. Januar 1876 bis Mitte April 1877 war er Standesbeamter für den Standesamtsbezirk Warlin.

Seine Frau Marie Friederike Ottilie Denzin, geboren am 12. Mai 1826 in Warlin, war Tochter des Kirchenrats Carl Friedrich Theodor Denzin in Warlin (geboren am 20. Juni 1787 in Goehren, gestorben am 3. März 1868 in Neubrandenburg) und dessen Ehefrau Henriette Sophie Marie Denzin, geborene Knorre (geboren am 3. September 1796 in Jarchow, Mecklenburg-Schwerin, gestorben am 7. Juni 1848 zu Warlin). Carl Friedrich Theodor Denzin, ein Pastorensohn aus Goehren, studierte von 1805 bis 1807 in Rostock, machte die Freiheitskriege im Mecklenburgischen Husaren-Regiment mit, wurde Offizier und Ritter des Eisernen Kreuzes. Seinem Vorgänger Otto Wilhelm Christof Roggenbau (und Onkel) adjungiert, wurde er 1816 eingeführt, 1839 Präpositus der Neubrandenburger Synode, 1866 Kirchenrat und zugleich emeritiert. Seine Ehefrau Henriette Sofie Marie Knorre, Tochter des Pächters Ludwig Knorre zu Pragsdorf (geboren 31. September 1762 in Hamburg als Sohn des Münzmeisters in Schwerin, Stralsund und Hamburg — geboren 23. März 1727 in Clausthal am Harz) starb am 12. Dezember 1910 in Neustrelitz. Sein Sohn Carl Ludwig Friedrich Denzin (geboren am 14. September 1819 in Warlin, gestorben am 21. Mai 1884 in Grünewald/Pommern) war Landwirt; zunächst Gutspächter auf Neuhof, dann Rittergutspächter auf Groß Spiegelberg bei Blumenhagen/Ückermark und später auf Gut Grünewald/Pommern. Sein Bild finden wir in „Fritz Reuter als Zeichner und Maler“ von Willi Fingerhain (Verlagshaus Christian Wolff GmbH, Flensburg, 1968), wo er als „Freund aller Tagelöhner“ bezeichnet wird. Im Kapitel „Oberinspektor Denzin und Gutsleve Reuter“ heißt es neben der mit Unterschrift versehenen Zeichnung: Gutsobersinspektor Denzin sah alles, hörte alles, verstand alles, lehrte alles und war der zünftige Lehrmeister des jungen Klutenpedder Fritz Reuter, der die Landwirtschaft liebte. Im fünften Kapitel der „Festungstid“ preist er den Segen der Landwirtschaft; manche Stunde wandelte er mit Herrn Denzin über die Breiten der Markungen von Rittermannshagen und Basedow; die Landwirtschaft hatte ihn nach den sieben Jahren der Haft wieder gesund gemacht, hatte ihm, nach seinen eigenen Worten, wieder „frischen Mut in die Adern gegossen“. Angetan mit gelben Stulpenstiefeln, kurzen Hosen, Leinwandkittel und Strohhut, war er als „Hellschen Kirl“ anzusehen, und Schuster Bank lobte ihn: „Fritzing“, säd hei, „mit Utnam von oll Bäcker Haufnageln hest Du de dicksten Waden in de ganze Stadt. . .; — Unter solch ländlicher Lebenslust entstand ein sinnreiches „Erntelied“. „Ik segen de Landwirtschaft, sei het mi gesund makt un hatt mi frischen Maud in de Adern gaten. Un wenn einer ok nich so vel dorbi lihren deiht as en anner, de bi dat allergelihrteste Mastfauder up'ne Uneversität smeten is, so gicot dat doch vel tau beachten. . .“ (Vergleiche Reuters Werke, Bd. II „Ut mine Festungstid“, Seite 224 f.)

Laut Brockhaus Enzyklopädie ist Lenins Mutter eine geborene Blank. Neuere Forschungen haben ergeben, daß Lenins Vorfahren aus Lübeck stammen. Als etwa Zwanzigjähriger wanderte der dort im Jahre 1766 geborene Johann Gottlieb Grosschopf, Sohn eines Lübecker Kornmaklers, nach St. Petersburg aus und heiratete 1793 die Tochter eines Goldschmieds schwedischer Herkunft. Aus der Ehe gingen vier Söhne und zwei Töchter hervor, von denen Anna den Arzt Alexander Blank heiratete. Die jüngste Tochter der sechs Kinder aus dieser Ehe, die 1835 geborene Maria, heiratete Ilja Nikolajewitsch Uljanow, einen höheren Beamten des Schulwesens, und brachte am 22. April

1870 ihren Sohn Wladimir Iljitsch zur Welt, der als 30jähriger den politischen Decknamen Lenin annahm. (Hermann Weber, Lenin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, August 1970).

Über die Herkunft des Namens Wohlfahrt heißt es im Deutschen Namenlexikon von Hans Bahlow (Suhrkamp Taschenbuch 65, Frankfurt/Main 72, Seite 568: Wohlfahrt (oberdeutsch — schlesisch — sächsisch): umgedeutet aus Wolfhart = Wolfskühn, so noch um das Jahr 1500; gemeint ist der Nibelungenrecke und Neffe Hildebrands, beliebt einst vor allem in Adels- und Ritterkreisen: Ritter Wolfhart von Czdelicz, Hauptmann zu Glatz (um 1375); Joh. Wolfhart 1371 Breslau, Wolf Wohlfahrt, 1484 Ölsnitz/Sachsen, Magister Wolffahrt, Spangenberg, 1606. Koseform: Wölfel, Wölfle, Wölfelin von Heidenheim, 1355, Würzburg. In der Lebensbeschreibung Herr Gözens von Berlichingen, zugenannt mit der Eisernen Hand, ins Neuhochdeutsche übertragen von Karl Müller (Philipp Reclam jun., Stuttgart) heißt es: „Das Silbergeschirr, um welches der Abt klagte, hat man später nach seinem Tode unter seinem Bett gefunden; daraus ist klar, daß er es selbst hat entwenden und behalten wollen. Das hat mir einer meiner Pfarrherren, namens Friedrich Wohlfarth, mitgeteilt, ein frommer, ehrlicher Mann, von dem man nie eine Lüge gehört hat, und der länger als fünfzig Jahre mein und meiner Brüder Pfarrer zu Jaxtgauen und Neustadt gewesen ist.“

Die zwei Turmuhren

Zwei Kirchturmuhren schlagen hintereinander,
weil sie sonst widereinander schlagen müßten.
Sie vertragen sich wie zwei wahre Christen.
Es wäre dementsprechend zu fragen:
warum nicht auch die Völker
hintereinander statt widereinander schlagen.
Sie könnten doch wirklich ihren Zorn
auslassen, das eine hinten, das andre vorn.
Aber freilich: Kleine Beispiele von Vernunft
änderten noch nie etwas am großen Narreteispiele der Zunft.

Christian Morgenstern

Der Marquis von Keith

Von Fritz Hagemann

Im Jahre 1900 reißt der Dichter noch einmal einen neuen Weltstoff in seine gestaltende Mitte: das alte Urerlebnis im ungeistigen Raume schafft ein harmonisches, großes Werk, den „Marquis von Keith“.

„Seit zwanzig Jahren bringt die Literatur nichts als Halbmenschen zustande; Männer, die keine Kinder machen und Weiber, die keine gebären können. Das nennt sich modernes Problem“ — sagt Alwa Schön in der Büchse der Pandora.

Das ist die alte Absage gegen Hauptmann und Ibsen, deren Welten für Wedekind blosses, zivilisatorisches Wach-Sein bedeuten mußten. Über der Stille des bürgerlichen Lebens spannt er in seinen besten Jahren den Bogen einer glühenden Welt, immer sehnsüchtig nach dem wenigen halbverschütteten bluthaften Sein, das noch hier und da spärlich zwischen den Alltagskulissen atmet. Im Marquis von Keith brandet echt Wedekindsches Sein und wertet seine Pole gegen die matten der Zwischenwelt. Der Kampf tobt wieder glühend, hetzend gegen die Umwelt; Schatten aus der Zwischenwelt, wie Scholz, tauchen auf, ähnlich wie in Frühlings Erwachen das hemmungslose Da-Sein störend. Der Dichter gewinnt die alte, großartige Distanz zur Welt und wertet auf der Höhe des Lebens das Für und Wider seines Sinn-Bildes. Erdgeist, der Kammer-sänger und Keith stehen auf gleicher Steile der Gestaltung.

Die „große Welt“ ist Boden der Handlung, München der Schauplatz.

Der Marquis von Keith ist Pol des Geschehens, wie Lulu im Erdgeist. Sein Name ist angenommen; er stammt aus niederer Sphäre. Ungehemmter Lebenswille und Ernst, eine Gläubigkeit zum großen, brandenden Leben in Spannung, Machtgefühl und Klugheit geben ihm Schwung. Vieles wird ihm Mittel zum ausergiebigsten Lebensgenuß, vieles Streben und Ringen ist in seiner großartigen Spannkraft und Wachhaltung aller Lebenskräfte Selbstzweck. Rassegefühl, Blut, Rhythmus geben Richtung und sind Schicksal: das Da-Sein zersprengt alles blasse Wach-Sein. Das Gefühl unbedingter Sicherheit und schicksalsgewaltigen Glücks ist Lebensmitte. Energie und Leidenschaft umreißen den Tag und geben Tempo und Ziel. Das Machtmittel ist Geld. Intellekt und Geld ist das letzte Stadium einstigen kosmischen Da-Seins im Großstädter späterer Zivilisation. Der Marquis ist ein Phantast des Geldes: er kennt seine Macht und tanzt den letzten Machttanz der großen Städte um das goldene Kalb mit. Sein Ich steht zwischen Intellekt d. h. hier Absicht und Nutzen und leidenschaftlichem Trieb. Das Nicht-Anders-Können getriebener Lebenssehnsucht in allen Fibern des Blutes ist auch Mitte dieser Gestalt. Der Kampf geht wieder um Siegen oder Besiegtwerden. Was zu schwach ist, bleibt zwischen den Hürden liegen. Und Keith will durchs Ziel, koste es, was es wolle. In der bürgerlichen Welt kann er nicht atmen. Keine Moral des Alltags und verblaßter Seelen hemmt seinen einheitlichen Willen. Er ist eine ungebrochene Natur, die aus fester Mitte den Viererzug des Lebens lenkt und in rasende Fahrt reißt. Keiths Offenheit und kühnes Vorgehen, die Einheit der äußeren und inneren Linie gibt eine geschlossene Persönlichkeit.

Ihm steht die Gräfin Werdenfels ebenbürtig zur Seite, in allem sein weibliches Gegenstück, sein Ideal von einem Weibe, die Lulu, die Intellekt geworden ist. Lulu ist Naivität, Triebhaftigkeit, Sehnsucht nach Lebensausfüllung, die ihr niemals ganz wird. Anna, Gräfin Werdenfels ist ganz Bewußtsein, Lebensmitte, unbedingtes Sicherheitsgefühl, die das Da-Sein zur Erfüllung gestaltet nach Mitteln, Lage und Menschen. Für Keith ist sie das Ersehnte: Schönheit, Sinnlichkeit, Gesundheit, Klugheit und ungebro-

chene Willensstärke. Sie kennen sich beide, und ihr Wesen strömt unverstellt zueinander über.

Aus der Zwischenwelt steigt Ernst Scholzens Bild. Er ist Keiths Gegner vom ersten Augenblick an: eine zwiespältige Natur, sehnsüchtig nach tatsächlichem Lebensgenuß und moralisch gebunden an alle bürgerlichen Tugenden, die einen Menschen vom Schlage Keiths verkümmern lassen würden. Scholz pendelt zwischen Gegensätzen haltlos hin und her; er will Genußmensch werden und gleichzeitig „nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft“ sein. Er gebärdet sich eine Minute in gänzlicher Gewissenlosigkeit und trieft in der nächsten von Moral Tendenzen. Er ist die gelungene Karikatur auf die verlogene Moral der Zivilisation, die fern allem wahren Erlebnis der letzte theoretische Ausläufer einer einst wurzelhaften Religion ist. Scholz ist die allegorische Menschennatur des Naturalismus, hier eingetaucht in Wedekindsches Licht und von innen gesehen: das Sowohl-als-auch, die komplizierte Natur, der von den Naturalisten psychologisch gesehene Mensch. Satire und Ironie Wedekinds umspielt seine Züge: er ist die Parodie auf das Wach-Sein und Abrechnung mit einem Leben, das aller Ursprünglichkeit bar seine Tage zwischen den Strömen wahren Seins verbringt.

Der Marquis von Keith lebt in München. Er schafft in ununterbrochener Arbeit. Er hat große Projekte. Er plant einen Feenpalast, einen Kunsttempel in weitestem Ummaße.

Molly Griesinger, seine Geliebte, die er als fünfzehnjähriges Mädchen entführt hat, sorgt in seinem Heime mit restloser Hingabe. Sie liebt ihn aufrichtig und will aushalten, solange sie ihn im Unglück weiß. Sie ahnt, daß unter allem Scheinglück und der Hatz um Lebensfülle und Sieg das Verhängnis lauert. Mit scharfen, kleinbürgerlichen Instinkten durchschaut sie die Umgebung und Keiths Lebenslage. Dabei ist sie selbstlos, einfach, niemals eifersüchtig und unverstellt. Ihre Gestalt hat eine so rührende weibliche Geste, wie kaum eine der Wedekindschen Frauengestalten. Ihre kindlich inigen Züge kontrastieren seltsam zu dem harten Lebenswillen und der Unsentimentalität des Marquis. Keith hat Beziehungen zur Hochfinanz. Hermann, der Sohn des Konsuls Casimir, verkehrt in seinem Hause. Wieder einer, der sich aus der Dumpfheit des bürgerlichen Lebens zur großen Welt sehnt. Keith gibt ihm Ratschläge, mahnt ihn, den Mammon nicht zu verachten, da er die Basis aller Dinge sei zu höherem Aufschwung, und leiht ihm das erbetene Geld.

Gräfin Werdenfels erscheint. Die Ähnlichkeit beider Naturen tritt klar hervor. Keith will sie binnen kurzem zur größten Wagnersängerin machen. Der Feenpalast soll Sammelplatz seiner Kräfte sein; er sei nicht das Letzte. Annas Bewunderung für Keiths Geschlossenheit bricht unverhohlen durch. Er betont lediglich, daß er in bürgerlicher Atmosphäre nicht leben könne, und nennt sich eine Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb. Gute Nachrichten zum Feenpalastunternehmen treffen ein. Das Glück scheint zu wachsen. Molly meldet Ernst Scholz. Die beiden Antipoden stehen sich zum ersten Mal gegenüber. Scholz erzählt von seiner Vergangenheit; die Art Ibsenscher Dialogführung gewinnt wieder Form. Er hat streng moralisch in bürgerlicher Sphäre gelebt und durch seine überpeinliche Gewissenhaftigkeit nur Unheil angerichtet. Eine Zügentgleisung war die Folge seiner Pedanterie und das Fiasko einer Verlobung mit einem Mädchen einfachsten Standes das Ende. Er heißt jetzt Ernst Scholz und nicht mehr Graf Trautenau. Das Rätsel seines Lebens ist ihm unlösbar, er will es Keith anvertrauen. Und seine Beichte folgt: er will sich zum Genußmenschen ausbilden. Keith verspricht seine Hilfe. Scholz stellt ihm als Entschädigung seine Geldmittel zur Verfügung.

Der zweite Akt entrollt das Bild um Keith noch stärker. Scholz beginnt sich zu häuten: er nennt Sünde das verfehlte Leben, das mit bitterem Neid auf das verlorene Geschöpf blicke. Keith meint von seiner Lebensstufe aus: Sünde sei eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte. Gute Geschäfte ließen sich nur innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung machen. Hinter der Doppelbödigkeit dieser Worte liegt die alte Skepsis gegen die zweifelhafte Moral der bürgerlichen Gesell-

schaft, die alles außerhalb ihres matten Lebens Stehende boykottiert. Keith drückt es später noch klarer aus: Moral sei das glänzendste Geschäft in dieser Welt. Aus alledem spricht die bittere Kenntnis und Erkenntnis, welche lügenhaften Kompromiß sogenanntes Leben und sogenannte Moral eingegangen sind. Die Moral ist im bürgerlichen Leben aus einer einst kulturellen Form zur Formel geworden, zur Austauschmünze, die man nötig hat, um gute Geschäfte zu machen, d. h. um im Lebenskampfe Sieger zu bleiben. Das sogenannte Leben ist Verlogenheit und Verbogenheit. Nur so ist der Wedekindsche Standpunkt zu verstehen. Erdgeist stellt Tatsachen fest, Keith wertet sie. Hinter dem auflösenden, scheinbar amoralischen Dichter steht das Suchen und Sehnen nach einer höheren Moral, im Grunde der Wille zu einem Ethos, das aber aus Gründen seines gebundenen Ich, der Erlebnisstufe des ungeistigen Raumes unmöglich ist.

Um Keith irrlichtern die verschiedensten Menschen: der Kunstmaler Saranieff, ein Bohémien, der manchen Vorteil von Keith zieht, Kriminalkommissar Raspe, eine Fuchsnatur mit bewegter Vergangenheit, der Literat Sommersberg, ein armer Teufel, der zu Keiths Goldkrippe drängt.

Keiths Unternehmen gedeiht. Münchener Spießbürger stecken Geld in seine Sache. Er gedenkt mit Anna nach Paris zu fahren und in vierzehn Tagen die Gründungsfeier des Feenpalastes zu begehen.

Der dritte Akt bringt die Festlichkeit. Alles gelingt ohne Störung. Scholz ist in den Lebensstrudel gerissen, aber er kommt zu keinem vollen Genuß. Seine moralischen Skrupel ängstigen ihn und lassen ihn zwischen halbem Genuß und halbem Gewissen hängen. Sein Zustand ist Krise, Zwitterhaftigkeit; ja, er bildet sich ein, seine Ausbildung zum Genußmenschen sei Mittel zum Zweck, sich um seine Mitmenschen verdient zu machen. Unfreiwillige Komik umzittert alle Augenblicke seine Gestalt. Ein Stück Lebenstragik blitzt auf, um bald in grotesker Maske in Gelächter zu enden.

Keith ist trefflichster Laune; sein Ziel rückt in Sehweite. Er gesteht Anna seine Verehrung ihres Wesens ein, er spricht von der Zukunft mit ihr, er glaubt an den Lohn seiner Mühen und an seine Lebensaufgabe. Die Gesellschaft ist fröhlich und voll Erwartung auf das Gelingen des Keithschen Unternehmens. Allein Molly fühlt den Alpdruck der Stunden und ahnt visionär das Verhängnis. Sie empfindet den Tanz auf glühendem Boden und möchte den Geliebten aus alledem herausreißen. Vergeblich. Keith ist glücklich. Molly stürzt verzweifelt davon. Ein Feuerwerk beleuchtet wie ein glückliches Symbol den Schauplatz. Der große Mörser donnert seine Farben in den Nachthimmel. Scholz hinkt herein; er ist von einem Stück getroffen. Das ist Keiths Sieg; Scholz, der Etepetetemensch, wie ihn Gräfin Werdenfels nennt, liegt im Bann des Hoppoppmenschens Keith. Und er jubelt! Er glaubt, ein anderer Mensch geworden zu sein. Sein Leben beginnt ja erst jetzt.

Konsul Casimir, eine Gestalt Keithschen Schlages, wirbt um die Gräfin Werdenfels. Sie entscheidet sich noch nicht, sie fühlt, daß bald etwas geschehen wird. Molly ist verschwunden. Keith wähnt sie in Bückeburg. Scholz fällt ins Moralische zurück und verlangt von Keith Anerkennung der Lebenspflichten und das, was man Sittlichkeit nennt. Die Gegensätze prallen hart aufeinander. Anna nähert sich ihm lauend, und aus ihren Worten klingt der heimliche Wunsch, über seine geschäftliche Lage ins klare zu kommen. Sie traut seinem Unternehmen nicht. Sie weiß, auch ihre Zukunft steht auf dem Spiele. Keith ist noch sicher und voll Vertrauen. Sein Konfirmationspruch leitet ihn: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Gottesliebe und Liebe zum eigenen Wohlergehen seien aber immer dasselbe gewesen. Dieser Zynismus ist etwas flach und kurzatmig. Solche Gottesliebe trifft ausschließlich auf das Zivilisationsbild einer religionslosen Zeit zu: und das Elend seiner Zeit brannte diesem Dichter tief in der Seele. Mit diesem Hinblick mochten jene biterskeptischen Worte fallen.

Ein Telegramm trifft ein: Molly ist nicht in Bückeburg. Keith stürzt davon.

Ernst Scholz ist auf dem Höhepunkt seiner Haltlosigkeit und Verwirrung angelangt. Er bietet der Gräfin Werdenfels an, seine Geliebte zu werden. Er will sein Glück

erringen, nachdem er sich selbst überwunden und die Anschauungen der Münchener Menschen angenommen habe. Er gebe seinen Widerstand gegen Annas Ablehnung nicht auf. Er rechne mit dem Schlimmsten, so habe er keine Hoffnung mehr. Höllisches Gelächter und Grotteske liegt über dem Auftritt. Scholz, der ausgehöhlte, schwankende bürgerliche Mensch hat jegliche Mitte verloren. Seine Frechheit ist erzwungen: erreicht er etwas, so hat er den Triumph für sich. Erreicht er nichts, so wird er sich behaglich resignierend in sein Nichts zurückziehen, den Bankrott des Keithschen Weltgefühls erklären und seine Moral auf den Thron setzen. Dieser Mensch ist nie er selbst gewesen; er ist die leibhafte zeitgemäße Allegorie eines Menschen d. h. ein Gefäß, in dem die Denkinhalte je nach Wahl wechseln, blasses Intellektwesen ohne Mitte, ohne Halt, ohne Blut und Seele. Und seine unfreiwillige Selbstironie gipfelt in dem Satz: meine Seele ist unverwüstlich. Ja, seine Seele ist unverwüstlich, denn er hat schwerlich je eine Seele gehabt. Wedekind packt mit sicherer Hand ein Stück übler Zwischenwelt und stellt sie dem eigenen Welt-Bild gegenüber.

Annas Entschluß ist besiegelt. Sie schreibt ein Billett. Sie wird Casimirs Gattin werden. Scholz ist versteinert. Sein Mut ist zu Ende. Aber auch um Keith zieht das Verhängnis seine Netze. Ostermeier, einer der geschäftlichen Teilnehmer, verlangt Einblick in seine Geschäftsbücher. Keith hat keine Bücher geführt. Er hat beliebig gewirtschaftet. Ostermeier geht im Zorn ab. Keith schwebt in Gefahr. Alles droht zu versinken. Und der zweite Schlag folgt. Anna trennt sich von ihm, um Casimir zu heiraten. Das ist zuviel. Mit ihrem Weggang geht ein Stück seiner selbst verloren.

Er braucht Geld. Aber Scholz, der wie eine Rettung plötzlich erscheint, lehnt jede Hilfe ab. Er ist zur Erkenntnis gekommen und will in die Anstalt gehen: Flucht aus dem Leben. Er will Keith mitnehmen. Bittere Ironie und Tragik fließen ineinander. Scholz, der nie zu einem Leben gekommen ist, geht feierlich in die Anstalt; Keith, der fast den Gipfel seiner Lebenssehnsucht erklommen hat, sinkt hinab, noch mit letzter Verzweiflung kämpfend. Da tragen sie Mollys entseelten Körper herein: sie hat sich ertränkt. Consul Casimir händigt dem Marquis zehntausend Mark von der Gräfin Werdenfels aus und fordert ihn auf, München schleunigst zu verlassen. Keith wiegt Revolver und Geld in der Rechten und Linken gegeneinander ab, zaudert und wirft die Waffe auf den Tisch mit den Worten: das Leben ist eine Rutschbahn!

Alle Tragik endigt in einem Gelächter über den Tanz und die sinnlose Hatz des Da-Seins. Ein unerklärlicher Rest des Lebensrätsels bleibt stehen. Scholz hat sich mehr als moralisch gebärdet und ist gescheitert. Keith stellt alles auf Machtwillen und verläßt sich allein auf eigene Tat und zerbricht. Tragik und Komik kreuzen sich. Das Wedekindsche Weltbild hat ein Narrengesicht, das in allen Farben schimmert. Der ungeistige Raum monomaner Leidenschaften und unzureichender Moralitäten ist das Chaos. Jedes Ethos muß hier fehlen: die nackte Lebensstärke kämpft, und der Unterschied von gut und schlecht wird nicht spürbar. Der letzte Sinn fehlt: das Leben ist eine Rutschbahn.

Das Werk ist echt Wedekindschen Geistes; eilend im Tempo, straff im Dialog, wenn auch bedächtiger als im Erdgeist und wertender. Aber Wertung, Wort und Gestalt kommt aus einem Mittelpunkt des Gestalteten, so daß die Gestalt als rundes Symbol herauspringt.

Mit dem Marquis von Keith endet das Hereinziehen neuen Weltstoffes in das Welt-Bild des Wedekindschen Ich.

Die Unbekannte

Du standest an die Säule sanft gelehnt,
Vom Haupte fiel dein blondgelocktes Haar.
Und deine Augen haben sich gesehnt
So ernsthaft fern, als ob dein Glück dort war.

O welch ein Antlitz, welcher edle Mund,
Dem Stirn und Nase vornehm sich verglichen.
Die lange Schläfe gab Einsames kund.
Hat Wehmut wohl dein Inneres beschlichen?

Ich kann dein stilles Antlitz nicht vergessen.
Welch eignes Schicksal steht für dich bereit!
Du Schöne kannst dich mit den Frauen messen
Der großen Maler aus der alten Zeit.

Fritz Hagemann

Albert Krietsch wird 80 Jahre alt

Albert Krietsch wird am 22. September d. J. 80 Jahre alt. Wieviel ungezählte Grüße und Wünsche — in Gedanken und in Briefen — werden an diesem Tag zu ihm gehen. Ich selbst, als sein Schüler und ihm in Freundschaft verbunden bis auf den heutigen Tag, möchte ihm in diesen Zeilen unsere Glückwünsche schicken.

Möchte es zugleich gelingen, ihm von der scheuen und spröden Liebe und Verehrung, die wir als Schüler für ihn empfanden, etwas spürbar zu machen.

Es wäre müßig, ein Bild von dem Neustrelitz der 20er, 30er und 40er Jahre zeichnen zu wollen, ohne seiner zu gedenken, der das Kulturleben dieser Stadt in seiner aktiven und unermüdlich tätigen Art maßgebend gestaltet und geformt hat.

Nach einem Studium an der Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin, nach einer kurzen Lehrertätigkeit in Thüringen, kam er 1925 an das Carolinum in Neustrelitz und übernahm tatkräftig am Gymnasium und später auch am Lyceum den gesamten Musikunterricht. Der von ihm aufgebaute, sehr gute gemischte Schulchor wirkte bei vielen Gelegenheiten mit, bei Schulfeiern, bei den alljährlich stattfindenden Schulfesten und natürlich auch bei der Einweihung der neuen Schule am Glambecker See.

Im Unterricht war Albert Krietsch ganz auf sein eigenes Können angewiesen. Man hatte in den 20er Jahren noch nicht die heute selbstverständlichen Mittel wie Schallplatte, Tonband u. a. m. zur Verfügung. Aber er konnte uns mit seinem hervorragenden Klavier- und Orgelspiel und mit seinem wunderschönen Tenor in viele Werke der Musik einführen und unsere Begeisterung wecken, ein Unterfangen, das ihm, dem lebhaften, musiknahen Thüringer mit uns schwerfälligen Mecklenburgern gewiß nicht immer leicht gefallen sein mag.

Tatkräftig übernahm er außerdem folgende Aufgaben: Er war gleichzeitig Organist an Stadt- und Schloßkirche, er übernahm den Kirchenchor (bestehend aus Schülern, Damen und Herren der Stadt) und die Singakademie.

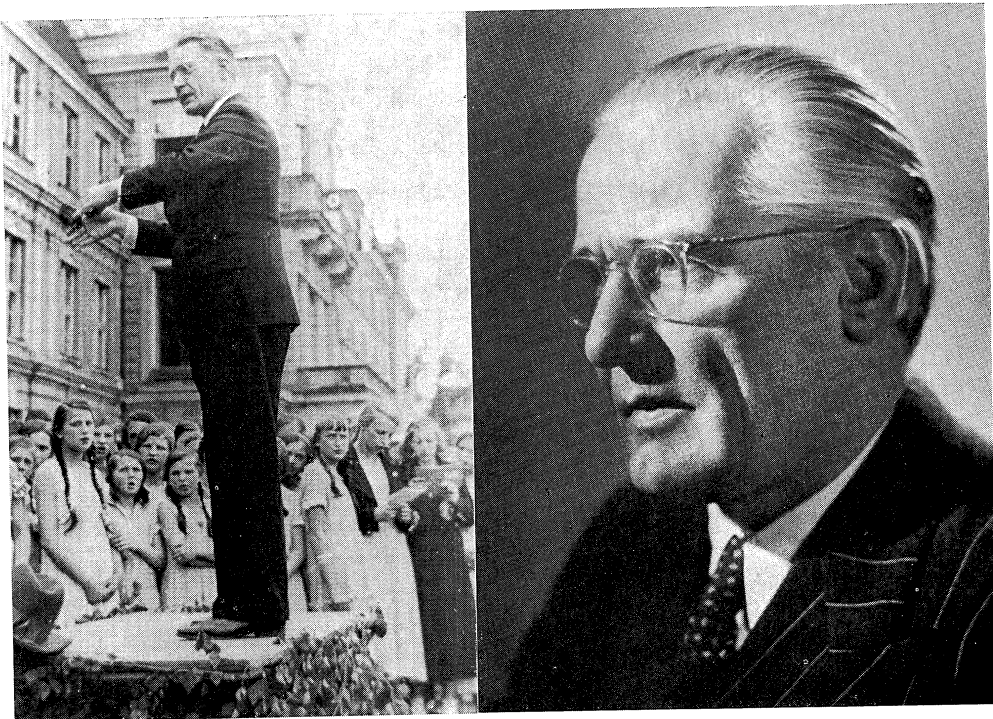
Wir Älteren, die wir lebendig diese Zeit miterlebten und mitwirkten, werden uns erinnern an die herrlichen Aufführungen und Konzerte in der Kirche, im Gelben Saal des Schlosses und im wiedererstandenen Theater — Aufführungen, die nur ermöglicht wurden durch sein großes Können und seine unermüdlige Arbeitskraft.

Vergessen sei auch nicht seine Tätigkeit als Privatmusiklehrer für Klavier, Orgel, Gesang und Theorie. Vielen jungen Menschen brachte er die Musik nahe, und manchem gab er Rüstzeug für den späteren Beruf. Ich selber konnte ermessen, was der Unterricht bei ihm bedeutete. Konnte ich doch dadurch beim ersten Anlauf 1931 die so schwierige Aufnahmeprüfung an der Hochschule für Kirchen- und Schulmusik (von 180 Prüflingen bestanden nur 18) bestehen und damit ihm in seinem Beruf nacheifern.

Verschiedene Ereignisse, die neu wach geworden sind in meiner Erinnerung, mögen das Bild von ihm abrunden und Höhepunkte des Neustrelitzer Kulturlebens lebendig machen.

1929 wurde im Schützenhaus unter der Regie des Theaterintendanten Jakobs „Antigone“ von Euripides aufgeführt. Aus Schülerreihen kamen die Sprecher und Schauspieler. Albert Krietsch hatte dazu die von Felix Mendelssohn-Bartholdy komponierten Chöre mit dem Schulchor und dem Männergesangverein einstudiert. Vor großem Publikum sangen wir mit Begeisterung „Strahl des Helios, schönstes Licht.“

Für eine Matthäus-Passion-Aufführung fehlte ein guter „Jesus“, dessen Gage aber zugleich auch die beschränkten Mittel der Singakademie nicht zu stark belasten durfte. Dank Albert Krietschs guten Verbindungen und durch unermüdlige Verhandlungen gelang es ihm, den damals so geschätzten Bariton der Berliner Städtischen Oper, Gerhard Hüsich — sogar ohne Gage — nach Neustrelitz zu bekommen.



Albert Krietsch weckte mit seiner eigenen Hingabe und Einsatzbereitschaft eine große Begeisterung auch bei den Mitgliedern seiner Chöre. Manch einer von ihnen arbeitete — ehrenamtlich natürlich — fleißig mit am Gelingen vieler großer, unvergeßlicher Aufführungen. Wie oft wurden Instrumentalisten, die aus Berlin zur Verstärkung des Theaterorchesters für Aufführungen der Singakademie kamen, privat mit Logis und Verpflegung untergebracht.

Bei einem Hörbericht des Berliner Rundfunks über das Schloß Hohenzieritz lieferte er mit dem Männergesangsverein die musikalische Umrahmung.

Noch manches wäre zu berichten, zu schreiben . . . Uns Älteren jedoch, die wir diese Jahre seines großen Schaffens miterleben durften, mitwirkten, ist sicher alles noch sehr lebendig.

Seine erste Frau, Lilo Beschorner, seine ehemalige Lyceumsschülerin, starb 1945. 1950 heiratete er Gerdi Heidenreich, auch aus Neustrelitz, auch ehemalige Lyceumsschülerin, Tochter des Lehrers Heidenreich. Nach dem Kriege war er einige Jahre Direktor des Schweriner Konservatoriums, dann Dozent für Sologesang an der Hochschule für Musik in Berlin. 1954 übersiedelte er nach Kiel, um wieder im Schuldienst zu arbeiten bis zu seiner Pensionierung 1959.

Ein gütiges Schicksal vergönnte es ihm, einen alten Traum zu verwirklichen und seinen Lebensabend in Süddeutschland zu verbringen.

Am Hang des Schönbergs in Freiburg, Brunnstubenstr. 37, baute er sich ein Haus, wo er heute mit seiner Frau und seinen 3 Töchtern lebt. Unermüdlich arbeitet er in dem großen Garten, den er im Laufe der Jahre zu einem blühenden Wunder gemacht hat. Sein allzeit gastfreies Haus beherbergt manch alten Freund und ehemaligen Schüler.

Nach Freiburg seien herzliche Grüße gesandt, ein Dank seiner vielen Schüler für das Gestern und alle guten Wünsche für das Heute und Morgen.

Hans-Joachim Heise

„Herr Walther von der Vogelweid, der ist mein Meister gewesen“

Otto Lemke

Ein Tag im Leben eines mecklenburgischen Originals

Wer ist dieser Mann? Gar oft wurde ich danach gefragt. War er wirklich Schuster? Ich kann es mir nicht denken, so wurde mir gesagt, daß ein mecklenburgischer Handwerksmeister zu den Bayreuther Festspielen eingeladen wurde. Wer verbirgt sich hinter dem Namen Wilhelm Harms? Hieß er wirklich so? Meine Mutter hat mir einmal erzählt, daß Schausting, wie sie ihn nannte, sogar einmal Gast beim Hofball im Schweriner Schloß gewesen sei. Stimmt das? Waren die plattdeutschen Geschichten im „Voß- und Haas-Kalender“ wirklich von ihm? Trifft es zu, daß eine Herzogin ihn als Sänger ausbilden lassen wollte, er sich für dieses Angebot höflich bedankte, es aber mit den Worten „Wat warrt denn mien Liening seggen?“ ablehnte? War es wirklich ein Schuster, der bei Musikfesten um die Jahrhundertwende — zehn Jahre vorher oder nachher spielen dabei keine Rolle — als Sänger gefeiert wurde?

Diese und ähnliche Fragen tauchten immer wieder auf, wenn ich anlässlich meiner Vortragsreisen in Schleswig-Holstein mit den Landsleuten beisammensaß. Das Leben des „Meistersingers“, der 1932 diese Welt verließ, war inzwischen fast sagenhaft geworden. Viele hatten von ihm gehört, gekannt hatte ihn keiner mehr. Ich wohnte zehn Jahre in seiner Nachbarschaft und saß oft bei ihm auf der grünen Bank vor seinem Haus, über dessen Tür unmißverständlich plattdeutsch in großen Buchstaben stand: Schauster Harms. Alle Fragen sind mit einem Ja zu beantworten.

Die nachstehende Erzählung mag für viele ähnliche Begebenheiten in Schaustings Leben stehen. Ihr Inhalt entspricht im wesentlichen den Korrekturen, die Johannes Gillhoff in Parchimer Krankenhaus kurze Zeit vor seinem Tode vornahm.

Nachtwächter Krus' möök denn' letzten Gang dörch de Schünenreigen. Dei wiern em besonders an 't Hart leggt. Man kann jo ni nich weiten, un vör Minschen mit slichte Gedanken wier hei dei richtige Persönlichkeit, besonders up wide Sicht. „Jä, Muffi, denn willn wi man ümkihren, dei Maand geiht ok tau Bett.“ Över Muffi läd sik an Maier sien Eck vör Anker, trummelte mit denn' Swanz gegen de Dackrönn un beögte nadrücklich dei Schweriner Landstraat. Dei Trummelie möök Krusen hellhüurig. Langsam keem 'n swarten Klumpen ut denn' Nävel rut. As hei menschliche Gestalt annähmen deed, füng hei ok noch an tau singen. Rein un weik klüng „Am stillen Herd zur Winterzeit“ in denn' frischen Novembermorgen rin. Muffi fohrte in 't Enn', keem över an de verkiehrte Adreß. „Krus', holl denn' Tööl wiß! Ik scheid em sünst doot!“ „Minsch, Schausting, besöchst du dien Kundschaft al bi Nacht un Nävel? Bi di is dei Beschäftigung ok woll al tau Arbeit utoort!“ „Wat weißt du von Arbeit. Seih di blot vör, dat du nachts kein Lüüd in 'n Weg steihst.“ Mit disse Wüür böögte dei Schaustermeister in de nächste Straat. Dei hoge Obrigkeit harr bi em keinerlei Indruck hinnerlaten, denn bald klüng sien 'Stimm över denn' verslapen Marktplatz, un ok in denn' Nachtwächter sien Uren füllen noch afräten Wüür. Von Walther von der Vogelweid un Meister gewesen hüürte hei noch. Denn' övriegen Deil harr dei Morgenwind överslaken. Ein narrscher Kirl! brummte Krus' in sienen Struwwelboort. För disse Tuur keem hei mit sien Gedanken nich von denn' Naver los. Ein ganz Deil harr dei em ok al tau schaffen maakt. Wenn Krus' sik daagsöver dörch 'n dägten Slaap vör sien sweres

Amt stärken deed, denn reet dei Schauster dat Finster up un füng an tau singen. Singen künn hei! Blot mit Krusen sienen Slaap harr dat denn ein Enn'. Över sien verar-gert Gemeut keem ümmer bald wedder tau Rauh. Hei reet ok dat Finster up, üm jo nix von denn' Schauster sien Singerie tau verpassen. Männichmal wir jo man blot dat Bal-lern tau hüeren, wenn dei Schausterhamer up dat Ledder inslöög, as wenn so 'n Ramm-klotz up 'n Eikenpaal dalsuust. Över denn wiern wedder dei schönsten Melodien dor. „Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen“ betröök Krus' sülbstredend up sik, un wier ok ganz dormit inverstahn. „Ich wandle still, bin wenig froh“ paßte ok ganz tau Kru-sen sien Läbensmeinung. Wenn dei Meister över von dat „ferne Land“ singen deed, „unnahbar euren Schritten“, denn wier dat mit Krusen sieñ Gedanken vörbi. Denn hüürte hei blot noch tau. Dat wier doch gor tau schön! Un denn ierst dei Musik, dei dei Meister up 'ne Laut tau sienen Gesang möök. Kein Wunner, dat hei in de lütte Stadt blot „Meistersinger“ nennt wüür. Dissen Namen behüll hei ok, as hei över sien Huusdöör ein Brett annageln deed, up dat in grote Baukstaben stünn, dat hei Schau-ster wier. Un wenn hei uter de Schausterie ok noch 'n Hannel mit olle Kopperstiche bedreev, dei hei bi alle mööglichen un unmöglichen Gelegenheiten tausamenköffte un naher wedder an denn' Mann bröchte, so schaadte dat dei Singerie gor nix. Dei keem tauierst. Dei Schausterstuuw wier ümmer vull von Melodien, ihrwürdige Gotteshüser kennten dei schöne Stimm, jedes Jahr böörte hei dat Stiftungsfest von mihreere Ge-sangvereine ut de Dööp, un ein Musikfest wier ohne em nich denkbor.

An diessen Morgen keem dei Schaustermeister al ut Schwerin. Wat deden dei söben-untwintig Kilometer dorgegen bedüden, dat hei in 't Hoftheater dei Meistersinger hüürt harr. Hans Sachs spröö em ut de Seel, ganz afgeseihn dorvon, dat sei sik beid de Pläg von dat ünnelste End von 'n Minschen vörnahmen harrn un hei sik in stille Stunn' ok up dat Dichten leed, ebenso as Hans Sachs.

„So, Liening, wedder ran!“ Mit disse Wüür begrüßte hei sien gaude Fru. „Dei Bil-lerhannel ist ok gaut afgahn.“ „So, Willem, hett dei Herzog *) sei köfft?“ „Wat wull hei nich! Dei Mann kennt wat von Biller!“ „Ik harr al Angst, dat hei di inspunnt laten harr. So n' Fürstlichkeiten hebben männichmal, ehr Ümstänn'.“ „Sogor singen heff 'k noch müßt.“ „Woans keem dat?“ „Jä, Liening, as wi so mirrn mank denn' Billerhannel sünd, kümmt dor 'ne Daam in de Stuuw rin. Ganz verduztz kickt sei mi an un fröggt denn' Herzog, wat ik denn för einer wier. „Das ist der Meistersinger aus Brüel“, seggt dei Herzog. „Sie können singen?“ fröggt sei mi. „Ich singe, wie der Vogel singt.“ „Kommen Sie mit, singen Sie Schuberts Wanderer?“ „Mit Vorliebe“. Nu güngen wi in denn' Musiksaal. Dei Herzogin sett'te sik an denn' Flügel un begleit'te mi. Sei spält wunderschön, Liening. As ik ehr mien Kument möök, säd sei, Franz Liszt wier ok ehr Lihrer west. Sei meinte noch, ik müßt Sänger warrn. Willem! Kein Bang nich, Lie-ning! Ik heff gliiek afwinkt, indeem dat ik säd: Ich will lieber Stiefel besohlen. Sei künn dat gor nich verstahn. Dei Herzog över möök ein nadenklich Gesicht un säd: „Einmal ein Mensch, der mit seinem Los zufrieden ist.“

Woans wier 't denn in 't Theater, Willem? Grootordig schön, Liening! Blot mit de Reis harr dat sien Ümstänn'. Wägen dat Singen kreeg ik in Wiligrad denn' Tog nich mihr tau faten. Dei wier graad ut dat Duur rut. Jä, denk ik, denn man hinnerdrin! Na 'ne Tiet keem dor 'n Bahnminsch mit 'ne Dräsien antauführn. Ik möök em Platz, över dei Minsch wüür bätsch. „Sie dürfen hier nicht gehen!“ So, säd ik, dat willn w' ierst mal seihn! Hier harr ik sogor führen künn, un denn sall ik hier nich mal tau Faut gahn könen? Dunn heff ik em mien Fohrkort ünner de Näs hollen un em stahn laten.

* Herzog Regent Johann Albrecht

Wat keek dei Kir! Wenn hei blot nich fastwussen is! Na, in 't Theater wier von denn' Arger nix mihr na. Wagner is 'n Schenie, Liening. Wenn ik dei Meistersinger und denn' Parzifal mal eins in Bayreuth seihn unhüren künn! Willem, wo denkst du hen! . . . Mit de Namiddagspost is övrigens gistern 'n Breif för die kamen. Ik heff em vörn up de Kommood legt . . .

Liening, dat geiht los! Ik heff dat Richard-Wagner-Stipendium kregen. In de över-nächste Woch führ ik na Bayreuth! Liening künn dat gor nich faten. Dat mööt ik sülbst läsen, Willem. Ik will blot mien Brill halen, Ja, dor stünn dat swart up witt: Wir freuen uns, Ihnen die Mitteilung machen zu können, daß Ihr Gesuch berücksichtigt werden konnte. Indem wir Ihnen die Anweisung hiermit überreichen, ersuchen wir Sie um gefl. genaue Erfüllung der darauf vermerkten Vorschriften. Hochachtungsvoll Richard-Wagner-Stipendien-Stiftung.

Willem, dor drifft doch einer von dien Frünn' sienen Spijöök mit di. Du warrst jo gar nich anreedt in denn' Breif. Dor steiht jo blot P. P. Wat heit dat, un wat bedüüdt dat? Liening, lang mi mal mien klaukes Bauk von dat Brett. Sühst du woll, hier steiht dat al. Dat sünd dei Anfangsbaukstaben von zwei latienske Wüür. Över dei verstahn wi jo beid nich. Düütsch heit dat, vorausgeschickt, was vorausgeschickt werden muß (in Briefen statt der Anrede oder des Titels). Nu bün ik noch graad so Klauk, Willem. Dat kann heiten Eure Majestät un denn' Kaiser von China oder denn' düütschen Kaiser bedüden. Ok uns' Großherzog kann meint sien, ok ein Perfesser oder ein General, un bi mi heit dat ganz einfach Schauster Harms. Dat mag jo sien, Willem, över glöben kann ik 't ümmer noch nich! Dat kümmt mit de Tiet, Liening. Nu krieg man ein Dutz von mien witten Slippen in de Waschbütt un häng sei up de Lien, dat sei praat sünd, wenn dei Reis' losgeiht.

Schausting fiel in Bayreuth bald auf. Nicht jeder der Gäste hatte sein Gardemaß von 184 cm und trug einen tadellos geschnittenen Frack. Den hatte ihm Heinermeister geliehen, der eine ähnliche bedeutsame Leibesfülle besaß. Aber der Kalabreser, der schwarze Filzhut mit breiter Krempe, war sein Eigentum und beschattete auf der Promenade das gütige Gesicht mit den stets strahlenden blauen Augen. Anlässlich eines Gespräches mit Siegfried Wagner bedankte er sich für die Einladung und hörte von den Schwierigkeiten, die sich den Festspielen oft in den Weg stellten. „Lassen Sie sich's man nicht verdrießen“, tröstete unser Meistersinger den Bayreuther, diese schöne Musik wird ewig leben! Einige Tage später wurde für Herrn Harms aus Brüel im Hotel ein Paket abgegeben. Es enthielt zwei Bücher, die Meistersinger und den Parzifal.

Bei Proben des Kirchenchors in der ungeheizten Kirche zog Schausting sich im Dezember 1932 eine Erkältung zu. Der Doktor steckte ihn ins Bett, fand aber bei seinem Patienten keine Gegenliebe. Da für seine Solo-Partie kein Ersatz vorhanden war, stellte er sich bald wieder zu einer weiteren Probe ein. Die Folge war eine Lungenentzündung, der er erlag. Mit den Worten „Leiv Gott, wat is dit Läben schön west“, verließ er diese Welt.

Der Große Waldbrand an der Müritz

Von Goede Gendrich

Juli 1934!

Zwei Monate hatte es nicht mehr geregnet. Auf den Feldern verdorrte das Getreide, auf den Kulturen vertrockneten die Fichten, Stangen- und Althölzer, von Spannern und Forleulen heimgesucht, litten unter der sengenden Dürre und schütteten ihre Nadeln auf den ausgedörrten Boden. Tag für Tag zog die Sonne ihre Bahn durch einen wolkenlosen Himmel und versengte die Erde, auf die einzig die Sorge nach ihren Schatten, einen bedrückenden Schatten, warf.

Am Sonnabend, dem 6. Juli 1934, saß ich gegen 10.00 Uhr im Dienstzimmer der Revierförsterei Babke am Schreibtisch, als mich der für Babke zuständige Revierförster Kienlein in den Garten rief:

„Nun sehen Sie sich das an! Haben Sie schon einmal so schwere Gewitterwolken gesehen? Man könnte meinen, die Welt ginge unter.“

Schwer und schwarz schob sich am nördlichen Horizont mit harten Umrissen eine mehr als zwei Kilometer breite Wand in den strahlend blauen Himmel. Fasziniert starrten wir auf die unheimliche Erscheinung; sie bedrückte uns, sie war anders, erschreckend anders als alles, was wir bis dahin als Vorboten schweren Unwetters erlebt hatten. Plötzlich, wir sahen es gleichzeitig, jagten von der Erde her steile Flammenbündel in die düstere Wand empor, zerrissen sie und fügten sie wirbelnd wieder zusammen. Giftgelbe und blutrote Schwaden schossen in den Himmel, der zusehends kleiner wurde und sich vor dem höllischen Geschehen nach Süden hin zu verflüchtigen schien.

„Das ist kein Gewitter, Herr Kienlein! Das ist ein Waldbrand so ungeheuren Ausmaßes, wie wir ihn noch nie erlebten. Priesterbäk! Das muß Priesterbäk sein!“

Ich hetzte ans Telefon, die Poststelle in Granzin sollte uns Auskunft geben. Nichts! Kein Amt meldete sich mehr, sämtliche Leitungen waren besetzt.

„Ich fahre sofort zur Revierförsterei Priesterbäk.“

„Warten Sie noch; ich rufe das Forstamt an. Für Priesterbäk ist Werner Hellwig zuständig. Gewiß hat er sich dort bereits gemeldet.“

„Nein, der ist heute vormittag in Neustrelitz; der Chef erlaubte ihm, ausnahmsweise ohne Vertretung sein Revier zu verlassen; es würde ja nicht ausgerechnet während seiner kurzen Abwesenheit brennen. Herr Kienlein, ich muß sofort nach Priesterbäk!“

„Fahren Sie über Granzin?“

„Ja, das ist noch der beste Weg.“

Während ich mit dem Fahrrad nach Granzin hetzte, verdüsterte sich der Himmel über mir, fahle Dämmerung lag über dem Land, gespenstisch stand die Sonne hinter dichten Rauchschwaden. In Schweiß gebadet erreichte ich das Dorf.

Auf der Dorfstraße standen Frauen und Kinder. Fassungslos, von lähmendem Entsetzen gepackt, starrten sie auf das infernalische Wüten des Feuers. Nur ein gewiß wie Zunder brennender Roggenschlag trennte das Dorf vom Wald. Nirgends mehr sah ich einen Mann. Auch Wilhelm Prütz, meinen Hauswirt, traf ich nicht mehr zu Hause an; sie alle waren längst zum Brand geeilt. Hastig tauschte ich meinen guten Uniformrock gegen eine alte Waldbluse ohne Schulterstücke aus, stülpte mir den ältesten Filzhut auf den Kopf und hetzte weiter, einen Kilometer, zwei Kilometer — und wieder erwies sich, wie schwierig es ist, die Entfernung zu einem Brand zu schätzen; doch glaubte ich mich in jedem Augenblick in seiner Nähe.

In Priesterbäk traf ich Frau Hellwig an; sie war allein in dem einsam im Wald gelegenen Forsthaus. Als ich sie bat, die Försterei zu verlassen, weigerte sie sich; vor acht Wochen erst hatte sie geheiratet, jetzt wollte sie um keinen Preis ihr junges Heim aufgeben. Sie war sehr tapfer.

An der von Speck nach Kratzeburg führenden Landstraße stieß ich endlich auf den Brand. Während dichte Rauchschwaden den Wald verhüllten, näherte sich im Stangenholz eine vierzig Meter hohe, in ihrer Breite nicht abzuschätzende Feuerwand dem sandigen Weg. Etwa zwanzig Männer suchten ihn in fieberhafter Eile mit Schaufeln und Rodehacken zu verbreitern, ein im Hinblick auf die tosende Feuerwand gewiß zum Scheitern verurteiltes Unterfangen.

Noch trennte eine hüfthohe Kiefernkultur die Landstraße von dem in hellen Flammen stehenden Stangenholz; knapp einen Büchenschuß breit und mehrere hundert Meter lang, bot sie alle Voraussetzungen für ein Gegenfeuer. Gelang es, sie niederzubrennen, bevor das Feuer sie erreichte, konnte hier vielleicht der sich weit nach Süden ausdehnende Wald gerettet werden.

Hastig wies ich die Männer an, die Kultur anzuzünden, und warf selbst, ihnen vorauslaufend, brennende Streichhölzer in das zwischen den Pflanzenreihen üppig wuchernde Gras. Daß ich hier in der Specker Privatforst als Forstmann nicht zuständig war, kümmerte mich dabei wenig.

Plötzlich bemerkte ich, daß mir keiner der Männer gefolgt war, um die Kultur abzusichern. Einen Augenblick war ich ratlos, doch unerwartet kam mir Hilfe; ein Bereitschaftswagen der Polizei rollte aus Richtung Kratzeburg an, zwei der Polizisten sprangen vom Wagen. Fixe Jungen, dachte ich. Doch was sich nun abspielte, glich einer Burleske. Die beiden packten mich mit harten Fäusten, zertrten mich an den Weg, und schon lag ich, bevor ich mich zur Wehr setzen konnte, auf dem Wagen. Dabei schrien die beiden:

„Du Lump! Förster willst du sein, und zündest selbst den Wald an! Kein Wunder, daß es an allen Ecken und Enden brennt. Wer sind Sie überhaupt? Nicht mal Schulterstücke trägt der Kerl.“

„Sind Sie verrückt geworden? Sehen Sie nicht, daß die Schonung niedergebrannt werden muß, um die angrenzenden Bestände zu retten?! Los, sage ich, laßt mich sofort los!“

„Der Kerl ist verrückt geworden, den können wir gleich nach Domjüch bringen.“

„In die Irrenanstalt? Ja, da gehören Sie hin! Verdammte Sch..., laßt mich endlich los!“

Ich weiß nicht, was noch geschehen wäre, hätte mich nicht in diesem Augenblick der alte Revierförster Hellwig — er betreute den Bezirk Kratzeburg — aus den Klauen der beiden Polizisten befreit. Mit wenigen Worten erläuterte er den Zweck des von mir angelegten Gegenfeuers, und da offenbar ein Rest gesunden Menschenverstandes die Polizisten hinderte, in jedem Grünrock einen Verrückten zu sehen, gaben sie mich frei. Sie ließen sich sogar herbei, sich bei mir zu entschuldigen. Doch jetzt war für solche Floskeln keine Zeit mehr, mußte es sich doch im nächsten Augenblick entscheiden, ob das stürmische Flammenmeer an der eingäscherten Kultur, an dem sechzig Meter breiten Streifen verbrannter Erde, zerbrach.

Eine bange Minute lang tobte und brandete es auf der Stelle, dann duckte es sich einem Tiger gleich, dessen Pranken aufzuckten und der nun, jede Hoffnung vernichtend, über die Kultur hinausgriff und seine glühenden Krallen prasselnd in die Wipfel des an den Weg grenzenden Altholzes schlug.

Entsetzt vom Anblick der über uns wie Fackeln brennenden Kiefern flohen wir, atemlos und mit stechenden Lungen, der tödlichen Gefahr. Stumm, ohnmächtig und enttäuscht blickten wir auf das brodelnde Chaos zurück. Bis ein heiserer Schrei uns

aus der Erstarrung riß und unseren Blick auf ein Rudel Rotwild lenkte, das in einem Gatterwinkel in höchste Gefahr geraten war.

Hinter sich das Feuer, vor sich einen zweieinhalb Meter hohen Zaun, floh es in wilder Panik den starken Draht an; ein erbarmungswürdiger Anblick, der uns zu höchster Eile anspornte. Dichter Rauch hüllte uns ein, als wir mit unzulänglichen Mitteln versuchten, das an starken Betonpfählen befestigte Stahlgeflecht einzureißen. Doch Stahl und Beton ließen sich nicht mit Spaten und Schaufeln zerstören. Einer der Männer brach besinnungslos zusammen. Als wir ihn an den Weg schleppten, entdeckten wir auf dem dort abgestellten Bereitschaftswagen drei Spitzhacken, mit denen es uns endlich gelang, einen Teil des Gatters niederzulegen. Beglückt sahen wir das Wild neben uns durch die Bresche flüchten. Indem aber schrie mich jemand wütend an:

„Sind Sie verrückt geworden?“

„Das hat man mich heute schon einmal gefragt“, antwortete ich. „Wer sind denn Sie?“

„Ich bin hier der zuständige Forstmeister. Wie kommen Sie dazu, das Gatter zu zerstören und das Wild in die Staatsforst zu jagen? Sie sind vom Fiskus? — Wie heißen Sie?“

„Götz von Berlichingen, Herr Forstmeister!“ rief vom Zaun her einer der Polizisten und entthob mich damit jeder weiteren Antwort. Die Männer murrten; sie hatten ihr Letztes gegeben, das Wild vorm Feuertod zu retten. Daß nun jemand kam und ihnen wegen eines ramponierten Gatters Vorwürfe machte, wo ringsumher die Wälder in Flammen standen, erschien ihnen unfasslich. Bevor sie jedoch ihrer Wut handgreiflich Ausdruck gaben, schaltete ich mich ein:

„Herr Forstmeister, ich kenne Sie nicht; es ist mir auch nicht bekannt, daß Speck von Ihnen verwaltet wird. Wenn dem aber so ist, darf ich wohl annehmen, daß jetzt Sie die Löschmannschaften hier einsetzen. — Gut! — Dann fahre ich nach Granzin zurück; ich werde dort bestimmt dringend benötigt.“ Und da ich sicher war, in dem merkwürdigen Herrn einen Hochdeutschen vor mir zu haben, fügte ich grinsend hinzu: „Lütt Pött kakt licht öwer.“

Die Männer lachten, und der ominöse Forstmeister wandte sich ohne Gruß von mir ab.

Der Feuersturm trieb den Brand unaufhaltsam nach Süden. Dort aber lag das an die Gemarkung Granzin stoßende Revier Priesterbäk. Ich mußte versuchen, so schnell wie möglich dorthin zu gelangen. Mein Fahrrad hatte ich abgeschrieben; gewiß war es längst verbrannt. Ein Autofahrer, den die Neugier zum Brand getrieben hatte, brachte mich in seinem Wagen nach Granzin.

Das Dorf machte einen frontnahen Eindruck; Lastwagen und Löschmannschaften hasteten über seine Straßen. Vor einigen Häusern standen Möbel; offensichtlich rechneten ihre Bewohner mit der Räumung des Dorfes. Vor der Postagentur machte ein Hinweisschild auf die sich hier inzwischen etablierte Einsatzleitung aufmerksam. In der Agentur selbst fand ich Forstmeister v. Seckendorff vor. Nachdem ich ihm kurz über meine Eindrücke berichtet hatte, gab er mir anhand eines Lageplans einen ersten Überblick über die Ausdehnung des Waldbrandes.

Das Feuer — seine Ursache war noch unbekannt — war nördlich der mehrgleisigen, von Neustrelitz nach Rostock führenden Eisenbahn ausgebrochen, hatte den Bahnkörper nahe der Station Klockow übersprungen und inzwischen eine Tiefe von nahezu acht Kilometern gewonnen. Durch die im Brandgebiet gelegenen Seen hatten sich mehrere Feuerkeile gebildet, die, bei einer Breite von zwei bis drei Kilometern, nach Osten und Westen auszubrechen drohten. Im Augenblick gab es noch eine Nachrichtenverbindung mit den an der Westflanke eingesetzten Löschmannschaften; sie mußte jedoch zusammenbrechen, sobald das Feuer die von Granzin nach Priesterbäk führende

Telefonleitung erreicht hatte. Von der Landesregierung war bereits das gesamte Waldgebiet östlich der Müritz zum Katastrophengebiet erklärt worden.

Während ich noch in der Agentur war, traf Werner Hellwig dort ein. Die Sorge um seine Frau und um sein Revier stand ihm ins Gesicht geschrieben. Dennoch mußte er lachen, als er uns von den Folgen erzählte, die der Katastrophenalarm in Neustrelitz auslöste. Wollte man ihm Glauben schenken, war der Neustrelitzer Marktplatz zu einem Heerlager eleganter junger Frauen geworden, die inmitten riesiger Gepäckberge verzweifelt zeternd gegen die Willkür der Polizei protestierten, die rücksichtslos sämtliche Autofahrer — sie kamen vorwiegend aus Berlin, um das Wochenende an der Müritz zu verbringen — verpflichtete, sich von ihren Beifahrerinnen zu trennen und Löschmannschaften ins Brandgebiet zu transportieren. Mit einem der requirierten Wagen war auch Werner Hellwig nach Granzin gelangt.

Er wußte auch von der inzwischen erfolgten Alarmierung von Reichswehr und einiger Arbeitsdienststeinheiten sowie verschiedener Parteiformationen zu berichten. Doch sei leider mit deren Eintreffen nicht so bald zu rechnen; viele der Soldaten und Arbeitsdienstmänner mußten erst aus dem Wochenendurlaub zurückgerufen werden.

Neben einem fatalen Mangel an Löschmannschaften bereitete uns die unmittelbare Gefährdung der waldnahen Ortschaften ernsthafte Sorge. Für das westlich des Brandes gelegene Speck war Hilfe nur aus dem Raum Waren zu erwarten. Wie sich später erwies, entging das Dorf nur knapp einer Katastrophe; Strohschober und Gartenzäune gingen in Flammen auf, während die Gebäude selbst verschont blieben.

Priesterbäk, wohl am stärksten gefährdet, weil von keiner Seite zu erreichen, barg als einzige Bewohnerin die junge Frau Hellwig. Als die Fernsprechleitung dorthin unterbrochen war, fehlte jedes Lebenszeichen von ihr. Es erschien uns nachträglich als ein Wunder, daß ihr Heim vom Feuer verschont blieb.

Für Granzin klärte sich in dem Augenblick die Lage, als das Feuer an dem zwischen Dorf und Wald stehenden Getreideschlag vorbeilief, ohne ihn in Brand zu setzen.

Krienke, eine Ortschaft von wenig mehr als einem halben Hundert Einwohnern, schmiegte sich mit seinen Häusern, Stallungen und Strohdieken eng an die Priesterbäcker Forst. Gelang es nicht, das Feuer, das zeitweise eine Geschwindigkeit von drei Kilometer in der Stunde erreichte, beizeiten einzudämmen, mußte es zu einer Katastrophe kommen. Einzig eine kurz vor Krienke quer zum Feuer verlaufende Starkstromleitung bot mit ihrer fünfzig Meter breiten Trasse eine vage Hoffnung, dem Feuersturm mit Erfolg zu trotzen. Die hierfür erforderlichen Löschmannschaften aber konnten nur von Krienke aus eingesetzt werden, da bald die Zufahrtswege dorthin vom Feuer unterbrochen waren. Ob aber Krienke genug Männer aufbieten konnte, wußte niemand von uns. Sicher war nur, daß höchste Eile für den Entsatz des Dorfes geboten war.

Um in dieser prekären Lage nichts zu versäumen, forderte die Einsatzleitung durch Blitzgespräch einen Speziallöschzug der Berliner Feuerwehr zum Schutz des Dorfes an. 14.30 Uhr sollte der Löschzug den Stettiner Bahnhof in Berlin verlassen, spätestens gegen 16.00 Uhr konnten wir mit seinem Eintreffen auf dem Bahnhof Kratzeburg rechnen.

Um die Zeit bis dahin zu nutzen, fuhr Forstmeister v. Seckendorff mit mir ins Brandgebiet. An der Granziner Mühle mußten wir den Wagen abstellen und gelangten zu Fuß an das unaufhaltsam nach Süden drängende Feuer. In dem verständlichen Bestreben, überhaupt etwas zu tun, ließ v. Seckendorff einen mit Pferden bespannten Pflug von der Granziner Mühle kommen, um ihn westlich der Havel inmitten eines Kiefernaltholzes einzusetzen. Die Furche, die der Pflug zog, hatte nicht mehr Wirkung als ein Glas Wasser, hineingeschüttet in ein lichterloh brennendes Haus; ohne auch nur zu stocken, überfiel das Feuer die Furche und setzte sogleich hinter dem Altholz eine Nadelholzdickung in helle Flammen.

Ein Fuchs flüchtete neben uns aus der brennenden Dichtung, eine Ricke mit zwei Kitzen folgte ihm eilig. Wenig später sahen wir uns selbst mit der Plötzlichkeit, die alles Unerwartete in sich trägt, von der Granziner Mühle abgeschnitten. Hastig suchten wir nach Osten auszuweichen, doch das Feuer drängte uns unterhalb der Mühle in eine der zahlreichen Havel Schleifen. Vor uns den Fluß, hinter uns das zum Himmel auflodernde Flammenmeer, blieb uns einzig der Weg durchs Wasser.

Der Anblick des tausendfachen Todes der Bäume, des panischen Flüchtens des seines Einstandes beraubten Wildes, des mühseligen Hastens goldgrüner Käfer über glimmendes Moos, der Todeswindungen einer Schlange, deren zuckender Leib in der wabernden Lohe zerplatzte, ließ uns nicht lange zögern, diesen Weg zu wählen.

Aufatmend der wilden Szenerie entflohen, verließen wir mit triefenden Uniformen die Havel und hasteten nach Granzin zurück, wo gerade die Berliner Feuerwehr eintraf. In weniger als zwei Stunden hatten sie ihr schweres Gerät, den aus drei motorisierten Fahrzeugen bestehenden Löschzug, im Sonderzug von Berlin nach Kratzeburg und von dort über die Landstraße nach Granzin gebracht; eine bewundernswerte Leistung der hervorragend ausgebildeten Männer.

Nach kurzem Palaver erhielt ich den Auftrag, den Löschzug nach Krienke zu leiten. Durch das Feuer, die Havel und den Zootzen-See bedingt, bot sich dafür nur noch der weit nach Süden ausholende Weg über Babke an. Sein schlechter Zustand, tiefe Schlaglöcher wechselten mit weiten Strecken mahlednen Sandes, machte mir weniger Sorge als eine kurz vor Babke über die Havel führende Holzbrücke. Als wir sie ohne wesentliche Verzögerung erreicht hatten und der Führer der Feuerwehr ihr dürftiges, drei Meter über dem Wasser schwebendes Gerüst sah, war er sichtlich erschrocken.

„Unmöglich! Ich kann den sieben Tonnen schweren Maschinenwagen nicht aufs Spiel setzen. Wie stellen Sie sich das vor?!“

„Ich stelle mir gar nichts vor. Ich bitte Sie nur, einen Blick auf Krienke zu werfen. Dort, rechter Hand, liegt es. Vielleicht erleichtert Ihnen dieser Anblick die Entscheidung.“

Wir alle sahen die Brandwolken tief hinter dem Zootzen-See über das gefährdete Dorf ziehen. Einen Augenblick noch zögerte der Feuerwehrführer, dann ließ er die Männer absitzen und gab dem Fahrer des Maschinenwagens, des schwersten Fahrzeugs, den Befehl, im Schneckentempo über die Brücke zu rollen. Mit verhaltenem Atem sahen wir dem gefährlichen Manöver zu. Langsam schob sich der Wagen auf den hölzernen Brückenbelag, die Ständer ächzten, die Verspannungen knirschten bedrohlich in ihren Lagern, das gesamte Brückengefüge senkte sich, ein helles, reißendes Splittern — doch der Fahrer lächelte mit dünnen Lippen, nahm keinen Blick vom jenseitigen Ufer und gab keinen Fingerbreit mehr Gas, als ihm befohlen war. Schweigend starrten wir auf die zerbrochene Bohle, deren Enden dumpf auf den Unterbau zurückpolterten, starrten auf die nächste, auf die übernächste Bohle, sahen eine nach der anderen sich unter dem Fahrzeug bis zum Zerreißen spannen und atmeten erlöst auf, als der Wagen glücklich das andere Ufer erreicht hatte. Notdürftig ausgebessert, trug die Brücke auch die beiden leichteren Fahrzeuge über die Havel.

Eine halbe Stunde später kamen wir, von den verängstigten Bewohnern freudig begrüßt, in Krienke an. Hilfreich gingen sie uns sogleich zur Hand, als es galt, den Löschzug für den Schutz des Dorfes einzusetzen.

Gefahren werden aus der Ferne leicht überschätzt; aus der Nähe betrachtet, gewinnen sie ein reales Bild. Zwar war das Dorf schwer bedroht, doch noch brannte den Krienkern das Feuer nicht auf der Haut, noch war es einen Kilometer vom Dorf entfernt. Wirklich erleichtert aber waren wir erst, als wir feststellten, daß das Feuer die quer vor dem Dorf verlaufende Starkstromleitung nur an einer Stelle als leicht zu löschendes Bodenfeuer übersprungen hatte. Eine gute, wenn auch letzte Chance war uns damit gegeben.

Eine Stunde später hatten wir sie erfolgreich genutzt; das Feuer war, nachdem es den Wald bereits in zehn Kilometer Tiefe vernichtet hatte, an der Stromleitung zum Stehen gebracht. Daß sich zum Abend hin der Wind legte, war uns dabei wesentlich zugute gekommen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Und während die Dörfer ringsum geduckt, ohne Schlaf, vom jähem Diskant schriller Sirenen, vom Lärm aufheulender Motore, vom drängenden Stakkato ferner Kirchenglocken, vom hastigen Stampfen ungezählter Füße bedrängt, unter dichten Rauchschwaden lagen, starb der Wald in wilder, flammender Schönheit.

Sich selbst im Sterben schmückend, wie kein Frühling und kein Herbst ihn je geschmückt hatten, starb er eines prunkvollen, triumphalen Todes. Was grün und golden in ihm gewesen war, färbte sich in der trügerischen Euphorie des Sterbens sammetschwarz und blutigrot; über die Seen liefen im Anblick seines erschütternden Endes die Wellen in leuchtendem Purpur, an seiner Bahre flammten von festlichen Pylonen traumhaft bizarre Feuer, stand das Schilf funkelnd und irisierend gleich einer Ehrengarde, in deren gesenkten Degen sich der Widerschein ungezählter Lichtstöcke brach.

Allein Göttern ist ein solcher Tod vorbehalten. Göttern, deren Sterben die Menschen erschüttert, reißen sie doch mit in ihren Tod ein unübersehbares Gefolge lebendiger Leiber: Heerscharen von Käfern, Asseln und Schlangen, von Vögeln, Mäusen und Echsen, von Spinnen und Skorpionen, von Kröten und Faltern. Und die Erde ward wüst und leer, als die Götter gingen und den Menschen allein zurückließen, ihn und einen toten Wald, dessen ausgebranntes Gerippe anklagend in den düsteren Himmel stach.

Oder neidete Zeus, Gottvater und Weltenordner, den Menschen zum andernmal das im Mark der Narthexstaude überbrachte prometheische Geschenk? Beschloß Loki, der Beschließer, das Ende der Welt? Gebot nicht er allein über das Element Feuer, in dem dereinst alles Leben vergehen wird? Breitete nicht schon die Todesgöttin Hel, seine glutvolle Tochter, die Arme aus, alles Leben in ihnen zu ersticken? Kroch nicht schon die Midgardschlange, ihre zügelnde Schwester, über die brennende Erde? Hetzte nicht schon ihr Bruder, der Wolf Fenrir, mit glühenden Lichtern durch die lodernde Nacht? Lachte nicht schon die Riesin Angrboda, Lokis ungebärdige Mutter, im Anblick des Feuersturms über das erbärmliche Geschlecht der ohnmächtigen Menschen?

Nur schwer vermochte ich mich von dem erschütternden Anblick des mitternächtlich brennenden Waldes zu lösen und in die fordernde Wirklichkeit zurückzufinden, als vor mir auf der Granziner Landstraße ein Motorradfahrer auftauchte. Es war Peter Heise, der junge Forstanwärter. Rußgeschwärzt und mit geröteten Augen, doch unbekümmert und übermütig, als habe er soeben einen ersten Preis in einem schweren Hindernisrennen gewonnen, erzählte er, daß er geradewegs von Granzin komme und mit ihm eine direkte Verbindung zur Zentrale gegeben sei. Auf meine Frage, ob ihn der Forstmeister durch das Brandgebiet geschickt habe, lachte er jugenhaft:

„Das gerade nicht. Ich hörte nur, daß die Zentrale gerne gewußt hätte, wie es bei Ihnen aussieht.“

„Und daraufhin sind Sie mit Ihrer Benzinkutsche durch den brennenden Wald gefahren? — Idiotischer Leichtsinn!“

„So schlimm war das gar nicht, wenn auch zeitweise reichlich warm. Doch nun sagen Sie mir, was ich dem Forstmeister über Ihren Abschnitt berichten soll!“

„Dat wi hier ne beistig schöne Nacht hebben, wenn'n dat Fүүr nicht räkent! Doch Spaß beiseite, wir haben den Brand eingedämmt. Wie sieht es in Granzin aus?“

„Der Mangel an Löschmannschaften wird von Stunde zu Stunde bedrohlicher. Die freiwilligen Helfer aus den Dörfern sind abgekämpft, sie setzen sich nach Haus ab und lassen immer breitere Lücken auf der rund 25 Kilometer langen Front offen. Seit vier-

zehn Stunden stehen sie ohne Essen und Trinken im Einsatz. Das Feuer droht an zahlreichen ungesicherten Stellen auf angrenzende Bestände überzuspringen. Vor allem fehlt es an Forstbeamten, die verhindern könnten, daß noch mehr Männer davonlaufen.“

Vor Krienke war diese Gefahr nicht gegeben; hier standen die Löschmannschaften, unterstützt von den Feuerwehrleuten, unter dem Befehl eines energischen Führers, der seine Männer fest in der Hand hatte. Ich entschloß mich deshalb, mit Peter Heise zur Zentrale zurückzukehren.

Es war eine völlig veränderte Landschaft, durch die wir nach Granzin fuhren. Das Wipfelfeuer war erloschen, die Erde lag tot und schwarz im Scheinwerferlicht, die Bäume hoben sich nackt und schwarz aus der Dunkelheit, glitten an uns vorüber und verloren sich hinter uns gleich den Masten einer geisterhaften Armada, die verloren mit ausgebrannter Takelage über ein dunkles, von tiefen Wolken verhangenes Meer trieb. Ihre Besatzung war tot. Nur die grellen Bullaugen, die roten Geschütz- und Verladeluken verrieten, daß im Innern der schwarzen Rumpfe das Feuer weiter wütete; überall glommen noch verwitterte Stubben, loderten Brennholzstöße auf, brachen funkenstiebend Holzbänke zusammen, verglühten auf den Kahlschlägen Kiefernstämme gleich Schlangen, die in ihrem eigenen Fett schmorten. Das Licht des Scheinwerfers huschte über durchsichtige Wacholder, deren geheimnisvollen Zauber das Feuer zerstört hatte, griff in ausgebrannte Dickungen und riß das feine Filigran ihres Astwerks aus der Nachtschwärze, für Sekunden zierliche Arabesken und starre Akanthen vor unsere Augen zaubernd. Bis das helle Band des Führenweges in die Granziner Dorfstraße einmündete.

In der Zentrale herrschte Nervosität. Wehrmachtsoffiziere und Arbeitsdienstführer warteten ungeduldig auf ihre Einheiten, Sorge zeichnete das Gesicht des Forstmeisters, übernächtigt bediente Otto Jührend, der Leiter der Postagentur, den Klappenschrank der Telefonanlage, Verbindungsschnüre, halbgeleerte Kaffeetassen, von Kippen überquellende Aschenbecher, Revierkarten und Telegrammformulare häuften sich auf den hölzernen Tischplatten.

Viel Zeit ließ mir der Forstmeister nicht; kaum hatte ich eine Tasse Kaffee geleert, eine Zigarette zur Hälfte inhaliert, schickte er mich ins Revier Kratzeburg, damit ich mich dort über die Lage informiere. Während Peter mich auf seinem Krad über halbrecherische Wege und Gestelle fuhr, bestätigte sich mir die pessimistische Vermutung der Zentrale: Die Fronten des Feuers waren weithin von Löschmannschaften entblößt.

Mit dem ersten Sonnenstrahl kehrten wir ins Dorf zurück. Einem Aufmarschraum glich es nun, einer sich mehr und mehr verstärkenden Bereitstellung zur Front rückender Truppen. Einheiten der Reichswehr, des Arbeitsdienstes, der Nothilfe trafen in geschlossenen Formationen ein, füllten die Dorfstraßen und ließen uns hoffen, endlich genügend Verbände unter einheitlichem Befehl und in übersichtlicher Aufteilung vor dem Feuer einsetzen zu können.

Inzwischen hatte die Zentrale auch ein klares Konzept für den Einsatz der Forstbeamten gefunden; Werner Hellwig — er war inzwischen in Priesterbäk gewesen und hatte dort seine junge Frau unversehrt vorgefunden — übernahm den Einsatz der Löschtruppen an der Westflanke des Brandgebietes; mir wurde die Ostflanke im Bereich der Reviere Kratzeburg und Priesterbäk zugewiesen. Peter Heise blieb mir mit seinem Krad zugeteilt.

Gegen Mittag standen sämtliche Einheiten in lückenloser Front im Einsatz. Um den nur noch als Bodenfeuer schwelenden, an seinen Grenzen jedoch immer wieder gefährlich aufflackernden Brand wurden im Laufe des Sonntags schmale Gräben gezogen und in den nächsten Tagen auf die erforderliche Breite gebracht. Zwar schien die größte Gefahr gebannt, doch mußten nach wie vor neue Einheiten angefordert und Zug um Zug gegen abgekämpfte Verbände ausgetauscht werden.

Eine weitere Schwierigkeit, die von der Zentrale nicht sogleich vorherzusehen war, ergab sich mit der Frage der Versorgung der Löschmannschaften mit Lebensmitteln

und Getränken. Innerhalb von wenigen Tagen waren fast zehntausend Männer in das Katastrophengebiet geschickt worden; einem Heer von Heuschrecken gleich waren sie über die wenigen Dörfer der Umgebung hergefallen und hatten deren gastfreundlichen Bewohnern keine Krume Brot und kein Stück Butter mehr gelassen. Doch auch dieses Problem wurde in kurzer Frist gelöst; Wehrmachtsbäckereien schafften Brot heran, aus Heeresbeständen wurde Aufschnitt geliefert, Feldküchen und Behälter mit Trinkwasser zentral aufgestellt.

Am Dienstag, dem dritten Tag nach Ausbruch des Feuers, schreckte uns noch einmal eine Alarmmeldung auf: Infolge nicht eindeutig aufeinander abgestimmter Befehle war am Mittag eine Arbeitsdiensteinheit aus dem Kratzeburger Revier abgerückt, ohne den Einsatz durch einen Wehrmachtsverband abzuwarten. Wind war aufgekommen und hatte das im Rohhumus schwelende Feuer erneut entfacht. Wenig später stand eine drei Hektar große Kieferndickung in Flammen. Durch Gegenfeuer und mit Hilfe einer aus dem Nachbarabschnitt abgezogenen Einheit gelang es nach mehrstündigem Einsatz zwar den Brand zu löschen, der Zwischenfall bewies uns jedoch drastisch, wie groß die Gefahr blieb, solange die Trockenheit anhielt und das Feuer im Rohhumus, in Torfaulagerungen und in verwitterten Baumstäcken noch schwelte.

Doch was vorher noch apokalyptisches Chaos schien, gewann unter dem beherrschenden Willen des Menschen alsbald Form und Gestalt. Die Dramatik verzweifelten Ausweichens und jähem Zupackens in ständig die Richtung und Stärke wechselnder Gefahr wich bald alltäglicher Routine und beharrlicher Arbeit. Woche um Woche noch mußten neue Einheiten zur Waldbrandsicherung eingeschleust und bereits eingesetzte abgelöst werden. Da der sehnlich herbeigewünschte Regen ausblieb, dauerte es sechs Wochen, bevor die letzten Waldbrandwachen eingesetzt werden konnten.

Dem „Waldbrand an der Müritz“ — unter diesem Namen ging er in die Forstgeschichte ein — fielen etwa 2000 Hektar Wald zum Opfer; eine Katastrophe, wie sie in den letzten hundert Jahren in den deutschen Forstannalen nicht verzeichnet worden war.

2000 Hektar — das bedeutete den Einschlag von 250 000 Festmeter Stamm-, Gruben- und Brennholz, von mehr als einer Million Bäumen, die gefällt, vermessen, in die Holzlisten aufgenommen und auf ihren Festgehalt berechnet werden mußten. Diese Menge entfiel in etwa je zur Hälfte auf die Staats- und auf die Privatforst. Einem Berg gleich, dessen steile Flanken wir in kurzer Zeit erklimmen mußten, sollte das tote Holz nicht seinen Wert verlieren, stand diese Arbeit vor uns.

Bereits im August setzte das Forstamt Langhagen vierhundert Männer, rekrutiert aus der letzten Reserve an Arbeitslosen, im Schlag ein. Zwei leistungsstarke Sägewerke wurden vor Ort installiert, deren Kapazität ausreichte, die Masse des Schnittholzes in weniger als sechs Monaten durch die Tag und Nacht laufenden Gatter zu jagen.

Bevor noch die vernichteten Bestände abgetrieben waren, lief bereits die Planung für die Wiederaufforstung an. Bereits im Spätsommer wurde in Priesterbäk ein Arbeitsdienstlager errichtet, dessen Belegschaft sogleich mit der Beseitigung des nicht verwertbaren Materials in den jüngeren Beständen begann, um Platz für neue Kulturen zu schaffen.

Weitsichtige Planung, exakte Organisation und persönlicher Einsatz der Beamten, Arbeiter, Sägewerker, Fuhrleute und RAD-Männer führten hier zu einer beispielhaften Leistung.

Die Ursache, die diesen katastrophalen Brand ausgelöst hatte, blieb ein beschwörendes Menetekel für alle, die seine deprimierenden Folgen erleben mußten:

In der Nähe des Bahnhofs Klockow, nördlich der mehrgleisigen Bahnstrecke Neustrelitz — Waren, hatte ein Schäfer unmittelbar an einem zum Wald führenden Graben seine Pfeife ausgeklopft. Der glimmende Tabakrest führte nach einiger Zeit zu einem Böschungsbrennbrand, der bald den Wald erreichte und ihn in Flammen setzte. Der Schäfer wurde mit einem Jahr Freiheitsentzug bestraft.

Fremdstämmige Literatur in Mecklenburger Platt

Ein Vortrag von G e r d L ü p k e

Unter den Autoren, Literaturhistorikern und Wissenschaftlern niederdeutscher Provenienz schwelt mindestens seit Jahrzehnten eine Streitfrage, die immer wieder in den Diskussionen auftaucht — und diese Frage lautet: Soll man literarische Werke aus fremden Sprachen in das Niederdeutsche übertragen? Die Temperatur solcher Diskussionen steigt bis zur Siedehitze, wenn es sich gar um Übertragungen aus Sprachen handelt, die nicht dem engeren germanischen Kulturkreis entwachsen sind. Diese Frage jedoch, ob man also solcherart fremdstämmige Literatur ins Niederdeutsche bringen soll, sei an dieser Stelle gar nicht erst aufgeworfen — sie wird wohl auch nie ausdiskutiert werden. Es sei nur so viel gesagt, daß der Autor dieser Ausführungen sie für sich dahingehend entschieden hat, daß jede literarische Arbeit, ganz gleich, woher sie zu uns kommt, dann übertragen werden darf, wenn sie in ihrem Gedankengut, ihrer Aussage und ihren Bildern dem ihr innewohnenden Sinn oder vielleicht gar Auftrag auch im niederdeutschen Gewand überzeugend gerecht werden kann. Jedoch, das sei noch einmal ausdrücklich betont, nicht darum geht es hier — sondern dies ist lediglich meine persönliche, ganz subjektive Ansicht und Einstellung. Ich habe mir als Ausgangspunkt für die vorliegende Darstellung die wesentlich enger gefaßte Frage gestellt: k a n n man überhaupt literarische Arbeiten fremder, vielleicht gar exotischer Kulturkreise ins Niederdeutsche übertragen? Nur hierzu will ich anhand einiger Beispiele Stellung nehmen.

Seit Jahrzehnten übertrage ich unter anderem Arbeiten zeitgenössischer pakistanischer Autoren — und zwar in die hochdeutsche Sprache ebenso wie in die niederdeutsche. Dabei ist es selbstverständlich, daß ich für solche Übertragungen den mir geläufigsten Dialekt der plattdeutschen Sprache, den mecklenburgischen, verwende. Im Zuge dieser Arbeit brachte mich bereits vor mehr als zehn Jahren einer meiner pakistanischen Partner, der leider schon 1971 verstorbene Autor und Literaturhistoriker Tirihtdas Hotchand, mit dem heute etwa 50jährigen Sheikh Ayaz zusammen, — einem pakistanischen Autoren, der Verse schreibt, in denen sehr deutlich etwas aufklingt, das man vielleicht „den globalen Pessimismus in der Literatur unserer Zeit“ nennen könnte. — Die folgende Arbeit von Ayaz entstand 1964 und wurde im gleichen Jahr von mir ins Hochdeutsche und ins mecklenburgische Platt übertragen — Sheikh Ayaz ist im übrigen in Deutschland bis zur Stunde noch gänzlich unbekannt. Sein Gedicht heißt: „Das Herz der Menschen“.

Ich blickte in das Herz der Menschen,
und mir schien, daß es ein Brunnen war,
drin Bilder schwammen von den fernsten Sternen.
Ich aber wollte sehen, was darunter ist,
zog einen Eimer voller Wasser aus dem Brunnen —
und siehe:
ich fand Bitterkeit und Leid und Elend zweier Welten.

Die plattdeutsche Version dieses Gedichts überschrieb ich „De Sood“.

Ick keek de Minschen in ehr Hart
un fynn ein'n blanken Sood,
wo up dat Wader Biller swömmen
von dat Mandschipp un den Groten Wagen.
Man ick wull weiten, wat dor unner wier
un trök den Emmer vull mit Wader

101

ut den deipen Sood —
un süh:
Ick fünn dor Not un Pien un Elend in
un fünn väl Leed
ut disse un ein anner Welt.

Das folgende Gedicht wurde ursprünglich in ukrainischer Sprache geschrieben; sein Autor ist Taras Grigorjewitsch Schewtschenko (1814 bis 1861), einer der größten Dichter Südrußlands.

Morgen am Dnjepr

Wie auch der breite Dnjepr tost und stöhnt,
der Wind verweht sein Klagen.
Schlanke Weidenzweige biegt er in die Flut,
hebt Wellen drüber hin.

Der blasse, volle Mond fand seine Zeit,
schaut durch die windgetürmten Wolken
auf das Boot, das wiegend schaukelt,
und das andre auch, das still versinkt.

Kein Lärm —
noch krächte nicht der dritte Hahn.
Die Esche kracht nur,
Schnepfen rufen hin und her.

Dann gehn die Mädchen auf das Feld.
Im Schreiten singen sie das Lied
von einer Mutter, die den Sohn
weinend zu den Soldaten führt.

Morgen an'n Strom

Bülgen starben up de Äuwerkant —
de Wind weiht all ehr Klagen weg,
bögt brune, smiedig Wiedentelgen deip hendal
un böhrt in't Späl dat Wader öwer hen.

De bleike, vulle Mand fünn siene Tiet,
kiekt öwer düstergriese Wulkenhümpel
up dat Boot, dat an den Steg sick weigt,
un up dat anner ok, dat still versackt.

Kein Larm — dat Swiegen liggt in't gräune Rieth.
Noch hett de Hahn dat drüdde Mal nich kreiht.
De Esch hett in ehr dröges Holt man knackt,
un Bekassinen raupen hen un her.

Dor kamen Dierns all up den Acker rut
un singen, as se gahn, dat olle Leed
von eine Mudder, de den letzten Söhn,
de ehren Jung na de Suldaten bringt.

Aus Wales in Südengland stammt Eifion Wyn Roberts, 1936 geboren. Er gab mir vor vielen Jahren bereits ein Gedicht zur Übertragung, ein sehr „junges“ Gedicht, das ursprünglich in walisischer Sprache stand. Auch diese Arbeit ist bislang in Deutschland nicht gedruckt worden.

Zeit

O bittre Zeit, die neidisch unsre Jugend stiehlt
und wie der Plapperbach sie unaufhaltsam weiterspült,
daß wir am End versinken in den dunklen grünen Tod
oder vergehn wie Tau, wenn frühe Sonne loht.

Ich habe nächtelang mit dem Autor gerade über dieses Gedicht diskutiert, um die tiefsten diesbezüglichen Gedanken und Ideen des Dichters herauszubekommen und um den Sinn der Metaphern ganz genau zu erkennen. Danach ist dann die stark erweiterte Übertragung ins Plattdeutsche entstanden, die all das, worüber wir gesprochen hatten, einzufangen versucht — und in der eine der gravierendsten Eigenarten der plattdeutschen Sprache, nämlich abstrakte Gedanken in reale Bilder umzusetzen, wohl besonders deutlich wird.

Tiet

O bitter Tiet, du nümmt uns Dag üm Dag
un Stunn üm Stunn all dat,
wat wi mit beide Füüst nich hollen können.
Du flüttst an uns vörbi as Wader in de Bäk,
dat dörch de Wischen flustert
un dat nie nich wedderkümmt.
O dat wi starben möten!
Dat wi sacken dal in Stoff un Graw!
Künn ick ut disse Welt doch gahn
as an den gräunen Halm de Druppen,
wenn de frische witte Sünn
em in den Morgenhäben böhrt.

Nun sind es aber nicht nur literarische Werke aus neuerer oder gar neuester Zeit, die ich ins Plattdeutsche übertragen habe! Die älteste Arbeit, mit der ich mich beschäftigte, wurde vor fast 2400 Jahren geschrieben — und zwar handelt es sich dabei um die „Apologien des Sokrates“, verfaßt von dem griechischen Philosophen Platon (427 bis 347). Dieser Versuch, die genialen Apologien des antiken Weisen ins Plattdeutsche zu übertragen, mag gewagt erscheinen — immerhin wurde das Ergebnis in Hörspielform unter dem Titel „Gerichtsdag“ bereits mehrfach von Bremen und Hamburg gesendet und fand ebenso konstruktive wie positive Kritik. Das Hörspiel, das ich in die Vorreformationszeit einer Hansestadt an der Ostsee verlegte, geht von einer politisch und religiös, gesellschaftlich und kulturell ähnlichen Situation aus wie sie zur Zeit des Sokrates in Athen bestanden hatte — soweit man da überhaupt vergleichen kann. Anstelle des Sokrates steht vor dem Gericht der Hansestadt der Magister Nikolas Runge. Er ist der gleichen Vergehen angeklagt wie weiland der griechische Philosoph — und so wie Sokrates wird auch Nikolas Runge zum Tode verurteilt. Das Hörspiel beginnt mit Versen, die zwar noch nicht wirkliche Übertragungen sind, die jedoch Gedanken aus den zu übertragenden Apologien in einer Art Prolog zusammenfassen. Sie lauten:

Solang de Welt sick dreiht, stahn Minschen gägen Minschen,
un Leege fall'n as Gaude unner dat Gericht.
So wier't in Babylon, in Juda un Ägypten,
in Griechenland, Phönizien, in Byzanz un Rom.
Wier ok nich anners in de letzten dusend Johren —
un Chronos weit, wat Minsch den Minschen dahn.

Ich kann hier natürlich nicht das gesamte einstündige Hörspiel wiedergeben, möchte aber, um einen Gesamteindruck zu geben, zumindest ausschnittsweise den dritten

Teil der Apologien in meiner Übertragung zitieren — die Partie also, in der Sokrates, hier Nikolas Runge, noch einmal zu seinen Richtern spricht, nachdem er das Todesurteil vernommen hat. Diese Passage lautet:

„Seht, ji Herren Richter, mi is wat Wunnerlichs taustött. Ji möten weiten, siet mien Kinnerjohr is'n Stimm in mi, de mi alltiet tau mienen besten wohrschaut hett, wenn ick wat nich daun süll. Vilicht hebben ji 'n annern Nam för disse Stimm. . . Öwer dat sall nu sien as dat is — disse Stimm, de is in de letzte Tiet woraftig ümmer wedder luut und düttlich för mi tau hören wäst — un se wier mi wedderdänsch ok in de lüttsten Dingen, wenn ick de nich up rechte Ort daun wull. Nu öwer is dit hier un hüt öwer mi kamen, wat woll männigein för den gröttsten Grugel up disse Welt höllt un wat överal för dat Leegst ankäken ward. Un doch hett de Stimm swägen! Hett swägen, as ick hüt morgen ut mien Hus keem — as ick in dissen Saal hier güng — un ok, as ick räden deed. Vör Gericht hett se mi de ganze Tiet, — ick möcht seggen un daun, wat ick wull, — nich einmal Wedderpart dahn. Wat öwer sall ick mi dorbi denken? Ick will't jug seggen: Dat, wat ick nu beläben dau, dat mag ja woll — wat Gaudes sien! Künn dat nich angahn, dat de Lüüd gornich recht hebben, de dor seggen, de Dod is wat Leeges? Denn de Stimm harr sick doch gägen mi sett't, wenn ick nich dorbi wier, wat tau daun, wat recht und gaud is!

So lat't uns denn seihn, wo väl Hapen wi hebben können, dat de Dod wat Gaudes is. Tauierst hebben wi dor den Häben un de Höll — un dor is Gott. Man dat is de anner Siet, un der möt de Minsch an glöben — so as ick dat dau, ji Herren!

Wat öwer is uns Siet, na de wi fragen können, solange as wi läben? Wat is dat öwerhaupt: dot sien? Is dat so as gor nich sien? So dat ein nix miehr fählt un süht un hört un nix miehr denkt? Orrer ward uns Sääl man ümsett't, ward se rövernahmen von hier an ein anner Städ?

Lat't uns de Antwort versäuken up de ierst Frag, ji Herren: Wenn de Minsch gornix miehr fählt, nadäm dat he dot is — wenn he man slöppt un hett nich mal'n Droom — denn hebben wi mit den Dod doch wat wunnen, wat wi gor nich bäder kriegen können! Denkt doch man mal, ji harren so ein Nacht hatt, harren slapen so deip un fast, dat ji nich mal dröömt hebben — un hollt disse Nacht gägen all de annern Nachten un Daagen von jug Läben. Denn öwerleggt, — un öwerleggt gaud, segg ick jug! — woväl Dagen un Nachten ji in jug Läben hatt hebben, de bäder wieren as disse Nacht. Ick glöw gewiss, denn finnen nich blot ji, nee, denn finnt ok de Kaiser sülben ut, dat he son Daag un Nachten an de Finger von ein Hand aftellen kann. Un wenn diz denn de Dod is, denn mein ick doch, wi harren mit em wunnen — denn all de Tiet un all de Ewigkeit is denn ja nich länger as disse eine Nacht.

Bedüd't de Dod öwer, dat wie von hier utwannern an ein anner Städ, — un dor sünd denn, as dat seggt ward, all de tausamen, de vör uns stürben — künn dat denn woll wat gäben, wat noch miehr tellt? Denn kiekt doch: Wenn ein in disse anner Welt ankümmt un hett achter sick laten de Richter, de man so heiten, denn dröppt he dor doch de rechten, de gauden Richter!

Denn steiht he vör Minos un Salomon un Moses — un steiht in't Letzt vör Christus — steiht vör de, wecke gerecht wieren in ehr Läben. Un wier dat Utwannern dorehen woll wat Leeges? Ein künn tausamensitten mit Homer un Euripides an einen Disch, mit Tacitus un Plautus, Petrus un Paulus un Augustin — wat süll de Minsch dor woll nich för gäben?! Ick tauminnst will giern teihnmal starben, wenn dit woehr is! Stellt jug doch vör, ick drap dor all de Minschen, de ok an unrecht Gericht un Boshafteigkeit tau Grunn gahn sünd: de Märtyrers un Ovid un Herrn Johannes Hus vilicht. Un dat, wat de taustött is, dat kann ick gägen mien eigen Läben setten un denn seihn, wat Wahrheit is! Un dat Allergröttst: All de dor up de anner Siet, de kann ick fragen, kann ehr nagahn un kann utfinnen, wecker woraftig klauk is. Wat süll ein dor woll nich för gäben, wenn he den Cäsar utfragen kann oder Hannibal un Barbarossa un Kaiser Carolus den Groten un all de välen annern, de in de Bäuker stahn! De all tau

fragen un mit se tau räden un alls öwer se uttauffinnen, wat se dacht un dahn hebben un wat se nu denken — wier dat nich dat Höchst? Un se bringen einen dorför nich mal tau Dod' dor dröben! Denn ein is dor ja nich blot selig in sien Glück — nee, ein kann ja ok nich miehr starben . . . Wenn dat woehr is, wat seggt ward.

So möten denn ok ji nich mit Bang gägen den Dod anseihn, ji Herren Richter. Ji sallen man vör Ogen hebben, dat för den gauden Mann nix Leeges is — in't Läben nich un ok in den Dod nich — un dat Gott uns Saak nich fallen lött. Dat is ja ok kein Taufall, dat mien eigen Saak jüst so utlophen is as ji dat mitbeläwt hebben: Ick weit, för mi is dat best tau starben un aftaukamen von all disse Mäuh. Dorvon ok hett mi de Stimm nich taurüchhollen — un dorvor bün ick ok nich in Raasch gägen de, wecke Anklag dahn noch gägen de, wecke mi schullig spraken hebben. Ick bitt man: Wenn mien Kinner grot sünd, denn sett't ehr so tau as ick jug tau sett't heff, wenn ji meinen, dat se sick miehr Sorgen maken üm Geld un Macht as dorüm, gaud tau sien. Un wenn se meinen, se wieren wat un sünd doch nix, denn hollt ehr dat so vör as ick dat bi jug deed — dat se dor nich för sorgen, wo se för sorgen süllen — un dat se den Dünkel hebben, wat tau sien, wo se doch nix sünd. Wenn ji dat daun, ji Herren, denn sünd ji in't Letzt doch noch gerecht tau mi wäst — tau mi un tau mien Kinner.

Öwer — nu is de Tiet woll dor, dat wi gahn: ick tau starben un ji tau läben. Wecken sien Weg öwer bäder is, dat weit keinein von uns — dat weit allein Gott!“

Das stark monologisierte Hörspiel „Gerichtsdag“ habe ich ausklingen lassen mit Versen, die als ein Epilog in etwa die Hauptgedanken der gesamten Arbeit zusammenfassen. Sie lauten:

Un doch: de Minsch kann blot den Liew tau Dode bringen;
kein Knecht, kein Büttel makt dat dot, wat ein hett dacht —
un sülvst de Richter halt dat lüttste Wurt nich wedder,
wat seggt ist! Wüürd sünd fixer as Gewalt und Macht!
Dat Läben hürt den Dod, Tiet is man Ogenblinken,
de Welt vergeiht — allein dat Wurt bliwt stahn!

Soweit die Auszüge aus meiner Übertragung oder besser Nachdichtung der Apologie des Sokrates in den mecklenburgischen Dialekt der niederdeutschen Sprache.

Lassen Sie uns nun wieder zurückkehren zu meinen Lyrik-Übertragungen. Die beiden letzten Proben, die ich Ihnen vorstellen will, kommen wiederum aus Pakistan. Da stand ich in sehr engen Beziehungen zu Jhamandas Bhatia, der mich seinen Bruder nannte und der für meine Begriffe einer der bedeutendsten Dichter Pakistans überhaupt war. Er schloß am 30. Dezember 1965 die Augen für immer.

Ich übertrug, kommentierte und interpretierte fast das gesamte Werk des Jhamandas — vor allem seine lang geschwungenen, rhapsodischen Hymnen. Diese Nachdichtungen fanden Verbreitung in einer Reihe von Vorträgen, in Artikeln für verschiedene Zeitschriften und Anthologien und schließlich in einer Anzahl von Rundfunksendungen, die über die meisten deutschen Stationen ausgestrahlt wurden. Einige dieser Arbeiten übertrug ich dann auch in die plattdeutsche Sprache — Nachdichtungen solcher Art hatte es vorher nicht gegeben. Überhaupt existieren außer meinen Übertragungen der Werke des Jhamandas Bhatia bisher keinerlei weitere in deutscher Sprache.

So stelle ich im folgenden zwei Übertragungen von Gedichten des Jhamandas Bhatia zur Diskussion, die ursprünglich in der pakistanischen Sindh-Sprache standen, und deren englische Version ich vom Dichter selbst erhielt. Diese Arbeiten setzen deutlich die alten literarischen Traditionen des Industales fort, sind jedoch in Gehalt und Aussage geprägt vom Geist unserer Zeit. Ich werde Ihnen wiederum zunächst die hochdeutsche und dann die jeweilige plattdeutsche Fassung vorstellen. Das erste Gedicht trägt den Titel „Das Lied von der Heimat“.

Vom frühen Morgen bis zur späten Nacht
 gehst du und gehst
 und siehst gebannt nach vorn,
 um mit den Augen in der Nacht dein Ziel zu suchen.
 Aber die Entfernung wächst,
 wenn plötzlich Licht und Stimme
 in dein Dunkel fallen.
 Lasse deinen Weg, mein Bruder,
 laß dein Suchen nicht verfälschen.
 Sprich und glaube:
 „Unsre Heimat ist so nah,
 sie ist noch Ewigkeiten näher
 als das allernächste Hier!“

Dat Leed von uns Heimat

Von'n frühen Morgen in de laate Nacht
 geihst du un geihst
 un süht as bannt na vörn
 un söchst dien wohre Heimat.
 Wat du öwer gahn un säuken deist,
 dien Weg ward ümmer länger,
 un du steihst un deckst de Ogen,
 wenn dat Licht
 un wenn de Stimm
 upmal von baben up dien Schullern fallen.
 Paß up dienen Weg, mien Brauder,
 dat dien Säuken nich dien Läben düster makt.
 Segg du — un glöw doran:
 „Uns Heimat ist dicht bi,
 is Ewigkeiten neeger
 as dat allerneegste Hier un Nu!“

Das andere Gedicht des Jhamandas schließlich, das ich Ihnen vorstellen will, befaßt sich mit der Geringfügigkeit des Menschen vor der Natur und vor Gott, der für Jhamandas die personifizierte Liebe ist. Der Dichter schreibt in seinem „Lied von der Vernunft“:

Es wurde wieder Sommer —
 Wolkentürme wachsen
 bis zur hohen, gelben Sonne,
 dann fällt Regen.
 Alles wechselt,
 doch wir wissen nicht den Grund,
 weil wir nicht sehen können
 über jene Mauer
 jenseits menschlicher Vernunft.
 Sie kann wohl kritisch prüfen,
 unsere Vernunft.
 Sie kann das dürre Feuer
 lodern lassen durch die Nacht;
 sie kann auch Wünsche unsres Geistes
 über uns hinaus zur Höhe heben.

Aber über jene Mauer dringt sie nicht,
weil aus dem Lande jenseits unserer Vernunft
der Ruf des Herzens nur die Antwort findet, —
jenes Herzens, das da wirbt und lockt
und ohne Worte
unaufhörlich nach der Liebe fleht.

Dat Leed von uns Klaukheit

Is wedder Sommer worrn —
dor wassen Wulkenbööm
vör unse Ogen in den lichten Häben,
un de gäle Missingschiew,
de Meddagssünn,
legt mäud sick in ehr Kronen dal.
Denn ward dat Harwst un Winter,
na de Hitt kümmt Rägen,
alles wesselt —
man bi all uns Klaukheit
seihn wi nich den Grund.
Gewiß, Vernunft kann seggen,
wat uns deint,
wat gaud is un wat nich,
kann gor dat lüttste Fier
mächtig blucken laten in de düster Nacht.
Man ut dat Land,
wat up de anner Siet
von all uns Klaukheit liggt,
dor kümmt uns Antwurt blot,
wenn ganz ahn Wüürd uns Hart
mit all sien Leiw na dröben röppt.

Das also waren einige meiner Übertragungen aus fremden Kulturkreisen in den mecklenburgischen Dialekt der plattdeutschen Sprache. Ich meine, diese Nachdichtungen können durchaus Beweise dafür sein, daß unsere niederdeutsche Sprache trotz aller Unkenrufe noch immer viel Eigenständigkeit und Absorbierungsvermögen, viel unverbrauchte Naturkraft und einen umfangreichen, originalen Wortschatz besitzt. So ist es meines Erachtens durchaus möglich, auch fremdstämmige literarische Arbeiten, die natürlich sorgsam ausgewählt werden sollten, in diese Sprache einzuschmelzen. Und ich bin darüber hinaus der Ansicht, daß solche Arbeiten, wenn sie mit aller gebotenen Sorgfalt ausgesucht und übertragen werden, keine Fremdkörper bilden müssen — sondern daß sie durchaus eine echte Bereicherung der niederdeutschen Literatur sein können.

20 Jahre Karbe-Wagner-Archiv

Am 6. Dezember 1976 kann das Karbe-Wagner-Archiv, kurz KWA genannt, auf ein 20jähriges Bestehen zurückblicken.

Die ersten zehn Jahre nach der Gründung, die 6 Wochen nach dem Tode des Heimatforschers Walter Karbe durch Annalise Wagner erfolgte, waren sehr schwer: finanzielle Mittel, weder Raum noch Hilfe gab es, und die Gründerin mußte das Archiv mit den Sammlungen und dem Nachlaß W. Karbes nebenberuflich aufbauen und betreuen. Da galt es vorerst, das ihr vermachte schriftliche und bibliothekarische Erbe Karbes zu ordnen und zu erschließen. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, dem hochverdienten W. Karbe in einer Biographie ein Denkmal zu setzen. So erschien schon 1957 im Rostocker Hinstorff Verlag von Annalise Wagner: „... der sich die Heimat erwanderte“. Leben und Werk dieses Mannes, seine Verdienste in der Archäologie, Naturwissenschaft, als Referent für den Verein der Geschichte und Heimatkunde Mecklenburg-Strelitz, als Konservator am Landesmuseum Neustrelitz (Abt. Geologie, Archäologie, Numismatik und Volkskunde) sowie als Bibliothekar der Landesbibliothek in Neustrelitz.

Sein universelles Wissen in allen Gebieten der Regionalgeschichte und der Naturwissenschaft (s. die umfangreiche Korrespondenz mit den Wissenschaftlern im In- und Ausland) hat in seiner fünfzigjährigen Tätigkeit bei den drei großen Kultur-Instituten des ehemaligen Landes Mecklenburg-Strelitz in Neustrelitz jedermann in Erstaunen gesetzt, gleichviel, ob man sich schriftlich oder mündlich an ihn um Rat und Auskunft wandte. Unvergesslich wird von allem sein und bleiben, daß W. Karbe es war, der die kostbare Landesbibliothek (130 000 Bde.) vieler Wissensrichtungen mit vielen Inkunabeln und Raritäten 1945 vor der Zerstörung schützte und rettete. Viele Wochen hat er Tag und Nacht das Parkhaus nicht verlassen, um als Einziger das große Haus und seine geliebte Wirkungsstätte, in der er fünf Jahrzehnte als Landesbibliothekar und Konservator gewirkt hatte, vor Feuer, Zerstörung und Ausplünderung zu schützen. Die Verfasserin dieser Zeilen konnte als letzte Gewährsperson dieses Instituts einem Bibliotheksratsanwärter bei der Erarbeitung der Geschichte dieser Landesbibliothek helfen und somit auch W. Karbe als Retter dieses kulturellen Erbes ein Denkmal setzen.

Leider wurde 1950 aus unbegreiflichen fadenscheinigen Gründen die Landesbibliothek aufgelöst und nach Schwerin — Rostock — Berlin — Gotha gebracht.

Unter der eifrigen nebenberuflichen und zum Teil ehrenamtlichen Arbeit im KWA wuchsen die verschiedenen Bestände erfreulich an. Ab Januar 1965, der Staatlichen Anerkennung des KWA, wurden Haushaltsmittel und eine Planstelle für das KWA zugesichert. Die Einrichtung wurde dem Bezirksmuseum in Waren damals unterstellt. Jetzt konnte die Gründerin des KWA hauptberuflich Leitung und weiteren Aufbau und Entwicklung des KWA übernehmen, vorerst mit zwei Räumen. Heute sind bereits zwei Planstellen mit Archivaren besetzt. Bis 1971 konnten 800 neue Bücher der Mecklenburgica Bibliothek zugeführt werden.

Wurde sich in den Anfangsjahren auf Südostmecklenburg beschränkt, so wurden aber bald alle drei Nordbezirke mit betreut, ohne den Bezirk Neubrandenburg als Schwerpunkt zu vernachlässigen. Von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart, Stadt- und Dorfgeschichte, Kunst, Literatur inkl. Niederdeutsch, Volkskunde, Personengeschichte (inkl. Fürstengeschichte) sowie Theatergeschichte usw. Es wurde auf allen Gebieten in Buch- und Handschrift, in Foto und Grafik, auch in Exponat für das künftige Heimatmuseum gesammelt und geforscht. Wichtig für die Geschichte der neuen Zeit wurde die zeitgeschichtliche Abteilung mit den Aufsätzen und Nachrichten aus Presse und Zeitschrift der letzten Jahrzehnte. Diese Abteilung mit etwa 145 Sachge-

bieten und über v i e l e Zehntausende von Dokumenten ist hervorragendes Chronikmaterial. Die Fotothek mit Filmen und Diareihen sowie die Postkartensammlung umfaßt ebenfalls viele tausend Stücke.

Eines der interessanten und wichtigen Gebiete im KWA, das A. Wagner besonders hartnäckig betreute, wurde die Personengeschichte, die verdiente Persönlichkeiten der letzten Jahrhunderte bis in die Gegenwart umfaßt. Alle Wissensgebiete der Persönlichkeiten werden auch hier gepflegt (inkl. die Gegenwartskünstler der Bildenden Kunst und Literatur) in den drei Nordbezirken.

Es kann auf diesem beschränkten Raum nicht auf die weiteren Sachgebiete eingegangen werden. 1967 wurde noch eine Handschriften-Abteilung aufgebaut, die auch schon einige hundert Nummern von Arbeiten vieler Heimatforscher und Chronisten aufweist.

Seit 1966 gab die Stifterin des KWA vorerst aus eigenen Mitteln eine Schriftenreihe heraus, um die gesammelten Schätze des Archivs den Interessenten und Freunden der Heimatkunde nahe zu bringen. Der große Erfolg dieser Hefte, die Landeskunde, Stadtgeschichte, Volkskunde, Theatergeschichte und Kunst behandeln, bestätigte das Bedürfnis von Jung und Alt nach Kunde der Heimatgeschichte in Wort und Bild. Es wurde damit versucht, die große Lücke auf dem Gebiet heimatkundlicher Literatur schließen zu helfen. Eine Lücke! Ist den Lesern dieser Zeilen bewußt, daß der Bezirk Neubrandenburg auf dem Gebiet der Quellenforschung und der historischen Forschung kein Staatsarchiv, keine Wissenschaftliche Allgemeinbibliothek (früher Landesbibliothek genannt), kein Staatliches Museum (früher Landesmuseum) mehr besitzt? Wie reich sind alle anderen Bezirke, besonders Schwerin und Rostock! Es war einmal auch bei uns alles da! Der faschistische Gauleiter Hildebrandt sorgte dafür, daß unser Landesarchiv nach Schwerin kam, 1945 brannte das Neustrelitzer Schloß mit dem kostbaren Landesmuseum ab und 1950 wurde die Landesbibliothek aufgelöst.

Mit dem KWA schuf die Verfasserin dieser Zeilen eine Basis für den Bezirk Neubrandenburg für ein präsenten Gedächtnis in seinen vielen regional bezogenen Abteilungen.

Zwanzig Jahre wird nun an dieser Quellenforschungsstätte gearbeitet. Karbes Lebensarbeit sowie die Arbeit der Stifterin (110 Jahre) sind mit den Arbeiten anderer Heimatforscher hier als kulturelles Erbe wertvolle Dokumente in Werden und Sein Südostmecklenburgs.

Ein Teil der Bibliothek des KWA sowie die gesammelten musealen Exponate wurden bei der Stiftung des Neustrelitzer Museums dieser Einrichtung übergeben, dazu gehört auch die glasgeschichtliche Sammlung, die bei der Eröffnung des Museums zur Ausstellung kam. Die große wertvolle papiergeschichtliche Sammlung verblieb im KWA. Es ist der Wunsch der Verfasserin dieser Zeilen, der Stifterin des KWA und Museums, daß sich beide Institute fernerhin regen Besuchs erfreuen mögen.

A. Wagner

Bücher und Buchbesprechung

Neue Preußische Jahrbücher,

herausgegeben von Uwe Greve, 1. Jahrgang 1975; Preußen-Verlag Arnold Boldt, Eutin. 293 Seiten, in Leinen gebunden DM 25.-

Der vorgenannte, 1975 gegründete Verlag hat als eines seiner ersten Verlagswerke die „Neuen Preußischen Jahrbücher“ herausgegeben. Preußen, dem so gedankenlos nachgesagt wird, es sei nichts anderes als ein Untertanenstaat gewesen, war, aufs Ganze gesehen, liberaler, als viele es wahrhaben wollen. Ausdruck dieser bedingt freiheitlichen Staatsgesinnung sind u. a. die seit 1858 erschienenen liberalen Preußischen Jahrbücher. Gesinnung und Geist, die ihnen zugrunde liegen, wollen die „Neuen Preußischen Jahrbücher“ wieder aufnehmen. Darüber berichtet Uwe Greve in seinem einführenden Beitrag „Warum ‚Neue Preußische Jahrbücher‘?“ Wie ein roter Faden ziehen sich durch diesen ersten Band die Frage- und Problemstellungen eines neuen Geschichtsbewußtseins, eines erneuerten Staats-, Wehr-, Kultur- und Sprachbewußtseins.

In einer längeren Untersuchung geht Brigadegeneral a. D. Heinz Karst den Ursachen des „Linkstrends in der Jugend“ nach. „Chance oder Gefahr?“ lautet im Untertitel seine Problemstellung. Es gibt zwar keine Rezepte, wohl aber Möglichkeiten für eine Umkehr, wenn die ältere Generation sich mehr der Jugend annimmt, ihr echte Leistung abfordert, an sich selber ein strenges Maß an Sittlichkeit auf religiöser Basis anlegt und zu deuten weiß.

Zu einem besseren Verständnis für die deutsche Vergangenheit will der Aufsatz „Geschichte als Element der Gegenwart“ von Ulrich Abraham verhelfen. — Berlin, das Metekel eines siegreichen Koalitionskrieges ohne Friedensschluß, wird in zwei Aufsätzen behandelt. Botschafter a. D. Ferdinand Friedensburg schreibt über „Berlin — Vermächtnis und Auftrag“. Horst Peters gibt einen ausführlichen Bericht über den „Preußischen Kulturbesitz in Berlin“.

Heinz Burneleit setzt sich mit dem Kontrollratsbeschluß vom 28. Febr. 1947 auseinander, durch den die Alliierten den Staat Preußen für aufgelöst erklärten. Seine Studie „Preußen lebt“ soll keine bloße Betrachtung, sondern „ein Anruf“ sein, der der Zukunft Deutschlands dienen will. „Unsere private und öffentliche Moral hat schweren Schaden erlitten“. Dem setzt Burneleit „Preußen als Idee“ entgegen, die in dem Ethos der Verpflichtung und des Dienstes an der Gemeinschaft ihren höchsten Ausdruck findet. In diesen Gedankenkreis reiht sich zwanglos Max Kobbert mit seinem Beitrag „Drei Gespräche mit Kant“ ein. Sie bringen Kerngedanken aus der Sittenlehre des großen Königsberger Philosophen.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt die aufschlußreiche Abhandlung von Uwe Greve über „Die deutsche Sprache im Spannungsfeld der Politik“. Der Verfasser weist auf die einschneidenden Folgen für die Entwicklung der deutschen Sprache hin, wie sie sich aus der deutschen Teilung nach dem zweiten Weltkrieg sowohl durch die Aufnahme von Wörtern aus dem russischen als auch aus dem englisch-amerikanischen Sprachraum abzeichnen beginnt. Überdies hat ein und dasselbe Wort in beiden Teilen Deutschlands oft nicht mehr die gleiche Bedeutung.

Mit dem Problem der Entspannungspolitik befaßt sich General a. D. Hans Speidel in seiner Abhandlung „Sicherheit und Entspannung“. Speidel warnt vor einer „Entspannungseuphorie“. — Über die deutschen Grenzen hinaus führt uns André Thomashausen mit seiner Arbeit „Portugal im Wandel — Wiedergeburt oder Untergang eines Staates“. Nach einem kurzen Überblick über Portugals Geschichte und Tradition werden die Kämpfe der rivalisierenden Kräfte des Landes in unserem Jahrhundert bis zum Jahr 1974 ausführlich behandelt. Zu den damit verbundenen Problemen nimmt der Verfasser einen eigenen Standpunkt ein.

Überblicken wir nach dieser Übersicht den ersten Band der „Neuen Preußischen Jahrbücher“, so ergibt sich das schlichte Urteil, daß der Versuch, die gute alte Tradition der von 1858 bis 1936 erschienenen Jahrgänge der „Preußischen Jahrbücher“ wieder aufzunehmen und gemäß den Erfordernissen unserer Zeit fortzusetzen, durchaus geglückt ist. Der Leser dieses Bandes wird dem neuen Band 1976 erwartungsvoll entgegensehen!

Fritz Reuter Gedenkschrift

Herausgegeben von Heinz C. Christiansen
Verlag Rodopi N. V. Amsterdam, 221 Seiten, 1975

Preis: 50 Holl. Gulden

Diese Gedenkschrift ist die wichtigste von allen Publikationen, die aus Anlaß der 100. Wiederkehr von Reuters Todestag (12. 7. 1874) erschienen sind. Der Herausgeber ist Professor am Department of German an der Universität Chicago (USA). Fritz Reuter ist eines seiner speziellen Forschungsgebiete. Er entdeckte 1972 in North-Bergen, New Jersey USA, ein Original-Manuskript von Reuters „Kein Hüsung“, von der er in einem Beitrag seiner obigen Gedenkschrift eine genaue Beschreibung gibt. Die übrigen Beiträge stammen von Forschern verschiedener literarischer Gebiete, wie z. B. biographischer, sprachwissenschaftlicher, literarhistorischer und ästhetischer Art. Drei Beiträge sind in amerikanischer bzw. britischer Sprache abgefaßt. Den Gesamt-Inhalt referiert der Herausgeber prägnant in seinem Vorwort, aus dem wir im folgenden zitieren:

„Der vorliegende Band bringt Forscher aus der BRD, der DDR, den USA und Schottland zusammen, die sich in ihren Beiträgen mit einer Reihe von Themen beschäftigt haben. J. Gundlach behandelt die Reuter von der Universität Rostock verliehene Ehrendoktorwürde aus den dokumentarischen Quellen. Eine literaturwissenschaftliche Abhandlung bringt L. Foerste, die sich mit dem Humor als ordnendes und einigendes Prinzip der „Franzoesentid“ und „Stromtid“ Romane befaßt. B. Groseclose und J. Groseclose setzen sich mit den malerischen und zeichnerischen Versuchen Reuters auseinander. Der sprachwissenschaftliche Beitrag von D. Taylor untersucht orthographische und phonologische Aspekte einiger früherer „Läuschen“ Reuters. H. Christiansen bringt „Eine Beschreibung der wiederaufgefundenen Handschrift zu „Kein Hüsung“, und eine auf den neuesten Stand gebrachte Auswahlbibliographie der Sekundärliteratur über Reuters Leben und Werk. Es folgt eine kurze Darstellung der Fritz-Reuter-Gesellschaft von W. Lehmbecker. B. Murdoch liefert eine vergleichende Studie über Reuter und Scholem-Alejchem, sowie eine Auseinandersetzung mit theoretischen Fragen der Mundartforschung und Komparatistik. R. Hofmeister beschäftigt sich mit dem Ansehen der Mundartliteratur aus historischer Sicht, und U. Bichlel mit der Wirkung des Ansehens der Mundart auf die Wertung der Mundartliteratur. R. Schnell bespricht Aspekte der Thematik der modernen niederdeutschen Lyrik und ihre Einordnung in die gesamte deutsche Lyrik der Nachkriegszeit, und J. Schütts Analyse weist auf Beispiele moderner niederdeutscher Lyrik, die über den traditionellen Themenkreis hinausgegangen sind und wegweisend in die Zukunft zeigen.“ H. Wesche beschließt den Band mit einem persönlichen Bericht über das „Niederdeutsche Institut“ in Bremen.
Dr. Lehmbecker

Ferdinand Trömel †

Im Oktober 1976 verstarb in Husum der langjährige Inhaber der früheren Buchhandlung Opitz u. C. in Güstrow, Herr Ferdinand Trömel.

Er verfaßte den Artikel ‚Ein unbekanntes Bildnis des Malers Georg Fr. Kersting‘, den wir im letzten Heft zusammen mit dem angesprochenen Bildnis von Kerstings Hand veröffentlichten konnten.

Es war Herrn Trömel leider nicht mehr vergönnt, seine uns freundlichst zugesagten Erinnerungen an die Begegnungen in seiner Güstrower Buchhandlung mit Ernst Barlach niederzuschreiben. Wir bedauern sehr seinen Verlust als Mitarbeiter.

Aus Dianas Wunderreich

Der mecklenburgische Forstmann Goede Gendrich (Ludwig Dörbandt) hat im Verlag Paul Parey (Hamburg, Berlin) ein neues kleines Buch vorgelegt, das, wen wundert es bei dem bekannten Jagdautor Gendrich, wiederum dem Waidwerk, seiner geliebten Jagd gewidmet ist. Das Büchlein heißt „Das ist die Welt, der keine gleich, das ist Dianas Wunderreich“ — es ist wiederum ein glühendes Bekenntnis zu Wald und Tier und Natur und Humanismus — und es enthält rund 225 Jagdsprüche, deren Verfasser zum großen Teil unbekannt sind. In langer, zeitraubender Arbeit und umfangreicher Korrespondenz hat der Verfasser dieses jagdliche Kulturgut zusammengetragen — er hat auch besinnliche und bedenkenswerte eigene Verse beigesteuert — und er hat Zeugnisse aus der abendländischen Literatur eingebaut. So ist eine kleine jagdliche Kulturgeschichte entstanden, die, nicht chronologisch sondern nach Themen geordnet, fast zweieinhalbtausend Jahre übergreift. Das geht von dem Griechen Xenophon über Sebastian Brant, Hans Sachs und Martin Luther bis hin zu Shakespeare, Goethe und Rilke. Natürlich wurden auch Eichendorff und Löns nicht vergessen. Was diese Veröffentlichung auch für den Nichtjäger besonders reizvoll macht, ist die Tatsache, daß der Verfasser auch negative Stimmen in seine Sammlung einbezogen hat — mit leisem Augenzwinkern, denn gerade dadurch wird der Glanz der vielen enthusiastischen Bekenntnisse zum Waidwerk besonders hell.

So entstand ein sehr reizvolles, gebundenes Büchlein von rund 80 Seiten, das mit seinem mehrfarbigen festen Einband geschmackvoll aufgemacht und sauber und ansprechend gedruckt ist. Das Einbandaquarell eines Waldrandes stammt ebenso wie die hübschen Federzeichnungen und Vignetten im Innern des Buches von Evelyn Fischer.

Goede Gendrich bewirkt mit dieser sinnvoll und durchdacht zusammengestellten Neuerscheinung, daß altes jagdliches Kulturgut nicht in Vergessenheit gerät, sondern daß es für die Nachwelt erhalten bleibt. Aber dieses köstliche kleine Buch ist auch für jeden Mitmenschen, der nur ein wenig interessiert ist an „der Welt, der keine gleich“, an der waidgerechten Jagd und dem deutschen Wald also, ein ebenso schönes wie preiswertes Geschenk.

Gerd Lüpke

Vermischte Beiträge

zum

Carolinum

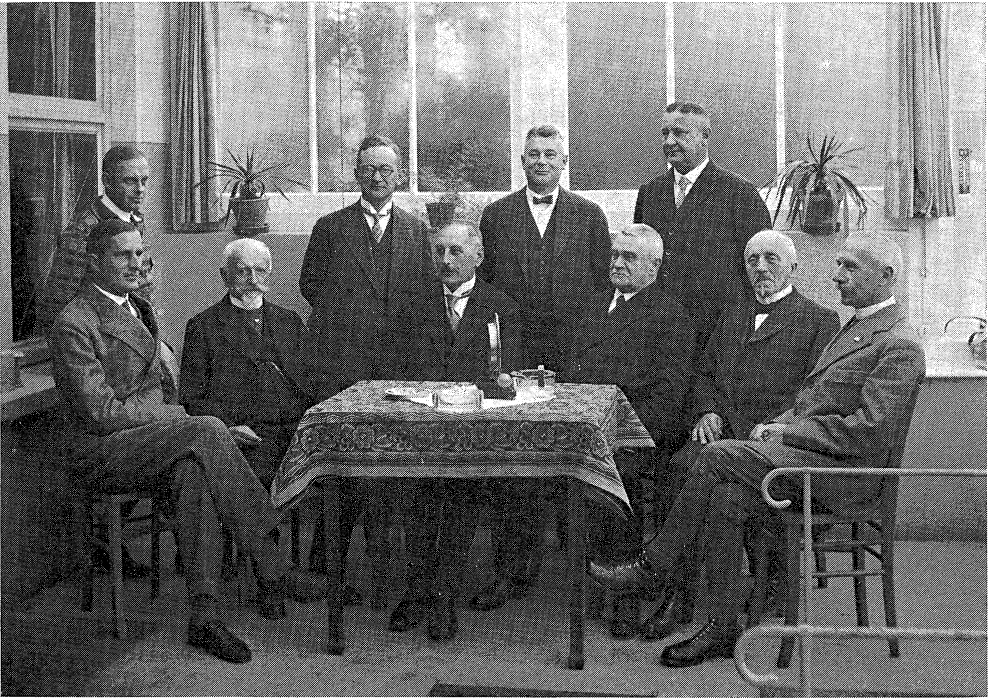
42. Jg. - Nr. 76/77

Göttingen

Frühjahr 1977

Vor rund 50 Jahren

Stammtisch in Feldberg bei Dörnbrack



Stehend von links nach rechts: Zahnarzt Gohlke, praktischer Arzt Dr. Hans Westphal, Amtmaurermeister Greck, Tierarzt Dr. Benzin; sitzend von links nach rechts: Amtsgerichtsrat Klingenberg, Forstmeister Grapow, Lüttenhagen, Bürgermeister Stöcker, Sanitätsrat Dr. Georg Westphal, Postmeister Peters, General a. D. Stempel. Die Aufnahme wurde uns freundlicherweise von Herrn Prof. Dr. Wilhelm Westphal — Plön zur Verfügung gestellt.

Drei Geschichten aus dem alten Neustrelitz

Dr. Martin Selmer, Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzscher Staatsrat in Neustrelitz, hat Erinnerungen geschrieben, die man im Karbe-Wagner-Archiv lesen kann. Ob er dazu gekommen ist, ein Weiteres durchzuführen, wovon er mir einmal gesagt hat, daß er nämlich gern durch die Straßen von Neustrelitz gehe und sich an die Menschen, die in den einzelnen Häusern gewohnt haben, erinnere, und daß er sich mit dem Gedanken trage, diese Erinnerungen aufzuschreiben, entzieht sich meiner Kenntnis. Er hat mir einige von diesen Geschichten erzählt, und ich denke, sie möchten das Interesse der Leser des Carolinums finden.

So erzählte er, daß der Großherzog Friedrich Wilhelm, der von 1860 bis 1904 regierte und blind war, sich jedoch um die Dinge seines Landes sehr genau kümmerte. Er war auch ein sehr sparsamer Herr gewesen, der das große Vermögen des Meckl. Strelitzer Fürstenhauses zusammengebracht hat. Er hatte angeordnet, daß er für jedermann aus der Bevölkerung, wenn er in Neustrelitz sei, mittags um 12 Uhr im Schloß zu sprechen sei. Und er hatte befohlen, daß er diese Menschen ganz allein empfangen wolle, also ohne Minister oder sonstwen. Das hätte, wie sich bei seiner Blindheit denken läßt, für ihn gefährlich werden können. Selmer hat den Großherzog einmal darauf angedeutet und ihn besorgt gefragt, ob er sich damit nicht in Gefahr begäbe, denn es könne ihm doch etwas Schlimmes dabei passieren. Der Großherzog hat ihn angehört und ihm geantwortet: „Meinen Sie denn nicht, daß ich auch dann in Gottes Hand bin?“

Ein tapferes Wort, aber auch eine Einschätzung der Lage, wie sie damals war, wie folgende Geschichte beweist. Die Neustrelitzer Kaufmannschaft beging den Geburtstag des Großherzogs immer im „British Hotel“ in der Schloß-Straße, und es war zur Gewohnheit geworden, daß der Buchhändler Barnewitz, Enkel des Pastors Samuel Friedrich Barnewitz in Rödlin und Sohn des Postmeisters Gottlieb Julius Barnewitz in Neustrelitz, der sich durch seine ausgezeichnete Tüchtigkeit eine führende Stellung in der Neustrelitzer Kaufmannschaft erworben hatte, bei dem Festessen aus Anlaß des Geburtstages des Großherzogs die Festrede hielt. Das war schon mehrere Jahre hindurch zufriedenstellend vor sich gegangen, einmal aber warteten die Anwesenden vergeblich darauf. Barnewitz blieb auf seinem Platz sitzen, er hatte wohl etwas zu tief in sein Weinglas geguckt, und als sein Nachbar ihn anstieß, damit er seine Rede hielt, stand er zwar auf, fiel aber gleich auf seinen Stuhl zurück und brach in die Worte aus: „Ick bün so duhn, duhner kann de Großherzog hüt ok nicht sin.“

Es hat niemand an dieser Rede Anstoß genommen, in der 200jährigen Geschichte von Mecklenburg-Strelitz hat es auch niemals einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung gegeben, es bestand zwischen dem Landesherrn und seinen Untertanen so etwas wie ein Verhältnis zwischen Vater und Sohn, und er nahm solche kleinen Entgleisungen nicht übel.

Hierher gehört auch die dritte Geschichte, die Staatsrat Selmer mir erzählt hat. Vor 1870 fand in Paris eine Weltausstellung statt, und der Buchhändler Barnewitz wurde als Vertreter der Neustrelitzer Kaufmannschaft dorthin entsandt. Nun hatte Mecklenburg-Strelitz zusammen mit Schwerin und vielleicht auch noch mit einem anderen Staat einen Gesandten in Paris. Es war der Baron Wendland, dessen Adel noch ziemlich jung war. Dieser nahm sich des Buchhändlers Barnewitz, der einem auch noch nicht alten kaufmännischen Geschäft vorstand, an und verschaffte ihm eine Audienz bei dem Kaiser Napoleon III., dessen Thron auch nur erst eines ziemlich jungen Datums war, und Wendland begleitete Barnewitz in das kaiserliche Schloß. Als sie den Audienzsaal betraten, war der Fußboden sehr glatt, Barnewitz rutschte aus und saß auf der Erde. Wendland wollte zuspringen und ihm aufhelfen, aber auch er rutschte aus und saß nun neben Barnewitz. Da sprang der Kaiser Napoleon zu, um den beiden zu helfen, aber auch er rutschte aus, und so waren alle drei auf dem glatten Parkett gelandet. Barnewitz hat diese Situation nach seiner Rückkehr von Paris natürlich erzählt und seinen Bericht geschlossen mit den Worten: „Dor seten wi denn nu, wi drei Parvenus, Napoleon, Wendland und ick.“ Und das war denn wohl eine recht treffende Beschreibung, und man kann nur bedauern, daß Staatsrat Selmer wahrscheinlich nicht dazu gekommen ist, diese und andere Neustrelitzer Geschichten aufzuschreiben und sie der Nachwelt zu erhalten.

H. H. Fölsch

Ehrenvolle Auszeichnung

Unserem Caroliner **Otto Erich Heipertz**, Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Oslo, wurde vom Bundespräsidenten das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Zu dieser hohen Auszeichnung gratulieren wir herzlichst!

Frau Anne Piehler 85 Jahre

Frau Anne Piehler, geb. Albrecht, vollendete am 12. April 1977 in Göttingen, Guldenhagen 19, ihr 85. Lebensjahr. Ihre verständnisvolle Hilfe, die sie ihrem am 18. Juli 1973 verstorbenen Gatten, unserem unvergeßlichen Oberstudiendirektor Gustav Heinrich Piehler, stets zuteil werden ließ, hat wesentlich dazu beigetragen, daß er seine große Aufgabe, nämlich die Neuherausgabe und Gestaltung der historisch-literarischen Zeitschrift „Carolinum“, von 1956 bis 1971 hervorragend erfüllen konnte!

Mehr als ein halbes Jahrhundert an der Seite ihres Gatten, mit dessen pädagogischem Wirken und mit seiner Schule vertraut, ist sie — selbst Mecklenburgerin — gleichermaßen auch mit unserer Altschülerschaft verbunden. Dafür danken wir ihr und wünschen ihr in bisheriger Rüstigkeit noch viele Jahre guter Gesundheit, die es ihr auch noch vergönnen möge, sich ihrem geliebten Klavierspiel zu widmen! Auch der 1. Bundesvorsitzende der Landsmannschaft Mecklenburg, Karl Werner Flint, übermittelte ihr in einem herzlich gehaltenen Schreiben seine Glückwünsche und die der Landsmannschaft.

Hans Erich Stier 75 Jahre

Der frühere Ordinarius für alte Geschichte an der Universität Münster, Professor Dr. Hans Erich Stier, vollendet am 25. Mai 1977 sein 75. Lebensjahr. In Rostock geboren, besuchte er zunächst das Gymnasium in Doberan und danach das Gymnasium Carolinum in Neustrelitz, wo er 1921 das Abitur hervorragend bestand. Während seines Studiums in Berlin fand er bereits die Aufmerksamkeit des berühmten Historikers Eduard Meyer. Er promovierte in Berlin 1927, habilitierte sich 1930 und wurde 1935 außerordentlicher und 1946 ordentlicher Professor in Münster. Sein großes wissenschaftliches Lebenswerk, das sich insbesondere mit der antiken Kultur und der griechischen und römischen Geschichte befaßt, ist in der Fachliteratur und Presse wiederholt gewürdigt worden. Wir möchten hier nur sein umfangreiches, uns besonders ansprechendes Werk „Deutsche Geschichte im Rahmen der Weltgeschichte“, erschienen um 1960, erwähnen.

Seine umfassende Bildung und seine großartige Deutung weltgeschichtlicher Zusammenhänge zeigten uns auch seine Vorträge, die er beim 1. Caroliner-Treffen 1956 und bei der 175-Jahrfeier unserer ehemaligen Schule im Jahre 1970 in der alten Aula der Universität zu Marburg hielt. Wir verweisen hierzu auf Heft 21/22, Seite 20—26, und auf Heft 58/59 dieser Zeitschrift, Seite 96 ff. Auf einer Kulturtagung der Landsmannschaft Mecklenburg in Bevensen zeichnete er ein anschauliches Bild von der Persönlichkeit und dem Wirken unseres großen Landsmannes Heinrich Schliemann.

Wir wünschen unserem Professor Stier noch viele Jahre schöpferischer Muße und Gesundheit!

Hermann Stech 70 Jahre

Unser Caroliner, Generaldirektor Dr. jur. Hermann Stech in Hannover, vollendete am 30. März 1977 sein 70. Lebensjahr. Nach dem Abitur 1925 studierte er Rechts- und Staatswissenschaften, absolvierte den juristischen Vorbereitungsdienst und war kurze Zeit als Gerichtsassessor tätig. Am 15. September 1934 trat er als Syndikus bei der Mecklenburgischen Hagel- und Feuerversicherungs-Gesellschaft a. G. ein, dieser ältesten privaten Versicherungsgesellschaft Deutschlands, die 1797 in Neubrandenburg gegründet worden war. Er wurde schon 1938 in den Vorstand berufen. Nach fast sechsjährigem Kriegsdienst, zuletzt als Hauptmann d. R., und kurzer Kriegsgefangenschaft begann er 1945 von Hannover aus, das Versicherungsunternehmen wieder aufzubauen, das in der sowjetischen Besatzungszone seine Existenzberechtigung und damit den überwiegenden Teil seiner Versicherungsbestände verloren hatte. Durch die Vereinigung mit den vormaligen Tochtergesellschaften, den Schwedter und Greifswalder Versicherungen, und Hinzunahme neuer zeitgemäßer Versicherungssparten leitete Dr. Stech eine Entwicklung ein, die mit der Gründung der Mecklenburgischen Lebensversicherungs-AG und der Mecklenburgischen Rechtsschutz-Versicherungs-AG zur Gruppe der Mecklenburgischen Versicherung führte. Er ist nach wie vor als Vorsitzender des Vorstandes der Mecklenburgischen und der Aufsichtsräte der vorgenannten Aktiengesellschaften tätig, außerdem im Aufsichtsrat der Norddeutschen Hypotheken- und Wechselbank in Hamburg sowie in Fachverbänden der Versicherungswirtschaft. U. a. war er 1972/73 Präsident des Gesamtverbandes der Deutschen Versicherungswirtschaft. Auch in der internationalen Verbandsarbeit wirkte er und zwar zeitweise als Präsident der internationalen Vereinigung der Ha-

gelyversicherungen, Sitz Zürich. Er gehört dem Ältestenrat der Industrie- und Handelskammer zu Hannover an und hat den Vorsitz im Kuratorium des Instituts für Berufsbildung der Versicherungswirtschaft in Hannover. Dr. Stech ist auch Mitbegründer des Freundeskreises der Stiftung Mecklenburg. 1972 wurde ihm vom Bundespräsidenten das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Wir Caroliner wünschen ihm weiterhin Erfolg und fürs neue Lebensjahrzehnt vor allem gute Gesundheit!

Geburtstage

Am 2. Februar 1977 konnte die ehemalige Lehrerin an unserer Bürgerschule, MARGARETE BURMEISTER, ihr 92. Lebensjahr vollenden. Sie wohnt jetzt in einem Altenheim in Bad Segeberg. Ebenfalls 92 Jahre alt wurde Frau EMMA HAMANN in Neustrelitz. Sie ist allen Neustrelitzern als frühere Inhaberin des Café Hamann am Markt wohl bekannt.

Der Senior unseres Vorstandes, ROBERT BUHROW, beging am 14. Februar d. J. in Hamburg seinen 86. Geburtstag. Er nahm in bewährter Rüstigkeit und Frische an unserer Vorstandssitzung am 26. Februar d. J. teil. Am 24. Februar 1977 vollendete unser Caroliner MAX WILKE in Kiel sein 75. Lebensjahr. Er ist seit Jahrzehnten im Landesverband Schleswig-Holstein der Landsmannschaft Mecklenburg aktiv tätig. Auch unser Caroliner FRIEDRICH WILHELM CONRADI feierte am 13. März d. J. in Bad Schwartau seinen 75. Geburtstag. Er ist seit 1962 erster Vorsitzender der Landsmannschaft der Mecklenburger in Lübeck. Oberstudienrätin a. D. DOROTHEA MEYER-BOTHLING in Bielefeld beging am 15. März 1977 ihren 70. Geburtstag. Sie ist Abiturientin unseres Carolinums von 1926. Am 21. März d. J. vollendete der Prokurist unseres Druckhauses Göttingen, DIETBERT HAMPE, sein 50. Lebensjahr. Herr Hampe hat unserem Oberstudiendirektor Piehler seit dessen Übersiedlung nach Göttingen bei der Gestaltung, Drucklegung und beim Versand unserer Zeitschrift mit Rat und Tat geholfen. Unsere Schriftleitung in der Nachfolge Piehlers unterstützt er in gleicher Weise.

Am 22. März 1977 wurde unser Caroliner HANS HEINRICH FÖLSCH in Sternberg 80 Jahre alt. Er war jahrelang Landessuperintendent in Neustrelitz. Ein jüngerer Bruder von ihm, der bekannte Dermatologe Dr. med. Friedrich Fölsch verstarb 1975 in Bremen. — Am 6. April 1977 konnte unsere bekannte Tanzlehrerin MINNIE LAMPRECHT in einem Altenheim in Lübeck auf ihr 87. Lebensjahr zurückblicken. Unser Caroliner OTTO FRIEDRICH SACHSE in Neustrelitz vollendete dort am 14. Mai 1977 sein 70. Lebensjahr, und am 18. Mai d. J. wurde unser Caroliner KARL WAGNER in Neustrelitz 65 Jahre alt.

Am 28. Mai 1977 vollendete Staatssekretär a. D. Dr. Dr. WALTER WEGNER in Osnabrück sein 75. Lebensjahr. Er überreichte als damaliger 1. Bundessprecher der Landsmannschaft Mecklenburg anlässlich unseres 5. Caroliner-Treffens in Marburg 1968 unserem inzwischen verewigten Oberstudiendirektor Piehler den Kulturpreis der Landsmannschaft Mecklenburg. Dr. Wegner ist jetzt Ehrenvorsitzender der Landsmannschaft Mecklenburg und Mitglied des Stiftungsrates der Stiftung Mecklenburg.

Am 18. Juni 1977 vollendet GERD TOLZIEN sein 75. Lebensjahr. Sein bedeutendes Schaffen als Journalist und freier Schriftsteller haben wir in Heft 63/64, Seite 63 dieser Zeitschrift gewürdigt. Wir verweisen u. a. auf seine Beiträge in Heft 31, Seite 21—34, und Heft 49, Seite 86/87 und Seite 104. OTTO PUTZIERER, seit Neugründung unserer Carolinerschaft im Jahre 1956 deren gewissenhafter Buch- und Kassenprüfer, kann am 26. Juni 1977 in Köln-Weidenpesch, immer noch tätig und rüstig, auf 80 Lebensjahre zurückblicken. MICHEL WOLFGANG LUDEWIG, seit 6 Jahren unser Schatzmeister, begeht am 4. Juli 1977 seinen 65. Geburtstag. Am 5. Juli 1977 vollendet KARL HARTWIG in Bremen, früherer Verlagsleiter der „Landeszeitung“ in Neustrelitz, sein 75. Lebensjahr. Professor DR. FRIEDRICH SCHEVEN wird am 14. Juli d. J. in Hilden sein 87. Lebensjahr vollenden. Als früherer Dozent am Pädagogischen Institut in Rostock und später als Propst in Burg Stargard ist er Generationen von Mecklenburgern bekannt geworden. Er hat sich durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten und durch Beiträge zu unserer Zeitschrift ausgezeichnet.

Zu unserer Zeitschrift hat auch DR. GERHARD REINHOLD durch manchen Aufsatz beigetragen. Er vollendet am 10. Juli 1977 in Wittlaer sein 75. Lebensjahr. Anfangs Schüler in Neustrelitz besuchte er dann das Neubrandenburger Gymnasium bis zum Abitur. Er ist stellvertretender Vorsitzender des Landesverbandes Nordrhein-Westfalen der Landsmannschaft Mecklenburg. — Oberstudienrat HANS JOACHIM HEISE in Berlin feiert am 17. Juli d. J. seinen 65. Geburtstag. Er ist Schüler unseres verehrten Musiklehrers und Organisten Albert Krietsch und hat sich zu unserer großen Freude bereit erklärt, anlässlich unseres diesjährigen Treffens am 10. September 1977 während unseres Gottesdienstes in der St.-Elisabeth-Kirche in Marburg die Orgel zu spielen.

Unser früherer Schatzmeister WALTER BLANK in Kiel, der unserem Vorstand von 1956 bis 1971 angehörte, wird am 13. August d. J. sein 75. Lebensjahr vollenden. Ober-

Die Oberprima des Gymnasium Carolinum im Kriegsfrühjahr 1915
auf einem Ausflug in Hohenzieritz



Benno Fritz Hans
Wagner Vathje Wilda

Helmut Fritz Herbert Carl Joachim
Biermann Wagner Hardegen Praefcke

Reimann Walter Walter Prütz
Schmidt Helmut Horn

Carl Leopold
Zöllner

Diese Aufnahme wurde uns freundlicherweise von Hans Heinrich Fölsch zur Verfügung gestellt.

studiendirektor a. D. DR. HERBERT MÜLLER-PRAEFCKE, wohnhaft in 7500 Karlsruhe-Waldstadt, Kolberger Straße 12g, wird am 27. August 1977 seinen 87. Geburtstag begehen können. Er war der Direktor unseres Oberlyzeums in Neustrelitz.

HERZOG CHRISTIAN LUDWIG ZU MECKLENBURG, Nachfahre des Gründers unseres Carolinums und Schirmherr unserer Altschülerschaft, wird am 29. September 1977 sein 65. Lebensjahr vollenden. Er wird auch an unserem diesjährigen Caroliner-Treffen in Marburg teilnehmen.

Wir Caroliner gratulieren allen und auch denjenigen, deren entsprechende Geburtstage uns nicht bekannt sind, sehr herzlich!

Wir bitten unsere Mitglieder und Freunde, uns bemerkenswerte Geburtstage und Familienereignisse mitzuteilen, damit wir sie bekanntmachen können und diese Beilage unserer Zeitschrift dadurch reichhaltiger und interessanter wird. Auch das trägt zum weiteren Zusammenhalt bei!

Hochzeiten

Unser verehrter Alt-Caroliner Professor Dr. Wilhelm Westphal und seine Gattin Elisabeth, geb. Blunck, feierten am 3. März 1977 in 2320 Plön/Holstein, Hipperstr. 3, das Fest der Diamantenen Hochzeit. Sie wurden vor 60 Jahren von dem damaligen Hauptpastor der Jakobi-Kirche in Hamburg, dem früheren Neustrelitzer Hofprediger Lic. Horn getraut. Das Ehepaar Westphal beging diesen Ehrentag in guter Gesundheit und besinnlicher Rückschau. Die Tochter ist Ärztin am Gesundheitsamt in Winsen. Der Sohn ist an der neuen Universität in Osnabrück tätig.

Am 11. März d. J. heirateten in Oppeln/Wingst (Land Hadeln) die Arzttochter Eva Thomsen und Jürgen Ludwig, Sohn unseres Caroliners Michel Wolfgang Ludwig und seiner Gattin Helga. Wir gratulieren dem altherwürdigen und dem jungen Paar!

Gestorben

Otto Krüger †

Die Nachricht aus Düsseldorf war für uns alle unfaßbar: Am 3. Dez. 1976 verstarb dort im 64. Lebensjahr unser Caroliner Otto Krüger. Auf keinem Heimattreffen in Ratzeburg, wo er auch eine Eigentumswohnung erwarb, und auf keinem Carolinertreffen in Marburg fehlte er. Auf Burg Rheinfels weilte er mit seiner Gattin noch am 16. und 17. Oktober 1976 unter uns in fröhlichster Runde. Er war nicht nur der Mittelpunkt seiner Klassenkameraden, wie ihn die Bilder auf Seite II der „Vermischten Beiträge“ zu Heft 75 dieser Zeitschrift zeigen, er gewann überall Sympathie. In seiner ganzen Art und Persönlichkeit war er ein echter Mecklenburger, dessen Lebenstüchtigkeit sich auch darin zeigte, daß er es in seiner beruflichen Laufbahn vom Anwärter des gehobenen Verwaltungsdienstes in Mecklenburg über den auswärtigen Dienst (Rom) bis zum Ministerialrat im Innenministerium des Landes Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf brachte. Eine beachtliche Leistung!

Wir haben mit Otto Krüger einen allseits beliebten Caroliner, einen treuen Landsmann und einen guten Mitmenschen verloren und trauern mit seiner Familie um ihn. In unserer Gemeinschaft lebt er fort, indem wir dankbar stets seiner gedenken!

Nach langer, schwerer Krankheit entschlief am 8. August 1976 Frau CHARLOTTE GÖSSLER, geb. Seelig, im 65. Lebensjahr. Sie war die Gattin unseres Caroliners Dr. Fritz Gössler in Kiel. Am 7. November 1976 verstarb in Nienstedten unser Caroliner, Finanzpräsident i. R. ADOLF BRINCKMANN, im Alter von 71 Jahren. Anfang Februar 1977 verstarb in Neustrelitz der bekannte Bauingenieur HANS THAMKE im Alter von 84 Jahren. In Mölln wurde am 14. Februar 1977 Frau ELLI SCHUHMACHER, geb. Runge, im Alter von 82 Jahren durch den Tod abberufen. Sie folgte ihrem 1975 verstorbenen Gatten, unserem altbewährten Neustrelitzer „Schutzmann“ Richard Schumacher. Nach einem erfüllten Leben ging am 1. März 1977 GUSTAV TESCH in Lübeck heim. Er wurde 93 Jahre alt und war der Vater unseres Caroliners Siegfried Tesch. Am 22. März 1977 wurde Frau LOTTE BAHLCHE, geb. Sasse, im Alter von 71 Jahren von ihrem schweren Leiden erlöst. Sie war die Gattin unseres Ehrenfried Bahlcke in Ratzeburg.

Wir trauern mit den Angehörigen und gedenken der Verstorbenen!

Karl Heinz Gieseler: --- mit meinen guten Wünschen --- verbinde ich den herzlichen Dank für Ihre Bemühungen um die Fortführung des „Carolinum“. Diese Zeitschrift ist mehr als nur ein Bindeglied zwischen den alten Carolinern, sie bringt auch jedes Mal wieder die alte Heimat in Erinnerung. --- Dieser herzliche Gruß ist ein Grund, Ihnen zu schreiben. Der andere Grund liegt in der Weitergabe herzlicher Wünsche an Sie von Botschafter Jesco von Puttkamer. Anlässlich einer Besichtigungsreise mit einer Delegation des Deutschen Sportbundes sind wir kürzlich bei einem Essen der jugoslawischen Regierung in Belgrad zusammengetroffen und Sie können sich sicherlich gut vorstellen, daß die beiden Conpennäler nur ein Thema hatten: Neustrelitz und Umgebung. Viele Namen alter Lehrer, Schulfreunde, kleine und große Ereignisse aus der Carolinerzeit wurden lebendig und die Zeit hätte viel länger sein können. Ich habe es am Schluß übernommen, rundum — und Sie ganz persönlich — herzlich zu grüßen. Jesco von Puttkamers alte Liebe zu Pferd und Hund ist geblieben. Gelegentlich marschierte er ja früher mit einem Foxterrier in die Schule, der dann treu 6 Stunden lang vor dem Eingang wartete.

Erika Benfer, geb. Schwenn: --- Meine Mutter kann leider nicht mehr gut sehen und darum kann sie Ihnen selber nicht schreiben. Weit sehen kann sie noch einigermaßen und auch grobe Handarbeiten machen, aber lesen und schreiben geht nicht mehr. Sonst geht es ihr gut. Wir waren Ende Oktober, Anfang November noch 3 Wochen in Güstrow und Neustrelitz mit dem Wagen, es hat ihr gefallen und ist ihr auch gut bekommen. Heini Diederichs hat uns in Güstrow besucht und wir haben einen Gegenbesuch in Holzendorf gemacht. Wir haben sehr viel Spaß gehabt. Daß Sie Muttis 90. Geburtstag so sehr hübsch in der Carolinerzeitung verewigt haben, hat sie sehr erfreut, auch mich, und wir danken Ihnen herzlich dafür.

Karl Otto von Wechmar: Welcher gebildete Mecklenburger wird nicht wieder zu Weihnacht' das vorzüglich redigierte Heft 75 mit Genuß studieren. Recht herzlichen Gruß!

Dr. jur. Hermann Stech: Min leiw Landsmann Lehmbecker, ik heww mi bannig freut dor-to, dat Sei mi so fründlich to minen runden Geburtsdag gratuliert hebben! Un dat de Herr President von uns' Reuter-Gesellschaft sülvst mit eegen Hand mi de Ihr andeiht to schri-ven, kann mi glatt ruuner gahn! Dorför dank ik Sei so recht von Harten!

As wi von de Nigenbramborger Frier- un Hagelversicherung ut 1797 nu vör tweiundörtig Johr nah Hannover kemen, wiren wi twölf Mann ut de olle Heimat, de hir wedder anfangen hebben. Dunntaumalen hebben wi ok in den Deenst väl Plattdütsch snackt, woll mihr as vör-dem tau Hus! Dat kem woll dorvon, dat uns' Arbeit un uns' Büro een Stück Heimat blewen wir, de wi ahn een Pund Gewicht in uns' Harten mitbröcht hadden. Un wenn ik in all de Johren dornah tau uns olle Versicherten von vördem nah Sleswig-Holstein kem, een orr twee mal in't Johr, denn hebben wi in uns' Versammlungen plattdütsch red't, de Holsteiner up ehr Oort und ik mit den' Meckelbörger Tungenschlag, wenn de man ok blot ut Land twee was, wat Strelitz meent is, wo jo anners Platt redt wurd, indem dat dor de Askanier un Brannen-burger siedelt hebben, bet nah Woren un Stemhagen hen, un nich de Ost- un Westfalen as in Land Ein!

Een fründlichen Kollegen von mi ut Hamburg, de nu in Frankfurt sitt, hett mi 'nen Prachtband von Fritz Reuter sin „Stromtid“ schenkt, 1878 bi Hinstorffen rutkamen, mit Goldschnitt un Illustrationen von Münchener Malers: so'n prächtig Bauk von Fritzing Reuter heww ik bet jetzt nich to seihn kreegen, un freut heww ik mi ook sihr! Un nu wünsch ik Sei väl Gaudes to Gesundheit so gaud as möglich, ok dat fröhliche Hart, dat Se ümmer hatt un anner dorvon afgewen hebben, Se Ehr Schölers un groot Lüd, as mi öfter vertellt is! Ümmer S'Ehr Hermann Stech.

Mitteilungen des Vorstandes

In seiner Sitzung am 26. Februar 1977 in Hamburg befaßte sich unser Vorstand u. a. mit der Ausgestaltung unserer Zeitschrift, mit den Vorbereitungen für unser 9. Caroliner-Treffen in Marburg vom 9. bis 11. September 1977 im Kurhotel Ortenberg und mit der **Einladung zur 450-Jahrfeier des Gymnasium Philippinum in Marburg**. Es wurde beschlossen, zur traditionellen Fortsetzung unserer guten Partnerschaft am Freitag, dem 10. Juni 1977, 20.00 Uhr am festlichen Konzert im Auditorium Maximum der Philipps-Universität, am Samstag, dem 11. Juni d. J. um 9.30 Uhr am Gottesdienst und um 11.00 Uhr c. t. am Festakt im Auditorium Maximum teilzunehmen.

Nach dem Kassen- und Prüfungsbericht wurde unserem bewährten Schatzmeister Michel W. Ludewig Dank und Anerkennung ausgesprochen. Die Entlastung unseres Vorstandes wird Sache der Hauptversammlung am 10. September d. J. in Marburg sein.

Beiträge richtig und rechtzeitig überweisen!

Durch Beschluß der Jahreshauptversammlung im September 1975 sind die **Beiträge ab 1. Januar 1976** neu festgesetzt worden und zwar auf

jährlich **DM 30,-** für Mitglieder unserer Carolinerschaft, d. h. für ehem. Caroliner und Lyzeistinnen aus Neustrelitz und

jährlich **DM 20,-** für die Mitglieder unseres Freundeskreises.

Wir bitten, diese **neuen Beitragssätze zu beachten** und bisher zu wenig überwiesene Beiträge für die Zeit **vom 1. Januar 1976** an nachzutragen und **rückständige Beiträge** in voller Höhe möglichst bald auf das Konto Nr. 1362 92 - 206 beim Postscheckamt Hamburg, Inhaber: Michel Wolfgang Ludewig in 2407 Bad Schwartau, zu überweisen! Wir hoffen, hiernach von Mahnungen, die nur unnötige Kosten verursachen, absehen zu können, und appellieren an diese finanzielle Mithilfe unserer Mitglieder und Freunde!

9. Großes Caroliner-Treffen in Marburg 9. bis 11. September 1977

Freitag, 9. September 1977

15.00 Uhr Vorstandssitzung Kurhotel Ortenberg

16.30 Uhr Hauptversammlung, zu der alle Mitglieder und Freunde erwünscht sind, ebenfalls im Kurhotel Ortenberg

20.00 Uhr c. t. Begrüßungsabend mit geladenen Gästen im Kurhotel

Samstag, 10. September 1977

10.00 Uhr Gottesdienst in der St. Elisabeth-Kirche zu Marburg. Predigt: Pfarrer Siegfried Lundbeck, Nordenham. An der Orgel: Joachim Heise, Berlin.

13.15 Uhr Gemeinsames Essen im Kurhotel Ortenberg

20.00 Uhr c.t. Geselliger Abend mit Tanz im Kurhotel Ortenberg

Sonntag, 11. September 1977

ab 10.00 Uhr fröhlicher Ausklang mit zwanglosem Beisammensein (je nach Wetterlage auf der Terrasse des Kurhotels Ortenberg oder in den Innenräumen)

Alle Caroliner und Freunde sind mit Familienangehörigen herzlich willkommen! Für die Teilnahme am gemeinsamen Mittagessen sind Voranmeldungen angebracht, die möglichst bis zum **25. August 1977** an Herrn Robert Buhrow, Schweimlerstr. 5, 2000 Hamburg 76, einzureichen sind.

Für die Veranstaltungen am Abend des 9. und 10. Sept. 77 und zur Deckung unserer Unkosten muß ein Eintrittsgeld von DM 6,- je Person erhoben werden. Schüler, Studenten und in beruflicher Ausbildung Befindliche haben freien Eintritt!

Hotelunterkünfte sind unmittelbar bei den früher innegehabten oder durch das Fremdenverkehrsamt Marburg, 3550 Marburg/Lahn am Hauptbahnhof, unter Angabe der Art und Ausstattung des gewünschten Zimmers zu bestellen.